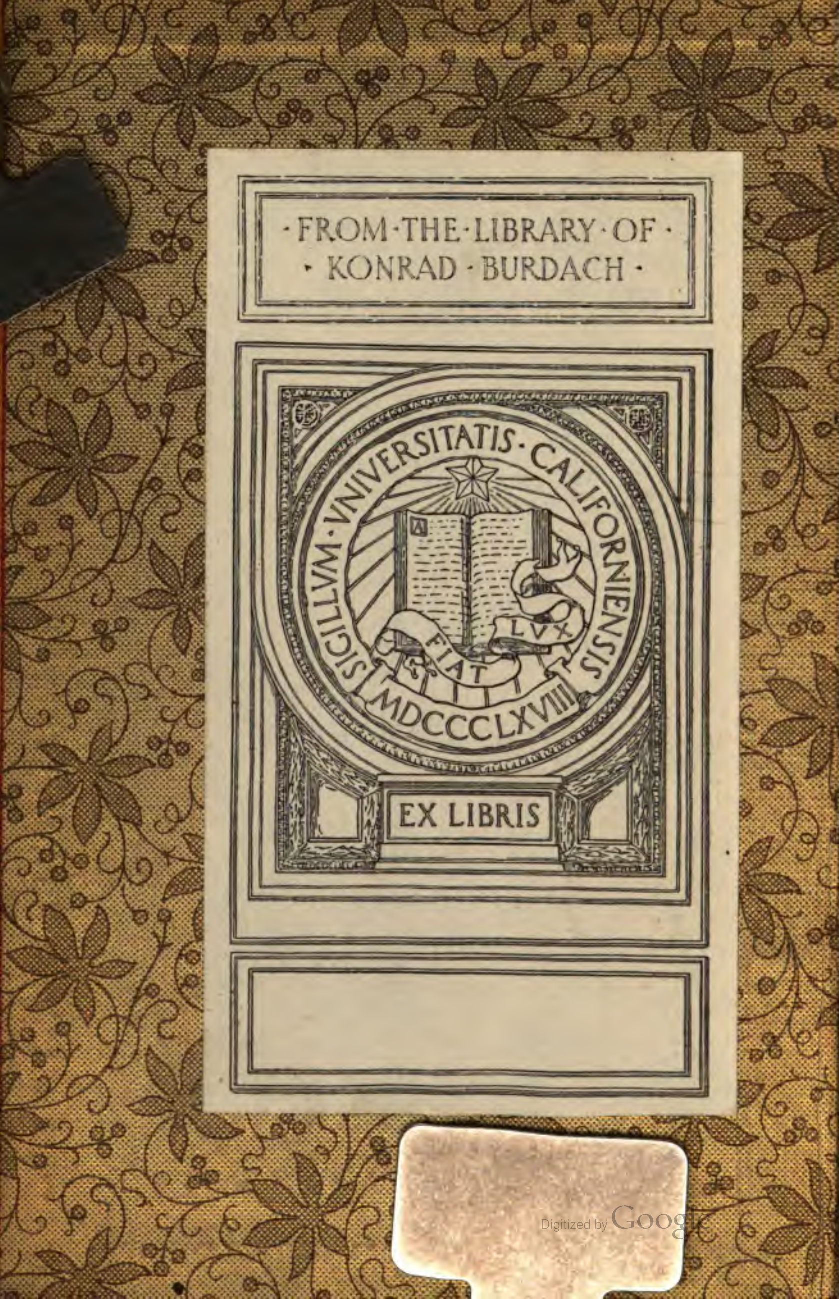
Emile Zola

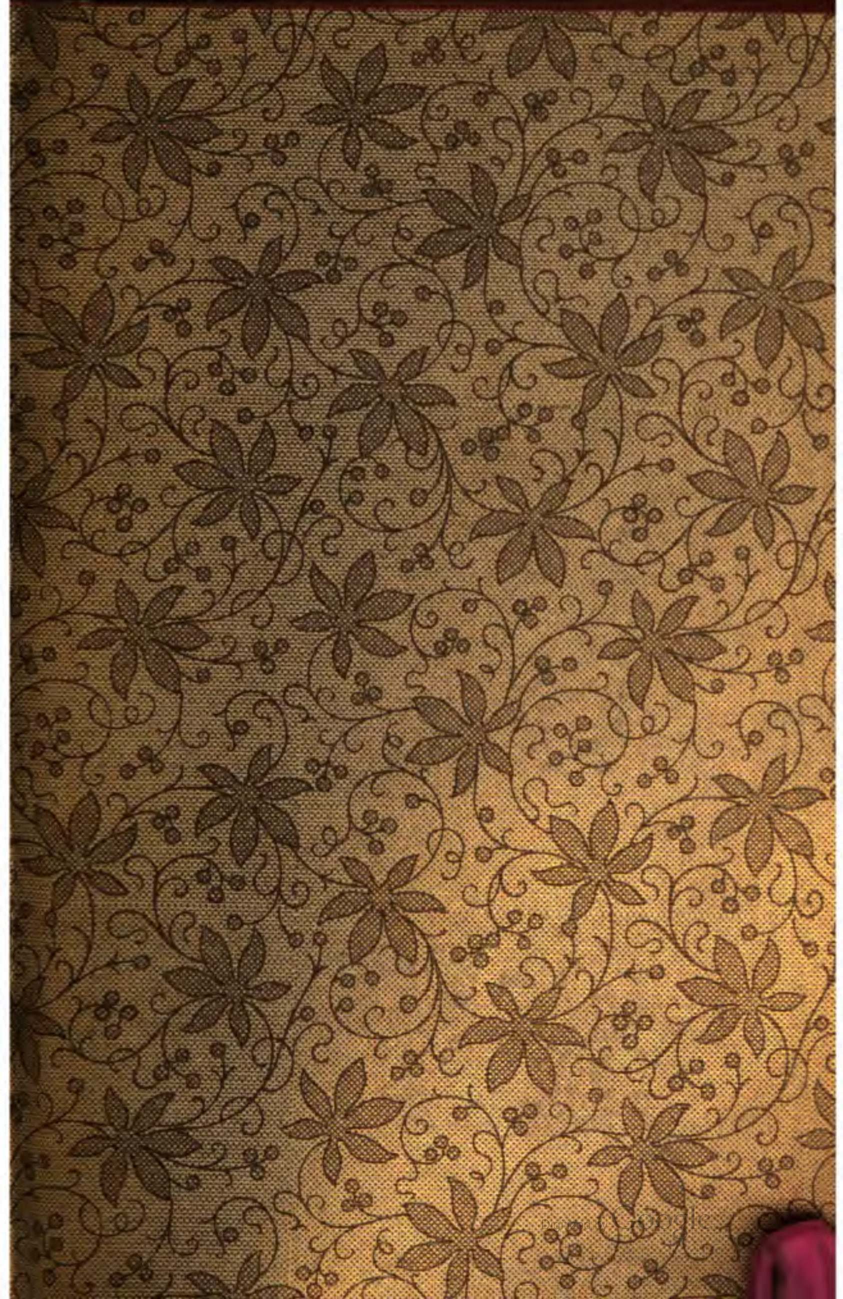
Die vier Evangelien

Arbeit.



Stuttgart & Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt


·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·
SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Arbeit

Der „Vier Evangelien“ zweiter Teil

Roman in drei Büchern

Von

Emile Zola

Aus dem Französischen übersetzt

von

Leopold Rosenzweig

Zweiter Band

Vierte Auflage



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1901

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

IV.

Lucas hatte sich wiedergefunden, willenskräftiger und thatfreudiger als je regte sich in ihm der Städtegründer und Städtebauer, und die Menschen und die Steine gehorchten seiner Stimme. Mit dem Glauben an seine Mission war ihm alle Stärke, alle Heiterkeit seiner Seele wiedergekehrt. Rüstig und fröhlich führte er den Kampf der Crêcherie gegen die Hölle, und von Tag zu Tag vergrößerte er seine Eroberung der Menschen und Dinge, dank dem heißen Begehren nach allgemeinem Glück und allgemeiner Liebe, von dem er durchlebt war, und das er um sich verbreitete. Seine neue Stadt sollte ihm Josine wiederbringen. Mit Josine waren alle Unglücklichen der Erde erlöst. Darauf hatte er seine Zuversicht gesetzt, und er arbeitete für und durch die Liebe, des Sieges gewiß.

An einem schönen, klaren Tage wurde er ungesehen Zeuge einer Scene, die ihn zugleich ergötzte und rührte, und sein Herz mit fröhlicher Hoffnung erfüllte. Er war im Begriff, einen Rundgang durch die Nebengebäude der Fabrik zu machen, um auch hier selbst nach dem Rechten zu sehen, als unerwartet helle Stimmen und lustiges Gelächter aus einer Ecke des Terrains zu ihm drangen, dort, wo am Fuße des steilen Abhanges der Monts Bleuses eine Mauer

das Gebiet der Crêcherie von dem der Hölle trennte. Er näherte sich sachte, um nicht gehört zu werden, und blickte auf das reizende Schauspiel einer Schar Kinder, die zwanglos, in unschuldiger Verbrüderung mit der Erde unter der hellen Sonne spielten.

Diesseits der Mauer befand sich Nanet, der täglich zu seinen Freunden in die Crêcherie kam, mit Lucien und Antoinette Bonnaire, die er wahrscheinlich auf einer hitzigen Jagd nach Eidechsen bis hierher geführt hatte. Alle drei hatten die Köpfe erhoben und lachten und schrieen, während auf der andern Seite der Mauer andre Kinder, die man nicht sah, ebenfalls lachten und schrieen. Und es war leicht zu erraten, daß drüben bei Nise Delaveau wieder ein Kindermahl stattgefunden hatte, daß die kleinen Gäste samt ihrer Wirtin, im Garten spielend, die Stimmen der Kameraden von drüben gehört hatten und daß nun beide Teile vor Begierde brannten, sich zu sehen, sich zu vereinigen, um miteinander spielen zu können. Leider aber war die Thür, die sich früher hier befand, vermauert worden, da man hatte erkennen müssen, daß alle Verbote und Schelte die Kinder nicht abhielten, miteinander zu verkehren. Bei Delaveau war ihnen streng verboten worden, auch nur bis ans Ende des Gartens zu gehen. In der Crêcherie bemühte man sich, ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie noch Unannehmlichkeiten, Streitigkeiten, vielleicht sogar einen Prozeß heraufbeschwören würden. Aber das alles fruchtete nichts, sie setzten sich über Verbote und Ermahnungen hinweg, als arglose Kinder, die den unbekannten Kräften der Zukunft gehorchten, sie ließen sich nicht abhalten, sich miteinander zu gesellen, zu vermengen, zu verbrüdern, in göttlicher Unkenntnis des Klassenhasses und der wütenden Kämpfe der Erwachsenen.

Die reinen, hohen Stimmen ertönten immerzu wie Lerchentriller.

„Bist du's, Nise? Guten Tag, Nise!"

„Guten Tag, Nanet! Bist du allein, Nanet?"

„O nein, Lucien und Antoinette sind auch da. Und du, Nise, bist du allein?"

„O nein, Louise ist bei mir und Paul. Guten Tag, guten Tag, Nanet!"

„Guten Tag, guten Tag, Nise!"

Sie wurden nicht müde, einander guten Tag zuzurufen, und begleiteten jeden Ruf mit nicht endenwollendem Gelächter, so lustig schien es ihnen, so miteinander zu sprechen, ohne sich zu sehen, als ob ihre Stimmen vom Himmel herunterkämen.

„Du, Nise, bist du noch da?"

„Ja, ja, Nanet, ich bin noch da."

„Nise, hör einmal, kommst du nicht herüber?"

„Wie sollt' ich hinüberkommen, Nanet, da die Thür vermauert ist?"

„So spring doch, Nise, spring doch!"

„Spring doch du, Nanet, spring doch!"

Und alle sechs fingen an zu rufen: „Spring doch, spring!" und hüpften wie toll an der Mauer in die Höhe, als ob sie hofften, sich sehen zu können, wenn sie recht hoch sprangen. Sie drehten sich, sie tanzten, sie verbeugten sich vor der unbarmherzigen Wand, sie thaten, als machten sie sich gegenseitig Gesten durch sie hindurch, mit der kindlichen Einbildungskraft, die alle Hindernisse überwindet.

Dann begannen die hellen Stimmen wieder.

„Du, Nise, weißt du was?"

„Was denn, Nanet?"

„Ich werde auf die Mauer steigen, Nise, und dich hinaufziehen, damit du herüberkommst."

„O ja, o ja! Steig hinauf, Nanet, steig hinauf!"

Mit katzenartiger Gewandtheit kletterte Nanet an der Mauer in die Höhe und war im nächsten Augenblicke oben. Dann setzte er sich rittlings oben hin, und war lustig anzusehen mit seinem runden Kopfe mit den blonden, zerzausten Haaren und den großen blauen Augen. Er war schon vierzehn Jahre alt, von kleiner, aber kräftiger Gestalt, mit einem lächelnden, dreisten Gesicht.

„Lucien, Antoinette, paßt auf, ob jemand kommt!"

Dann rief er, stolz auf seinen gebietenden Platz, von dem er beide Seiten übersah:

„Komm herauf, Nise, ich helfe dir!"

„Nein, nein, nicht ich zuerst. Ich werde auf dieser Seite aufpassen, Nanet."

„Wer soll also zuerst kommen, Nise?"

„Wart einmal, Nanet, gieb acht! Paul kommt hinauf. Hier ist ein Gitter an der Mauer. Er wird erst probieren, ob es bricht."

Ein Schweigen folgte und man hörte nur das Knacken alten Holzes und unterdrücktes Gelächter. Lucas überlegte, ob er nicht vortreten sollte, um die Ordnung herzustellen und die beiden Kindergruppen wie eine Schar Sperlinge zu verscheuchen. Wie oft hatte er selbst die Kinder ausgescholten, aus Furcht, daß ihre Zusammenkünfte einmal doch ernstliche Mißhelligkeiten hervorrufen könnten. Aber er fand die Kleinen so köstlich in ihrer Furchtlosigkeit und ihrem Uebermut, daß er sich noch nicht entschließen konnte, sie zu stören. Eine kleine Weile wollte er noch zusehen, und dann strenge einschreiten.

Ein Triumphgeschrei erscholl, Pauls Kopf erschien über der Mauer; Nanet zog ihn vollends herauf und ließ ihn dann auf dieser Seite in die Arme Luciens und Antoinettens hinabgleiten. Paul, obgleich auch schon über vierzehn Jahre alt, war nicht schwer, ein schmächtiger, hübscher blonder Junge

von sanfter, guter Gemütsart und mit weichen, klug blickenden Augen. Kaum auf dieser Seite der Mauer angelangt, umarmte er Antoinette, seine Freundin, die er sehr gern hatte, weil sie so groß und schön für ihre zwölf Jahre war und sehr viel Anmut besaß.

„So, der wäre drüben, Nise. Wer kommt jetzt?"

Aber Nise rief leise und ängstlich:

„St, st, Nanet! Dort beim Hühnerstall rührt sich was! Duck dich auf die Mauer, schnell, schnell!"

Dann, als die Gefahr vorüber war:

„Nanet, aufgepaßt, jetzt kommt Louise, ich helfe Louise hinauf!"

Und bald darauf erschien in der That der Kopf Louisens, ein Zickleinkopf mit schwarzen, ein wenig schiefgestellten Augen, einem winzigen Näschen und spitzen Kinn. Elf Jahre alt, war sie bereits ein kleines eigenwilliges und selbständiges Persönchen, die ihre Eltern, die guten Mazelle, täglich mehr außer Fassung brachte, da sie nicht begreifen konnten, wie ein solcher Wildfang aus ihrem sanften Egoismus hatte entspringen können. Sie wartete nicht einmal ab, daß Nanet ihr herüberhelfe, sondern sprang gleich selbst herunter und fiel Lucien, ihrem Herzensfreund, um den Hals. Dieser, der älteste von allen, war groß und kräftig, fast wie ein Mann mit seinen fünfzehn Jahren, und war ein erfinderischer Kopf, der seiner kleinen Freundin ganz außerordentliche Spielzeuge verfertigte.

„Nummer zwei, Nise. Jetzt bist nur noch du übrig. Komm schnell, dort beim Brunnen rührt sich wieder was!"

Das Knacken brechenden Holzes wurde hörbar, offenbar war ein ganzes Blatt des Gitterwerks umgefallen.

„O Nanet, ich kann nicht. Louise hat das ganze Gitter niedergetreten!"

„Das macht nichts, Nise. Gieb mir nur deine Hand, ich zieh dich herauf.“

„Nein, nein, es geht nicht, Nanet; du siehst, so viel ich mich auch strecke, ich bin zu klein.“

„Wenn ich dir sage, daß ich dich heraufziehe. Noch ein Stückchen! Ich bück' mich, und du hebst dich. Hoppla! Siehst du, wie es geht!“

Er hatte sich flach auf die Mauer gelegt, so daß er sich nur wie durch ein Wunder im Gleichgewicht hielt, und mit einem kräftigen Ruck hob er Nise herauf und setzte sie rittlings vor sich hin. Sie sah noch zerzauster aus als sonst mit ihrem blonden Lockenkopf, ihrem rosigen, stets lachenden Mäulchen und ihren blauen Augen. Sie paßten zusammen, sie und ihr Freund Nanet, blondlockig und zerzaust eins wie das andre.

Eine kurze Weile blieben sie so rittlings oben sitzen, eins dem andern gegenüber, triumphierend, sich so hoch in der Luft zu befinden.

„O, dieser Nanet, wie stark er ist! Er hat mich richtig heraufgezogen.“

„Du hast dich aber auch ordentlich groß gemacht. Weißt du, ich bin vierzehn Jahre alt.“

„Und ich elf! Sag, sitzen wir nicht da, wie auf einem Pferd, einem sehr hohen Pferd aus Stein?“

„Weißt du was, Nise? Ich stell' mich auf, willst du?“

„O ja, ja, aufstellen! Ich stell' mich auch auf!“

Da rührte sich wieder was im Garten, diesmal von der Küchenseite her. Und von Furcht ergriffen, umfaßten sie sich und kollerten, eins in des andern Armen, von der Mauer herab, indem sie sich mit aller Kraft aneinder drückten. Sie hätten sich zu Tode fallen können, aber sie waren ganz heil geblieben, sie erhoben sich lachend und begannen sogleich munter zu spielen. Paul und Antoinette,

Lucien und Louise tollten schon zwischen den Büschen und Felsblöcken umher, die hier, am Fuße der Felswand, köstliche Verstecke boten.

Lucas, der einsah, daß es zu spät war, hemmend einzugreifen, zog sich leise und geräuschlos zurück. Da ihn niemand gesehen hatte, so würde auch niemand wissen, daß er die Augen zugedrückt hatte. Ach, die lieben Kleinen, mochten sie doch nur dem Trieb ihrer reinen Jugend folgen und sich unter Gottes freiem Himmel zusammenfinden, trotz aller Verbote! Sie waren die Blüte des Lebens, das wohl wußte, zu welcher künftigen Ernte es in ihnen emporsproßte. Sie waren vielleicht bestimmt, die Versöhnung der Klassen zu verwirklichen, sie hielten vielleicht die Zukunft in sich, in der Gerechtigkeit und Frieden herrschen sollte. Was die Väter nicht thun konnten, das würden sie thun, und ihre Kinder würden es noch mehr thun, dank der unbesieglichen Kraft der menschlichen Entwicklung, die in ihren Adern pochte. Und indem er sich sachte entfernte, um sie nicht zu stören, lachte Lucas vergnügt in sich hinein über ihren Frohsinn und ihren lauten Uebermut, der von keinem Gedanken an die Schwierigkeit getrübt war, die das Wiedererklettern der Mauer ihnen bereiten mußte. Nie noch hatte der Ausblick in die Zukunft ihm so hoffnungsfreudig geschienen, nie hatte er mehr Kraft zum Kampf und Zuversicht auf den Sieg in sich gefühlt.

Und lange Monate dauerte der Kampf, der erbitterte, erbarmungslose Krieg zwischen der Crêcherie und der Hölle. Lucas, der die Crêcherie schon erschüttert, auf dem Wege zum Niedergang geglaubt hatte, bot alle seine Kraft auf, um sie aufrecht zu erhalten. Er hoffte für lange Zeit hinaus auf keine Erweiterung seines Unternehmens, er wollte nur keinen Boden verlieren; und es war schon ein schöner

Erfolg, daß er sich auf derselben Höhe erhalten, daß er lebensfähig bleiben konnte unter den Schlägen, die von allen Seiten auf ihn niederfielen. Aber welch eine gewaltige Aufgabe, welche Tapferkeit und übermenschliche Arbeit erforderte sie! Die Macht der Idee gab ihm die Größe und Kraft eines Apostels und wirkte Wunder durch ihn. Er war überall zu gleicher Zeit, befeuerte die Arbeiter in den Werkstätten, befestigte die Bande der Brüderlichkeit zwischen Großen und Kleinen im Gemeinhaus, wachte über die geregelte Verwaltung in den Magazinen. Man sah ihn täglich in den sonnigen Gassen der jungen Stadt, mit den Frauen lachend, mit den Kindern spielend, ein junger Vater dieses seines kleinen Volkes. Alles wuchs, dehnte sich, ordnete sich nach seinem Winke, dank seinem Schöpfergenie, seiner Fruchtbarkeit, die überall Samen ausstreute, wohin er den Fuß setzte. Und das größte Wunder war die vollständige Eroberung seiner Arbeiter, unter denen die Uneinigkeit und der Aufruhr einen Augenblick einzureißen gedroht hatten. Obgleich Bonnaire noch immer nicht so dachte wie er, hatte Lucas die Zuneigung dieses wackeren und guten Menschen so vollständig erworben, daß er in ihm seinen treuesten und ergebensten Gehilfen fand, ohne den das Werk sicherlich nicht hätte durchgeführt werden können. Ebenso hatte sein unerschöpflicher Reichtum an Liebe allmählich alle Arbeiter durchströmt, sie scharten sich immer fester um seine Person, als sie sahen, wie zartfühlend, wie brüderlich er war, wie er nur für das Glück andrer lebte, nur in diesem sein eignes Glück fand. Alle Angehörigen der Crêcherie bildeten eine große Familie, um die das Band der Gemeinsamkeit sich immer fester schlang, da alle endlich begriffen, daß es für sein eignes Glück arbeiten heiße, wenn man für das

Glück aller arbeitete. Sechs Monate hindurch verließ nicht ein einziger Arbeiter die Fabrik, und wenn auch die, die ausgetreten waren, noch nicht wiederkehrten, so waren doch die Treugebliebenen opferfreudig genug, nicht ihren ganzen Anteil zu beziehen, sondern einen Teil in der Kasse des Unternehmens zu lassen, um diesem zu ermöglichen, einen beträchtlichen Reservefond anzulegen.

Und in dieser kritischen Zeit war es zweifellos die Solidarität aller Genossenschaftsmitglieder, die sich zur Verteidigung des gemeinschaftlichen Werkes zusammenschlossen, welche die Crêcherie rettete, welche sie davor bewahrte, unter der egoistischen Feindschaft und dem giftigen Haß des alten Beauclair zusammenzubrechen. Der in kluger Vorsicht angelegte, sich rasch vermehrende Reservefonds bot einen kräftigen Stützpunkt im Kampfe. Er ermöglichte es, ungünstige Momente zu überdauern, er verhütete die Notwendigkeit drückender Anlehen in den Zeiten der Krise. Mit seiner Hilfe konnten zweimal neue Maschinen angeschafft werden, die durch eine Aenderung der Fabrikationsweise notwendig geworden waren und die Herstellungskosten bedeutend verringerten. Dazu kamen dann noch einige glückliche Umstände; es wurden gerade damals einige größere Brücken- und sonstige Bauten ausgeführt und neue Eisenbahnen angelegt, so daß ein großer Bedarf an Schienen und Trägern entstand. Der lange Frieden, dessen sich Europa erfreute, gab der friedlichen und zivilisatorischen Seite der Eisenindustrie eine mächtige Entwicklung. Nie noch war das wohlthätige Eisen in solchem Maße in alle Zweige menschlicher Thätigkeit eingedrungen. Die Ziffer der Geschäfte in der Crêcherie war somit gewachsen, ohne daß gleichwohl die Gewinne sehr groß gewesen wären, denn Lucas wollte vor allen Dingen billige Preise erzielen, in

der Ueberzeugung, daß er sich damit die Zukunft sichere. Er kräftigte das Unternehmen durch eine weise Verwaltung, durch Ersparnisse auf allen Seiten, und war vor allem darauf bedacht, dem Reservefonds so viel Geld als möglich zuzuführen, damit es in Zeiten der Gefahr nicht an Barmitteln fehle. Und die Hingabe aller an die gemeinsame Sache, die solidarische Selbstverleugnung der Arbeiter, die auf einen Teil ihres Gewinnes verzichteten, that dann das übrige, und ermöglichte es, den Tag des endgültigen Sieges ohne große Entbehrungen abzuwarten.

In den Qurignonschen Werken war die Lage nach wie vor eine glänzende, die Geschäfte hatten sich nicht vermindert, die Fabrikation der Kanonen und Geschosse wurde noch immer mit ausgezeichnetem Erfolge betrieben. Aber schon übertraf da der Anschein die Wirklichkeit, und Delaveau empfand manchmal ernste Besorgnisse, über die er mit niemand zu sprechen wagte. Wohl hatte er ganz Beauclair, die ganze bedrohte bürgerliche und kapitalistische Gesellschaft auf seiner Seite; und außerdem war er überzeugt, daß die Wahrheit, die Autorität, die Kraft mit ihm waren, und daß ihm der endliche Sieg gewiß sei. Trotzdem überschlichen ihn immer mehr geheime Zweifel, die rastlose, nüchterne Thätigkeit der Crêcherie beunruhigte ihn, obgleich er alle drei Monate ihren Zusammenbruch vorhersagte. Er konnte nicht an eine Konkurrenz in den Schienen und Trägern denken, die die benachbarten Werke zu außerordentlich billigem Preise herstellten; es blieben ihm also nur die feinen Objekte von sorgfältiger Ausführung, die mit drei bis vier Francs das Kilo bezahlt wurden. Aber diese wurden auch von zwei sehr bedeutenden Werken in einem nahen Departement hergestellt; sie machten ihm furchtbare Kon-

kurrenz, er fühlte, daß eines von den drei Etablissements zu viel war, und es handelte sich nur darum, welches von den beiden andern verschlungen werden sollte. War nicht das von ihm geleitete, das durch die Crêcherie geschwächt war, zum Unterliegen verurteilt? Dieser Zweifel nagte an seinem Herzen, obgleich er mit verdoppelter Thatkraft arbeitete, und vollkommene heitere Zuversicht in die gute Sache, in die Religion des Lohnsklaventums zur Schau trug, deren Vorkämpfer er war. Aber mehr noch als die Konkurrenz, als die Zwischenfälle der industriellen Kämpfe drückte ihn das Bewußtsein, daß er über keinen Reservefonds verfügte, der es ihm ermöglichen würde, außerordentliche Ereignisse, plötzliche Katastrophen zu überstehen. Wenn eine Krise eintrat, eine Arbeitsunterbrechung, ein Streik, oder auch nur ein schlechtes Jahr, so mußte dies zum Untergang führen, da die Fabrik keine Mittel hätte, um das Wiederaufleben der Geschäfte abzuwarten. Schon hatte er, um neue Maschinen kaufen zu können, deren sofortige Anschaffung dringend notwendig war, dreimalhunderttausend Francs aufnehmen müssen, deren Zinsen nun die Bilanz schwer belasteten. Und wie, wenn er nun noch und abermals würde borgen müssen, bis er ganz von dem Moloch der Schulden verschlungen würde?

Um diese Zeit versuchte Delaveau seinem Vetter Boisgelin vernünftig zuzureden. Als er diesen dazu bestimmt hatte, ihm den Rest seines Vermögens anzuvertrauen und die Stahlwerke zu kaufen, hatte er ihm die feste Zusicherung gegeben, daß er ihm sein Geld so hoch verzinsen werde, daß er nach wie vor ein luxuriöses Leben werde führen können. Seitdem sich jedoch die Verhältnisse schwierig gestalteten, wünschte Delaveau, daß sein Vetter genug vernünftige Einsicht besitze, um seine Ausgaben für eine

Weile einzuschränken, mit der Sicherheit, daß er sie, sobald wieder gedeihliche Zustände eingetreten waren, in demselben und selbst in verstärktem Maße werde wieder aufnehmen können. Wenn Boisgelin sich bereit gefunden hätte, nur die Hälfte des Gewinnes aus der Kasse zu beziehen, so wäre die Anlage eines Reservefonds möglich geworden. Aber Boisgelin wollte von derlei nichts hören, und weigerte sich unbedingt, seine immer kostspieligere Lebensführung, seine Jagden, seine Empfänge, im geringsten einzuschränken. Es kam sogar zu erregten Wortwechseln zwischen den beiden Vettern. Im Augenblicke, wo das Kapital Miene machte, sich nicht mehr die vollen erwarteten Zinsen erpressen zu lassen, wo die Arbeitssklaven nicht mehr genügten, um den verschwenderischen Luxus des nichtsthuenden Herrn herbeizuschaffen, klagte der Kapitalist den Fabrikdirektor an, daß er seine Versprechungen nicht halte, daß er ihn verkürzen wolle. Delaveau war wütend über diese alberne Genußgier, aber noch immer dämmerte ihm keine Ahnung auf, daß seine Frau, Fernande, hinter seinem geckenhaften Vetter stand, daß sie die Verderberin und Geldverschlingerin war, daß für ihre Launen und Tollheiten alle diese großen Summen vergeudet wurden. Auf der Guerdache folgte ein Fest dem andern, Fernande genoß in vollen Zügen die Entschädigung für ihre früheren Entbehrungen, berauschte sich so sehr an ihren unaufhörlichen Triumphen, daß jedes Nachlassen ihr wie eine Verkürzung schien. Sie selbst reizte Boisgelin gegen ihren Mann auf, sagte ihm, daß Delaveau eine Verminderung seiner Leistungsfähigkeit zeige, daß er es nicht verstehe, den vollen möglichen Ertrag aus den Werken zu ziehen, und daß es nur ein Mittel gebe ihn anzuspornen, und das sei, immer mehr Geld von ihm zu verlangen. Denn da

Delaveau in seiner Selbstherrlichkeit es unter seiner Würde hielt, mit Frauen von ernsten Dingen zu reden, und auch mit seiner eignen keine Ausnahme machte, so war sie über die thatsächlichen Verhältnisse ganz im unklaren, und nach ihrer Ueberzeugung mußte sie ihren Mann unaufhörlich aufstacheln, immer höhere Anforderungen an ihn stellen, wenn sie ihren Traum verwirklichen und eines Tages mit den erbeuteten Millionen nach Paris zurückkehren wollte.

Eines Nachts jedoch ließ Delaveau seine Frau einen Blick in seine Gedanken thun. Sie waren von einer Jagd auf der Guerdache zurückgekehrt, während welcher Fernande, die leidenschaftlich gern galoppierte, mit Boisgelin verschwunden war. Am Abend hatte dann ein großes Diner die Jagdteilnehmer vereinigt, und es war Mitternacht vorüber, als das Ehepaar heimkehrte. Die junge Frau schien sehr ermüdet, wie gesättigt von den fieberhaften Genüssen, die ihren Lebensinhalt ausmachten; sie entkleidete sich rasch, schön und verführerisch in ihrer Mattigkeit, und legte sich zu Bett; während ihr Mann langsam und methodisch ein Kleidungsstück nach dem andern ablegte und dabei gedankenvoll und mit zornig gerunzelter Stirn im Zimmer hin und her ging.

„Sag einmal,“ fragte er endlich, „hat dir Boisgelin nichts gesagt, wie ihr allein miteinander rittet?“

Fernande öffnete erstaunt ihre Augen, die sich schon zu schließen begonnen hatten.

„Nein,“ erwiderte sie. „Zum mindesten nichts besonderes. Was hätte er mir sagen sollen?“

„Hm,“ sagte Delaveau, „wir haben nämlich vorher einen Wortwechsel gehabt. Er hat für Ende des Monats wieder zehntausend Francs von mir verlangt. Aber diesmal hab’ ich’s ihm rundweg abgeschlagen. Es ist ja unmöglich, unsinnig!“

Sie erhob den Kopf ein wenig, ihre Augen wurden wieder hell.

„Wieso unsinnig? Warum willst du ihm die zehntausend Francs nicht geben?"

Sie selbst hatte Boisgelin dazu veranlaßt, diese zehntausend Francs zu verlangen, um dafür ein elektrisches Automobil zu kaufen; sie hatte plötzlich die Laune bekommen, und die Laune war wie gewöhnlich zum glühenden Wunsch geworden, in einem solchen Fahrzeug zu sitzen und in toller Schnelligkeit hinzusausen.

„Warum?" rief Delaveau, sich vergessend. „Weil dieser Dummkopf schließlich mit seiner unaufhörlichen Verschwendung die Fabrik ruinieren wird. Wir werfen um, wenn es in dieser Weise weitergeht. Giebt es denn etwas Sinnloseres als diese ewigen Vergnügungen, diese alberne Eitelkeit, sich von aller Welt ausbeuten zu lassen?"

Mit einem Ruck hatte sie sich aufgesetzt, ihr Gesicht war blaß geworden; und er fuhr mit der täppischen Ahnungslosigkeit des blinden Gatten fort:

„Es giebt nur einen vernünftigen Menschen auf der Guerdache, die arme Suzanne, die einzige, die sich nicht unterhält. Sie dauert einen tief, wenn man sie immer so traurig sieht, und als ich sie heute bat, auf ihren Mann einzuwirken, erwiderte sie mir, indem sie die Thränen zurückdrängte, daß sie sich in diese Sachen nicht mengen wolle."

Dieser ungeschickte Appell an die rechtmäßige Frau, an die Geopferte, die so hoch und vornehm in ihrem Verzicht war, brachte Fernande vollends außer sich. Aber vor alles andre drängte sich der Gedanke, daß die Fabrik, die Quelle ihrer Genüsse, in Gefahr sein könnte.

„Wir werfen um — warum sagst du das? Ich dachte, die Geschäfte gingen sehr gut?"

Es klang ein solcher Ton leidenschaftlicher Angst in ihrer Frage, daß Delaveau zur Besinnung kam; und davor zurückschreckend, daß sie die Befürchtungen übertreiben könnte, die er sich selbst nicht gestehen mochte, verschloß er die Wahrheit wieder in sich, die er in seinem Zorn zum Teil enthüllt hatte.

„Die Geschäfte gehen sehr gut, das ist richtig. Aber sie gingen noch besser, wenn Boisgelin nicht die Kasse leeren würde, um seiner hirnverbrannten Verschwendungssucht frönen zu können. Ich sage dir, er hat nicht für zwei Sous Verstand in seinem hohlen Geckenkopfe.“

Vollständig beruhigt legte sich Fernande mit einer geschmeidigen Bewegung ihres schlanken Körpers wieder ins Bett zurück. Ihr Mann war nichts als ein plumper, brutaler und geiziger Mensch, der nur darauf bedacht war, so wenig Geld als möglich aus der gefüllten Kasse der Fabrik hergeben zu müssen. Und der derbe Spott, die verächtlichen Worte, mit denen er Boisgelin belegte, waren ihr ebensoviele persönliche Angriffe auf sie selbst, die sie tief verletzten.

„Mein Lieber,“ sagte sie kalt, „es ist nicht jeder dazu geschaffen, alle seine Tage in abstumpfender Lasttierarbeit zu verbringen, und die, die das Geld haben, thun recht daran, es nach ihrem Gefallen anzuwenden und sich die höheren Genüsse des Lebens dafür zu verschaffen.“

Delaveau wollte heftig erwidern; aber er bezwang sich plötzlich. Wozu sollte er sich bemühen, seine Frau zu seiner Ansicht zu bekehren? Er behandelte sie als verzogenes Kind, ließ ihr in allen Dingen ihren Willen, ohne sich bei ihr je über die Fehler zu erzürnen, die er bei andern so scharf tadelte. Er bemerkte gar nicht, welch sinnloses Leben sie führte, denn in Bezug auf sie war er selbst sinnlos, sie

war das glänzende Geschmeide, nach welchem er heiß verlangt hatte, und das er nun überglücklich war in seinen plumpen Arbeiterhänden halten zu können. Er liebte, er begehrte sie immer mit neuer Leidenschaft, wenn er nach hartem Tagewerk aus den schwarzen Werkstätten, dem dröhnenden Lärm, der rauchigen Luft der Fabrik in ihr Schlafzimmer kam, und sie in ihrer herrlichen Schönheit, einen berauschenden Duft ausströmend, im Bette fand. Sie blieb ihm die bewunderte, die angebetete Frau, das Idol, dem gegenüber sein Verstand und seine Manneswürde widerspruchslos verstummten, an die kein Schatten eines Verdachts sich heranwagte.

Es folgte ein Stillschweigen. Delaveau legte sich seinerseits zu Bette, ohne vorerst noch die kleine elektrische Lampe auf dem Nachtkästchen zu verlöschen. Eine kurze Weile lag er unbeweglich, mit offenen Augen. Dicht neben sich fühlte er die Wärme und den Duft des schönen Körpers seiner Frau, sah er die seidenweiche Haut der Arme und der Brust aus den Spitzen hervorschimmern. Fernande war schon dem Einschlummern nahe, ihre Augen waren geschlossen, und ihr vor Ermüdung blasses Gesicht ruhte, verführerischer als je, inmitten der dunkeln Flut ihrer Haare.

Ihr Gatte wandte sich gegen sie und drückte einen Kuß auf eine eigensinnige Locke hinter ihrem Ohr. Da sie sich jedoch nicht rührte, glaubte er, daß sie schmolle, und wollte sie versöhnen, wollte ihr beweisen, daß er die Schwachheiten des Luxusbedürfnisses begreife.

„Mein Gott, ja, er soll meinetwegen die zehntausend Francs noch haben, wenn er solches Verlangen nach einem Automobil hat. Was ich dagegen sagte, war nur aus Vorsicht. — Die Jagd war sehr schön heute.“

Sie antwortete noch immer nicht. Aus ihren leicht geöffneten roten Lippen, zwischen denen die weißen, festen Zähne hervorschimmerten, kam der warme und rhythmische Hauch ihres Atems, während ihre weiße Brust sich schwach hob und senkte, wie ermattet von langem Liebesgenuß. Sie lag mit gelösten Gliedern, die Decke halb zurückgeschoben, als schliefe sie den Rausch der Genüsse des Tages aus.

„Fernande, Fernande!“ rief Delaveau leise, indem er sie abermals mit einem leichten Kuß berührte.

Dann, als er sah, daß sie wirklich schlief, ließ er mit einem schwachen Seufzer ab.

„Gute Nacht, Fernande!“

Nachdem er die Lampe abgedreht hatte, legte er sich wieder nieder. Aber er konnte keinen Schlaf finden, seine Augen blickten weit geöffnet in die Dunkelheit des Zimmers. In fieberhafter Unruhe neben dem warmen und duftenden Frauenkörper an seiner Seite liegend, geriet er mit seinen Gedanken wieder auf die Befürchtungen, auf die schweren Besorgnisse, die ihm die Lage der Fabrik einflößte. Und in diesem peinlichen Zustand der Schlaflosigkeit vergrößerten sich die Schwierigkeiten vor seinem Geiste, sah er die Gefahr einer düsteren Zukunft so nahe, so greifbar wie noch nie. Klar stand ihm die Ursache des Ruins vor Augen, diese wahnsinnige Genußsucht, diese krankhafte Eile, das kaum gewonnene Geld zu verschleudern. Irgendwo klaffte ein Abgrund, in den der Reichtum unablässig sich ergoß, fraß ein entsetzliches Geschwür, das alle Gesundheit, alle Kräfte verzehrte. Er, der gewohnt war, aufrichtig gegen sich selbst zu sein, prüfte sein Gewissen und konnte keinen Vorwurf gegen sich entdecken. Zeitig morgens auf seinem Posten, verließ er am Abend als letzter die Werkstätten, überwachte

und leitete alles, führte die große Schar seiner Untergebenen, so wie er ein Regiment geführt hätte, dabei bemüht, gerecht in seiner Strenge zu sein. Alle seine ungewöhnlichen Fähigkeiten waren in steter Thätigkeit, er arbeitete mit außerordentlicher Klarheit und Zweckmäßigkeit, mit der ehrlichen Hingabe eines Kämpfers, der siegen will um jeden Preis, oder untergehen. Und er litt entsetzlich darunter, daß er sehen mußte, wie sein Werk trotz seines Heldentums dem Verderben zuglitt, infolge einer langsamen Zerstörung alles dessen, was er schuf, infolge einer unablässigen Unterwühlung, von der er nicht wußte, woher sie ausging, und der alle seine Energie nicht steuern konnte. Die unaufhörlichen Geldansprüche Boisgelins, das, was er seine sinnlose Lebensführung nannte, seine gierige Genußsucht, waren zweifellos das Krebsgeschwür, das die Werke verzehrte. Aber wer verblendete ihn so, woher entstand der Wahnwitz dieses Menschen, für den ihm, dem vernünftigen, nüchternen, festgefügten Arbeiter, der Trägheit und Genußsucht verachtete, jeder Begriff fehlte?

Und Delaveau ahnte nicht, daß die Vergifterin, die Zerstörerin dicht an seiner Seite lebte, daß es seine geliebte Fernande war, die schöne, schlanke und geschmeidige Frau, die da neben ihm schlief, und deren wollüstiger Duft ihn berauschte. Während er in dem Ruß der Werkstätten, in der glühenden Ausstrahlung der Oefen alle seine Kräfte aufbot, um der qualvollen Mühe der Arbeiter möglichst viel Geld zu erpressen, erging sie sich in kostbaren, hellen Toiletten unter den Bäumen der Guerdache, verschwendete Unsummen auf die tollen Einfälle ihrer Laune, zerkaute mit ihren weißen Zähnen gleich Pastillen die Hunderttausende von Francs, die tausend Lohnsklaven unter den dröhnenden Schlägen

der Dampfhämmer für sie schmiedeten. Und eben jetzt, während er, mit offenen Augen in die Finsternis starrend, sich das Gehirn zermarterte und sich fragte, auf welche Weise er die großen Summen, deren er bedurfte, aufbringen sollte, schlief sie an seiner Seite, ihr Körper dicht an dem seinigen, den Rausch ihrer heutigen Freuden aus, geschwellt, übersättigt von Wollust, so ermattet vom Genuß, daß ihr schwacher Atem kaum ihre Brust hob. Von Zeit zu Zeit erwachte seine Mannesbegierde gegen dieses Weib, das sein war, und das er nicht kannte. Sie lag fast nackt neben ihm, mit gelösten Gliedern, so vollkommen vom Schlaf umfangen, daß er sie hätte nehmen können, vielleicht ohne daß sie es gewußt hätte. Dann kehrten seine geschäftlichen Sorgen mit erneuter Macht wieder, und er sah in ihr nur ein bewußtloses Kind, dessen Schlummer er achtete, ebenso wie er alle ihre Launen duldete, ohne jemals in die Seele eingedrungen zu sein, die in diesem von ihm so vergötterten Körper wohnte. Endlich schlief er ein und träumte, daß feindliche Dämonen den Boden der Werke unterwühlten, und daß alle ihre Gebäude in einer stürmischen Nacht unter Donner und Blitz von der Erde verschlungen werden würden.

An den folgenden Tagen gerieten die Gedanken Fernandes einige Male wieder auf die Befürchtungen, denen ihr Mann Ausdruck gegeben hatte. Wenn sie sich diese auch mit seiner angeblichen Sucht, Geld aufzuhäufen, mit seinem Haß gegen die Genüsse des Luxus erklärte, so konnte sie sich doch bei dem Gedanken an einen möglichen Ruin eines Schauers nicht erwehren. Wenn Boisgelin zu Grunde gerichtet wäre, was würde aus ihr? Das würde für sie nicht nur das Ende dieses köstlichen Lebens bedeuten, das sie von Jugend auf heiß ersehnt hatte,

als Entschädigung für das Elend von einst, für abgetretene Schuhe und fadenscheinige Kleider, für mühseligen Erwerb bei ausbeuterischen Menschen; sondern das wäre auch die Rückkehr nach Paris als Unterlegene und Herabgekommene, eine Wohnung für tausend Francs in irgend einem entlegenen Viertel, eine kleine Anstellung für Delaveau, und die ganze Widerwärtigkeit und Erniedrigung eines armseligen Haushaltes für sie. Nein, nein, das durfte nicht sein, um keinen Preis wollte sie sich die goldene Beute entreißen lassen; sie klammerte sich an das Eroberte mit aller Kraft, mit aller heißen Gier ihrer Seele. In dem herrlich schönen, schlanken Körper dieser Frau, unter ihrer verführerischen Grazie, barg sich eine grausame Raubtiernatur von unersättlichem Blutdurst. Sie war grimmig entschlossen, ihren Begierden nicht den geringsten Zwang aufzuerlegen, ihre Genüsse bis zur Neige auszukosten, ohne sich sie von jemand verwehren oder auch nur vermindern zu lassen. Diese rußige und schmutzige Fabrik, deren Riesenhämmer sie Tag und Nacht ihr Wohlleben schmieden hörte, verachtete sie wie einen widerlichen Ort, wo sich die Häßlichkeiten des Lebens bargen; die Arbeiter, die an der Höllenglut der Oefen brieten, damit sie ein Dasein behaglicher, genußreicher Trägheit führen könne, waren ihr eine Art von Haustieren, die sie ernährten und ihrer Bequemlichkeit dienten. Niemals setzte sie ihre kleinen Füße auf den schwarzen, buckligen Boden der Werkstätten, und niemals nahm sie das geringste Interesse an der menschlichen Herde, die an ihrer Thür vorüberzog, von der mörderischen Arbeit zu Boden gedrückt. Aber diese Herde gehörte ihr, diese Fabrik gehörte ihr, und der Gedanke, daß man sie bedrohen, ihren Untergang herbeiführen könnte, brachte ihr ganzes Wesen in Aufruhr, forderte sie zu wütender Gegenwehr

heraus wie ein Angriff auf ihre eigne Person. Daher wurde jeder, der den Werken schadete, ihr persönlicher Feind, ein gefährlicher Verbrecher, den sie mit allen ihr erreichbaren Mitteln zu beseitigen trachtete. Daher war ihr Haß gegen Lucas in stetem Wachsen begriffen seit ihrer ersten Begegnung, seit jenem Mittagmahl auf der Guerdache, wo sie mit ihrem feinen Fraueninstinkt sofort in ihm den Mann gespürt hatte, der ihr den Weg verstellen würde. Und in der That war er ihr immerfort ein Hindernis gewesen, und nun drohte er gar, die Werke zu Grunde zu richten, sie selbst in unerträgliche Mittelmäßigkeit zurückzuschleudern. Wenn sie ihn gewähren ließ, war's vorbei mit ihrem Glück, raubte er ihr alles, was ihr das Leben wertvoll machte. Und von mörderischer Wut erfüllt unter ihrer reizenden Außenseite, dachte sie nur noch daran, wie sie ihn unschädlich machen könnte, und träumte von wilden Thaten, mit denen sie ihn vernichtete.

Es waren nahezu acht Monate vergangen, seitdem Josine in einer letzten Liebesnacht von Lucas Abschied genommen hatte, das Glück, das das Leben ihnen schuldete, auf später verschiebend, als sich Ereignisse abspielten, welche Fernande die erwartete, ersehnte Gelegenheit boten, den Todesstoß gegen ihren Feind zu führen. In jener schmerzlich-seligen Nacht hatte Josine in den Armen Lucas' empfangen. Sie war schon im fünften Monat der Schwangerschaft, ohne daß selbst Ragu etwas gemerkt hätte; und erst als er sie eines Abends in seiner Trunkenheit schlagen wollte und sie ihren Leib mit einer erschrockenen Gebärde schützte, entdeckte er mit einemmal ihren Zustand. Er war zuerst starr vor Verblüffung.

„Du bist schwanger, du bist schwanger, Metze? Deshalb hattest du also immer solche Heimlichkeiten

und wolltest nicht einmal das Hemd vor mir wechseln! Ich mußte eben so dumm sein, wie du verlogen bist, daß ich es noch nicht gemerkt habe!“

Dann durchfuhr’s ihn wie ein Blitz, daß das Kind nicht von ihm sein konnte. Wie er stets wiederholte, berührte er sie nur zum Vergnügen, und er war seiner Vorsichtsmaßregeln sicher. Nur kein Kind, nur kein Anhängsel auf dem Halse. Man vergnügte sich miteinander, und damit Gott befohlen, man lud sich keine unnötige Last auf. Woher also stammte dieses Kind? Wer war der Vater? Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen in wachsender Wut.

„Wie, Metze, es ist doch wohl nicht von selbst gekommen? Du wirst nicht die Unverschämtheit haben, zu behaupten, daß es von mir ist, da du sehr wohl weißt, daß ich mich vorgesehen habe, um keines zu bekommen. Von wem ist es also? Sag’s doch, sags’ schnell, oder ich erwürge dich!“

Josine stand leichenblaß da und sah mit ihren sanften Augen entschlossen auf den Trunkenen, ohne zu antworten. Und in ihrer Angst konnte sie nicht umhin, sich zu verwundern, daß er so in Zorn geriet, denn sie war ihm, wie es schien, in der letzten Zeit vollkommen gleichgiltig geworden, er drohte ihr jeden Tag, sie auf die Straße zu werfen, und sagte, er wäre froh, wenn irgend ein andrer sie aufläse. Er selbst hatte sein Junggesellenleben wieder aufgenommen, vergnügte sich mit den Fabrikarbeiterinnen, die ihm zu Willen waren, und begnügte sich im übrigen mit den zerlumpten Dirnen, die nächtlicherweile in den schmutzigen Gassen von Alt-Beauclair herumstreifen. Da er ihr also unzähligemal in brutalster Weise bewiesen hatte, daß er sie nicht mehr wollte, warum geriet er so in Wut darüber, daß sie schwanger war?

„Es ist nicht von mir, du wirst nicht so frech sein, zu sagen, daß es von mir ist?“

Sie erwiderte endlich, ohne den Blick von ihm zu wenden, leise und fest:

„Nein, es nicht von dir!“

Er führte einen wütenden Faustschlag nach ihr, aber sie wich zurück, so daß er nur ihre Schulter streifte.

„Du sagst mir das ins Gesicht, verdammte Metze?“ brüllte er. „Und den Namen des Menschen, sag mir den Namen des Menschen, damit ich ihm sein Teil gebe!“

„Den Namen sag' ich dir nicht,“ erwiderte sie ruhig. „Du hast kein Recht, ihn zu wissen, da du mir zwanzigmal gesagt hast, daß du genug von mir hast, und daß ich mir einen andern suchen kann. Du wolltest kein Kind von mir haben, ich habe eines von einem andern, der ist nun mein Mann, und die Sache kümmert dich nicht weiter.“

Er wollte sie erschlagen. Sie mußte fliehen, um sich vor den Fußstößen zu schützen, die er mit mörderischer Berechnung gegen ihren Leib führte. Was ihn besonders zu sinnloser Wut stachelte, das war, daß sie ihm ins Gesicht gesagt hatte, daß sie von einem andern Mutter sei, und daß sie ihn fortan nichts mehr angehe, daß er kein Anrecht mehr an ihren Körper und an ihr Leben habe. Er, der kein Kind gewollt hatte, wurde von dem Gedanken, daß er nicht der Vater sei, wie von glühendem Eisen gebrannt. Er fühlte, daß sie nicht mehr ihm gehörte, daß sie nie ihm gehört hatte, und daß sie ihm nun für immer entrückt war. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer rasenden Eifersucht, deren Qual er bisher nicht gekannt hatte, und die er nie kennen zu lernen gedacht hätte. Von da ab schloß er die Frau ein, die er auf die Straße

hatte werfen wollen, die er um schmutziger Dirnen willen verlassen hatte, er bewachte sie, er wurde von Wut erfaßt, wenn er sie mit einem Mann sprechen sah. In seinem wahnsinnigen Zorn über das Unwiderrufliche mißhandelte er sie, peinigte er diesen Körper, dessen Besitz ihm durch seine Schuld entgangen war. Und immer kam die verletzte Eitelkeit des Mannes, der es nicht verstanden hatte, sein Lebenswerk zu thun, auf den andern zurück, auf den Unbekannten, der aus diesem Körper einen Teil seines Körpers gemacht hatte.

„Sag mir seinen Namen, sag mir seinen Namen, und ich schwöre dir, daß ich dich in Ruhe lasse!"

Aber sie blieb standhaft, sie ertrug die Schmähungen und die Schläge und sagte nur mit ihrer sanften Festigkeit:

„Du brauchst seinen Namen nicht zu wissen, er geht dich nichts an."

Ragu konnte unmöglich an Lucas denken, und nichts konnte ihn auf diese Spur bringen, denn keine menschliche Seele, außer Soeurette, hatte Josinens nächtliche Besuche gesehen. Er suchte unter seinen Kameraden, dachte an eine Stunde des Vergessens in den Armen irgend eines hübschen Jungen seines Kreises, am Abend eines Zahltages, wenn der Wein das Blut erhitzt. Aber all sein Suchen war vergeblich, er mochte noch so viel lauern und spüren, er erreichte nichts, als daß seine Wut und sein nagender Groll sich steigerten.

Indessen verbarg sich Josine vor allen Blicken, aus Furcht, daß es schlimme Folgen für Lucas haben könnte, wenn das Geheimnis ihrer Liebe ans Licht käme. Als sie die Gewißheit hatte, daß sie von ihm schwanger sei, war sie zuerst von himmlischer Freude erfüllt gewesen, sie hätte zu ihm eilen mögen, um ihm die große, glückliche Neuigkeit

mitzuteilen, über die er, wie sie sicher war, ebenso selig sein würde wie sie. Dann waren ihr ängstliche Zweifel gekommen, sie hatte es für geboten gehalten, noch zu warten, um nicht irgend ein gewaltsames Ereignis heraufzubeschwören, während die Crêcherie gerade so schwere Tage durchmachte. Und nur durch einen Zufall erfuhr Lucas von dem Kommen dieses teuren Kindes, dessen Vater er war. Als er eines Tages, mit Bonnaire im Gespräch begriffen, diesen bis zu seinem Hause begleitete, fanden sie dort eine Gruppe von Frauen stehen, denen die Toupe von der Schwangerschaft ihrer Schwägerin erzählte, indem sie allerei giftige Andeutungen an diese Neuigkeit knüpfte. Lucas fühlte sein Herz stillstehen und dann hochaufschlagen. Josine kam manchmal in die Crêcherie, um Nanet abzuholen, der ganze Tage da verweilte; und eben, als die Frauen von ihrer Schwangerschaft sprachen, kam sie herbei und mußte ihren Fragen Rede stehen. Ja, sie war nun im sechsten Monat, und man sah es schon sehr. Da bemerkte sie Lucas, und sie fühlte so sehr, wie er darunter litt, daß er sich stumm in der Ferne halten mußte, daß sie beinahe meinte es nicht ertragen zu können, daß sie nicht mit ihm sprechen, ihm nicht zujubeln sollte, wie unendlich glücklich sie war. Sie ahnte den schrecklichen Zweifel, der seine Seele martern mußte, sie wußte, daß ein einziges Wort von ihr ihn beruhigen, beseligen würde. Dieses Wort, es drängte sich aus ihrem Herzen empor, es erstickte sie fast: „Es ist von dir!“ Und dann fand sie doch ein köstliches Mittel, ihm dieses Wort zuzusenden, als die Frauen einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit von ihr abwandten und sich wieder in ihr Gespräch vertieften. Sie legte zuerst beide Hände auf ihren gesegneten Leib, hob sie dann mit einer Gebärde voll Liebe

und Dankbarkeit an ihre Lippen, und sandte ihm die Gewißheit seiner Vaterschaft in einem unmerklichen Kusse zu; er begriff sofort, und auch ihn durchströmte die unendliche Seligkeit, die sie darüber empfunden hatte, von ihm befruchtet worden zu sein.

Es bot sich Lucas und Josinen keine Gelegenheit, ein Wort miteinander zu wechseln, keine andre Mitteilung fand zwischen ihnen statt, als diese lieberfüllte Gebärde, dieser Kuß, der sie vollends vereinigte. Aber Lucas, aufs tiefste erregt, zog Erkundigungen ein, und erfuhr bald von den Eifersuchtsausbrüchen Ragus, von seinen Mißhandlungen, von der peinlichen Ueberwachung, in der er seine Frau hielt. Und wenn er noch den geringsten Zweifel über seine Vaterschaft gehabt hätte, diese rasende Eifersucht des Mannes hätte genügt, um ihn zu überzeugen. Von nun ab war Josine seine Frau. Sie gehörte ihm, ihm allein, da sie ein Kind von ihm unterm Herzen trug. Der einzige wahre Gatte war der Vater, der Genuß, den man einer Frau raubte, ließ keine Spur zurück, zählte nicht. Es gab nur ein einziges festes, ewiges Band zwischen Mann und Weib, das Kind, das geschaffene Leben, das aus der unlöslichen Vereinigung zweier Menschen entsteht. Daher war er nicht eifersüchtig auf Ragu, während dieser toll vor Eifersucht war, denn Ragu existierte nicht, er war nur der Räuber, der weitergeht und den man vergißt. Josine gehörte ihm, Lucas, für immer, sie würde zu ihm zurückkehren, und das Kind sollte die lebende Blüte ihres untrennbaren Bundes sein.

Von da ab litt Lucas jedoch schrecklich unter dem Bewußtsein, Josine Schmähungen und Mißhandlungen ausgesetzt zu wissen, in steter Gefahr ihres und jenes andern, keimenden Lebens. Es war ihm un-

erträglich, die geliebte Frau in den entehrenden Händen Ragus zu lassen, während er sie in ein Paradies der Liebe und Zärtlichkeit hätte versetzen, sie mit all der Vergötterung hätte umgeben mögen, die der Mutter zukommt, welche durch das Kind geheiligt ist. Aber was thun, wie sie unter seinen Schutz nehmen, wenn sie sich so beharrlich scheu zurückzog, sich schweigend im Schatten barg, um jede Unannehmlichkeit von ihm fernzuhalten? Sie vermied es sogar, ihn zu sehen, aus Furcht vor irgend einem Zufall, der ihr Geheimnis, das sie so liebevoll in ihrer leidenden Seele barg, hätte preisgeben können; und er mußte ihr förmlich auflauern, sie überraschen, um endlich einige Worte mit ihr wechseln zu können.

In einer finstern Nacht war es, daß Lucas, an einer Ecke der armseligen Rue des Trois-Lunes stehend, Josine im Vorübergehen ersah und anhielt.

„O, Lucas, du bist es? Welche Unvorsichtigkeit, Geliebter! Gieb mir schnell einen Kuß und geh gleich wieder, ich bitte dich!“

Aber er hielt sie fest umschlungen und sagte ihr leise und innig ins Ohr:

„Nein, nein, Josine, ich muß mit dir sprechen. Du erduldest zu viel, und es ist verbrecherisch von mir, daß ich dich, die mir so teuer, so kostbar ist, so leiden lasse. Höre, Josine, ich bin gekommen, um dich zu holen, du mußt mir folgen, zu mir, zu dir, um als geliebte, verehrte, glückliche Frau an meiner Seite zu leben.“

Sie überließ sich einen Augenblick dem süßen Trost dieser zärtlichen Umarmung, dieser Worte. Aber sogleich machte sie sich wieder los.

„O, Lucas, was sagst du da? Bist du so wenig vernünftig? Ich sollte zu dir kommen, wenn ein solcher Schritt die schrecklichsten Gefahren für dich

heraufbeschwören könnte? Von mir wäre es verbrecherisch, wenn ich noch ein Hindernis mehr bilden würde auf dem schweren Wege, den du zurücklegen mußt, um dein Werk zu vollenden! Geh nur schnell, geh, Geliebter! Ich würde mich eher töten lassen, als deinen Namen verraten!"

Er versuchte sie zu überzeugen, wie überflüssig es sei, der Heuchelei der Welt ein solches Opfer zu bringen.

„Du bist mein Weib, da ich der Vater deines Kindes bin, und mir mußt du folgen. Wenn erst unsre Stadt der Gerechtigkeit erbaut ist, wird es kein andres Gesetz mehr geben als das der Liebe, und die freie Vereinigung wird die einzige von allen geachtete sein. Warum sollten wir uns um die Leute kümmern, die sich heute noch über uns entrüsten würden?"

Und als sie fest bei ihrer Opferwilligkeit blieb, indem sie sagte, daß nur das Heute ihr wichtig sei, da sie ihn frei von jedem Hemmnis, stark und triumphierend siegen sehen wolle, rief er verzweifelt:

„Wirst du also nie zu mir zurückkehren, wird dieses Kind nie mein Kind sein, vor den Augen aller Welt, im hellen Licht der Sonne?"

Sie schlang wieder ihre Arme um ihn und flüsterte ihm zu, ihre Lippen auf den seinen:

„Ich werde zu dir zurückkehren an dem Tage, da du meiner bedürfen wirst, da ich dir kein Hemmnis mehr, sondern eine Gehilfin sein werde, und werde dir das süße Kind mitbringen, das dann für uns beide eine neue Quelle der Kraft sein wird."

Und das schmutzige Beauclair, die alte elende Höhle der zum Fluch gewordenen Arbeit, lag rings um sie in der Finsternis unter dem zermalmenden Druck Jahrhunderte alter Ungerechtigkeit, während

die Beiden Worte der Zuversicht in eine Zukunft voll Frieden und Glück miteinander tauschten.

„Du bist mein Mann, und niemand andrer hat je für mich existiert. O, wenn du wüßtest, wie süß es für mich ist, deinen Namen nicht zu sagen, trotz aller Drohungen, ihn ganz für mich zu behalten wie eine verborgene Blume und zugleich wie eine Rüstung! Beklage mich nicht, Geliebter, ich bin stark und ich bin glücklich!“

„Du bist mein Weib, ich habe dich geliebt vom ersten Tage an, da ich dich so elend und dabei so holdselig sah, und wenn du meinen Namen verschweigst, so will ich den deinigen verschweigen, er soll meine Religion und meine Stärke sein, bis endlich die Stunde kommt, wo du selbst unsre Liebe laut hinausrufen wirst.“

„O Lucas, wie gut und wie klug du bist, und welches Glück erwartet uns!“

„Du bist es, Josine, die mich gut und klug gemacht hat, und weil ich dir damals zu Hilfe gekommen bin, werden wir eines Tages glücklich sein in dem Glücke aller.“

Sie sprachen nicht weiter und blieben noch einige Augenblicke in fester, inniger Umarmung. Er fühlte ihren bebenden, fruchtbaren Leib, der ihm das köstliche neue Leben verhieß, das er in ihr geweckt hatte; und sie drückte ihre Brust dicht an die seinige, als wollte sie ganz in ihm verschwinden und aufgehen. Dann machte sie sich los und kehrte stolz und unbesieglich zu ihrem Martyrium zurück, während er durch die Nacht heimwärts ging, um weiter zu kämpfen und zu siegen.

Aber wenige Wochen darauf lieferte ein Zufall Josinens Geheimnis Fernande aus. Fernande kannte Ragu, dessen Rückkehr in die Hölle ein gewisses Aufsehen erregt hatte; seit der Zeit that Delaveau,

als schätze er ihn besonders, er machte ihn zum Puddelmeister und bewilligte ihm eine außerordentliche Zulage, obgleich er ein wüstes Leben führte. Fernande war auch unterrichtet von den heftigen Scenen im Hause Ragus. Dieser legte sich keinerlei Zurückhaltung auf, stieß ganz laut die gemeinsten Beschimpfungen gegen seine Frau aus, nannte sie öffentlich eine Straßendirne, die sich von irgend einem Vorübergehenden habe schwängern lassen. Und in den Werkstätten fragten sich die Leute, wer wohl der Kamerad sei, dem Josine ihr Kind verdankte? Auch im Hause des Direktors war von dieser Angelegenheit die Rede, und Delaveau hatte in Gegenwart Fernandes davon gesprochen, wie unangenehm ihm die Sache sei, da Ragu, vor Eifersucht toll, ganz außer Rand und Band geraten war und wie ein Sinnloser arbeitete, indem er einmal drei Tage lang keine Hand rührte, dann wieder in eine unstillbare Arbeitswut verfiel, um in wütender Muskelanstrengung seinen Grimm auszutoben.

Delaveau war auf drei Tage nach Paris gereist, als eines Wintermorgens Fernandes Zofe dieser ihren Frühstücksthee nebst gerösteten Brotschnittchen brachte; Nise saß wohlerzogen neben ihrer Mutter, trank ihre Milch und warf verlangende Blicke auf den Thee, der ein verbotener Genuß für sie war.

„Ist es wahr, Félicie," fragte Fernande die Zofe, „daß es bei Ragu wieder Zank gegeben hat? Die Wäscherin erzählte mir, daß Ragu diesmal seine Frau halbtot geschlagen hat."

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, aber es ist wohl übertrieben, denn ich habe die Frau gerade vorhin hier vorbeigehen sehen, und sie sah nicht übler aus als sonst."

Das Mädchen wartete eine kleine Weile und sagte dann noch, ehe sie hinausging:

„Es sollte mich trotzdem nicht wundern, wenn er sie eines Tages wirklich totschlüge, denn er hat schon oft genug ganz laut damit gedroht.“

Fernande aß langsam und schweigend weiter, in düsteres Sinnen versunken, als Nise in kindischer Zerstreuung halblaut zu trällern anfing:

„Der wirkliche Mann der Josine ist nicht Ragu, das ist der Herr von der Crêcherie, der Herr Lucas, der Herr Lucas, der Herr Lucas!“

Ihre Mutter sah sie starr vor Staunen an.

„Was sagst du da? Woher weißt du das?“

Erschrocken über das, was sie gedankenlos und gegen ihren Willen hinausgesungen hatte, beugte sich Nise über ihre Tasse und bemühte sich, harmlos auszusehen.

„O, ich hab' das nur so gesagt, ich weiß gar nichts!“

„Du weißt nichts, du Lügnerin? Das ist dir nicht von selber eingefallen, was du da gesungen hast. Jemand muß es dir gesagt haben, sonst würdest du es nicht wiederholen.“

Nise fühlte, daß sie da etwas sehr Dummes angestellt hatte, das unberechenbare Folgen nach sich ziehen könne, und immer mehr in Verwirrung geratend, versuchte sie so keck als möglich zu leugnen.

„Nein, Mama, ich versichere dir; man singt manchmal nur so etwas, was einem durch den Kopf geht.“

Fernande sah sie scharf an und erriet plötzlich, woher Nise ihre seltsame Behauptung genommen haben mußte.

„Nanet hat dir das gesagt! Es kann kein andrer sein als Nanet.“

Nise zwinkerte mit den Augen, es war wirklich Nanet. Aber sie fürchtete wieder ausgescholten und bestraft zu werden, wie damals, wo ihre Mutter sie,

Paul Boisgelin und Louise Mazelle dabei ertappt hatte, wie sie, aus der Crècherie zurückkommend, die Gartenmauer überkletterten. Sie fuhr fort zu leugnen.

„O, mit Nanet komme ich gar nicht zusammen, da du es mir doch verboten hast!“

Voll fieberhaften Verlangens, alles zu erfahren, schlug Fernande einen sanften Ton an. Sie war von so heftiger Erregung ergriffen, daß sie alle Strenge beiseite setzte, denn die Uebertretung ihres Verbots verlor alle Wichtigkeit im Vergleich zu der kostbaren Neuigkeit, über die sie Gewißheit haben wollte.

„Höre, mein Kind, es ist sehr unschön, wenn man nicht die Wahrheit sagt. Ich habe dir neulich das Dessert entzogen, weil du mir hast einreden wollen, daß ihr alle drei über die Mauer geklettert seid, um einen Ball zu holen. Wenn du mir heute die Wahrheit sagst, verspreche ich dir, dich nicht zu bestrafen. Also, war es Nanet?“

Nise antwortete als gutes Kind sogleich:

„Ja, Mama, es war Nanet.“

„Und er hat dir gesagt, daß der wirkliche Mann der Josine Herr Lucas sei?“

„Ja, Mama.“

„Und was sagt er, warum glaubt er, daß Herr Lucas ihr wirklicher Mann ist?“

Nise geriet in Verlegenheit und senkte wieder den Kopf.

„Nun, weil ... weil ... er weiß es eben, Nanet.“

Trotz ihrer Begierde, alles zu erfahren, begann Fernande sich der Fragen zu schämen, die sie ihrem Kinde stellte. Sie drang nicht weiter in sie, und versuchte den Eindruck der brutalen Neugierde zu verwischen, die sie sich hatte anmerken lassen.

„Nanet weiß gar nichts, er spricht Unsinn, und

du bist dumm genug, ihn zu wiederholen. Du wirst so gut sein, nie wieder solches albernes Zeug zu singen, wenn dir an deinem Dessert etwas liegt.“

Sie vollendeten ihr Frühstück schweigend inmitten der Stille des kalten Wintertages draußen, die Mutter erfüllt von dem Gedanken an das Geheimnis, das sie erfahren hatte, das Kind seelenfroh, so leichten Kaufes weggekommen zu sein.

Fernande blieb den Tag über in ihrem Zimmer, dachte nach und überlegte. Vorerst fragte sie sich, ob das, was Nanet gesagt hatte, wirklich die Wahrheit sei. Aber wie konnte sie daran zweifeln? Er hatte offenbar manches gesehen und gehört, er wußte alles, er liebte seine Schwester zu sehr, um in Bezug auf sie zu lügen; und dann machten hundert kleine Umstände die Sache wahrscheinlich, zweifellos. Sodann fragte sie sich, wie sie die Waffe benützen sollte, die der Zufall ihr da in die Hand gespielt hatte. Noch ohne klaren Plan, fühlte sie dennoch, daß sie diese Waffe vergiften, daß sie sie zu einer tödlichen machen müsse. Nie hatte sie Lucas mehr gehaßt. Delaveau war nur nach Paris gegangen, um zu versuchen, dort ein neues Anlehen aufzunehmen, denn mit den Werken ging es alle Tage mehr abwärts. Welch ein Triumph, wenn es ihr gelang, den verhaßten Herrn der Crêcherie beiseite zu schaffen, den Mann, der ihr Wohlleben, die Genüsse ihres Daseins bedrohte! War erst der Feind tot, war auch die Konkurrenz getötet, die Niederlage abgewehrt. Bei einem vor Eifersucht tollen, stets betrunkenen Menschen wie Ragu konnten die Ereignisse einen sehr raschen Verlauf nehmen. Zweifellos würde es genügen, ihm das Messer aus der Tasche zu locken. Aber das alles waren nur formlose Wünsche; wie sie zur Wirklichkeit machen, wie die Dinge ins Rollen bringen? Das einfachste war offenbar,

Ragu die Augen zu öffnen, ihm den Namen zu sagen, den er seit drei Monaten suchte; die Schwierigkeit war nur, in welcher Weise, oder durch wen sie ihm diese Mitteilung zukommen lassen sollte. Sie entschloß sich endlich zu einem anonymen Brief, sie wollte die Worte aus einer Zeitung herausschneiden, sie auf ein Papier kleben und den Brief dann nächtlicherweile ungesehen in einen Briefkasten werfen. Sie begann auch sogleich mit dem Herausschneiden. Auf einmal erschien ihr das Mittel nicht sicher genug, von schwacher Wirkung, denn ein Brief ist kalt, er könnte leicht unbeachtet bleiben. Wenn Ragu nicht sofort zum Aeußersten aufgestachelt, zum Wahnwitz gespornt wurde, war es anzunehmen, daß er dann noch den Stoß führen würde? Die Wahrheit mußte ihm plötzlich, mit einem Male eingeflößt, mußte ihm mitten ins Gesicht geschleudert werden, und das unter Umständen, die ihn rasend machten. Wen also zu ihm senden, wen zum Angeber, zum Vergifter auserwählen? Sie konnte keine geeignete Person finden, wohin sie auch blickte. Die Nacht kam, und sie suchte noch immer, fieberisch und mit schmerzendem Kopfe, von Ungeduld verzehrt, daß sich ihr kein Mittel bieten wollte, die blutige Tragödie, die ihr vorschwebte, herbeizuführen.

Als sie sich zu früher Stunde, gegen zehn Uhr, zu Bette legte, war sie wieder zu einem Entschlusse gekommen. Am nächsten Morgen wollte sie Ragu rufen lassen, unter dem Vorwande, ihn zu fragen, ob er einverstanden sei, wenn seine Frau einige Tage bei ihr verbringe, um Näharbeiten zu machen; und wenn sie dann allein mit ihm war, konnte sie vielleicht Gelegenheit finden, ihm selbst das zu sagen, was er wissen sollte. Aber auch dieser Weg befriedigte sie nicht ganz, sie fühlte unruhige Zweifel über die möglichen Folgen einer solchen Unterredung unten

im Arbeitszimmer ihres abwesenden Mannes. Sie war glücklich über seine Abwesenheit, dank welcher sie allein in dem großen Bette liegen und ihre von dem Fieber der Erregung schmerzenden Glieder frei dehnen konnte. Aufs neue wankend geworden und immer wieder Pläne entwerfend und verwerfend, schlief sie endlich ein und lag bis fünf Uhr morgens, ohne sich zu rühren, in bleiernem Schlafe. Als die Uhr fünf schlug, erwachte sie plötzlich. Mit offenen Augen daliegend und in die Finsternis des Zimmers blickend, nahm sie ihre Gedanken da wieder auf, wo sie sie unterbrochen hatte, und mit einem Male stand ihr eine kühne und sichere Lösung mit außerordentlicher Klarheit und Zweifellosigkeit vor der Seele. Sie mußte selbst in die Fabrik hinuntergehen, unter dem Vorwand, den sie sich schon ausgedacht hatte, und dann im Laufe des Gespräches das entscheidende Wort fallen lassen. Sie hatte sich erkundigt und wußte, daß Ragu heute Nachtarbeit hatte; wenn sie also um sieben Uhr morgens hinunter ging, so traf sie ihn gerade in dem Augenblicke, wo die Nachtschicht von der Tagschicht abgelöst wurde. In ihrer fieberischen Erregung dachte sie nicht weiter über die verschiedenen Möglichkeiten dieses Schrittes nach; sie war fest überzeugt, den besten und sichersten Weg gefunden zu haben, und diese Ueberzeugung gründete sich weniger auf klare Einsicht als auf den Instinkt des verführerischen, männervernichtenden Weibes, das auf die willfährige Mitwirkung der Menschen und Dinge rechnete, auf günstige Umstände, deren Natur sie nicht hätte angeben können, die aber, wie sie fühlte, sicher eintreten würden.

Welch ein Warten von fünf bis sieben Uhr, in fieberhaftem Herbeiwünschen des Tages, der endlos zögerte sich zu erheben! Sie konnte nicht wieder einschlafen, sie wälzte sich rastlos in dem heißen

Bette, von Ungeduld verzehrt, zu dem Rendezvous zu eilen, das sie sich gegeben hatte; und nie hatte die Erwartung irgend eines Liebes-Rendezvous, von dem sie sich neue, ungekannte, wahnsinnige Wollust versprach, sie so mit tausend glühenden Nadeln gefoltert. Sie fand keinen kühlen Platz mehr für ihre Glieder, sie nahm das ganze große Bett ein mit den Windungen ihres schlangengeschmeidigen Körpers, ihr Hemd war hinaufgeglitten, ihre aufgelösten schwarzen Haare bedeckten ihr glühendes Gesicht. Aber keinen Augenblick wurde sie wankend in ihrem Entschlusse, sie wollte nicht einmal nachdenken, wollte nicht voraussehen, wie sich die Dinge entwickeln würden, wollte nicht die Reihenfolge festzustellen versuchen, die zum Gelingen ihres Planes führen mußte. Sie war überzeugt, daß sich alles von selbst ergeben werde. Es schien ihr, als ob das Schicksal selbst sie unvermeidlichen Ereignissen entgegenführe, deren erkorenes Werkzeug sie war, und die zu vollenden sie sich nicht weigern konnte. Die Minuten des Wartens wurden ihr zu qualvollen Ewigkeiten; und da sie nicht mehr wußte, was sie thun sollte, um die Zeit auszufüllen, begann sie sich selbst zu streicheln, um die Hitze ein wenig zu lindern, von der ihre Haut brannte. Ihre schmalen, langen und weichen Hände strichen langsam über ihre Schenkel hinab und wieder hinauf, glitten überall hin mit leichtem, kaum verweilenden Kosen, folgten dann den Hüften und dem Oberkörper bis zu der festen Brust, die sie in plötzlicher Wut mit allen zehn Fingern faßte und heftig drückte, wie um durch den Schmerz ihren Körper dafür zu strafen, daß er sie mit unfühlbarer Gluthitze quälte.

Endlich um dreiviertel sieben Uhr, um die Zeit, die sie sich festgesetzt hatte, sprang sie aus dem Bette. Die Kälte des Zimmers wirkte abkühlend auf ihre

Haut, sie wurde plötzlich ruhig und vollkommen Herrin ihrer selbst. Obgleich der Tag kaum angebrochen war, machte sie kein Licht und zog auch die Gardinen nicht auf. Sie drehte ihr Haar kunstlos zu einem Knoten, den sie mit Haarnadeln befestigte, und ohne ein Mieder anzuziehen, hüllte sie sich in einen weißen, bis zu den Füßen reichenden Flanellschlafrock und schlüpfte in ein Paar weiße Sammetpantoffeln. Dann ging sie hinab, wie an den Tagen, wo sie des Morgens irgend einen Befehl zu geben hatte, der ihr während der Nacht eingefallen war.

Die Dienstmädchen waren noch nicht wach; sie machten sich die Abwesenheit des Herrn zu Nutze, indem sie darauf rechneten, daß die gnädige Frau lange in den Tag hinein schlafen werde. Mit glatten, sicheren Bewegungen durchschritt Fernande das Arbeitszimmer ihres Mannes und öffnete die Thür des kurzen, schmalen Ganges, der von da in die Fabrikgebäude und zwar zunächst in die Bureauzimmer führte. Die hier beschäftigten Leute kamen erst um acht Uhr, und der Diener, der auszukehren und aufzuräumen hatte, spazierte draußen auf der Straße in Gesellschaft des behaglich seine Pfeife rauchenden Thürhüters auf und ab. So konnte sie durch die leeren Zimmer schlüpfen, den Hof überqueren und in die Halle der Puddelöfen gelangen, ohne daß irgend jemand sie sah. Ganz wie sie mit Sicherheit vorausgeahnt hatte, waren ihr die Umstände dienstbar; die Arbeiter der Nachtschicht waren fortgegangen, die der Tagschicht noch nicht eingetroffen. Und durch den glücklichsten aller glücklichen Zufälle war Ragu, den wieder einmal die Arbeitswut erfaßt hatte, allein zurückgeblieben und eben im Begriffe, die Kleider zu wechseln.

Fernande kannte wohl den Weg, aber sie hatte

sich noch nie so weit in dieses Reich der Kohle und des Eisens vorgewagt. Sie empfand tiefen Abscheu vor all dem Wüsten und Schmutzigen, das es hier gab. Sie blieb daher beklommen stehen, als sie in die riesige dunkle Halle der Puddelöfen blickte. Das frühe Tageslicht drang kaum durch die kleinen Fenster herein, und nur aus zwei in Thätigkeit befindlichen Oefen durchdrangen zwei dünne Glutstrahlen die in der Luft hängenden Rauchwolken. Sie wußte nicht, wohin sie auf dem kohlschwarzen Boden, zwischen schmutzigen Lachen und überall aufgehäuften Eisenmasseln den Fuß setzen sollte. Ein scharfer Geruch, in welchem sich die Ofengase mit menschlichen Ausdünstungen vermischten, raubte ihr fast den Atem. Trotzdem drang sie vor, und gleich darauf erblickte sie in dem weiten, leeren Raum Ragu, der sich eben der Holzbaracke aus rohen Brettern zuwandte, wo die Arbeiter ihre Kleider aufhängten. Die ganze Nacht hindurch hatte der Puddelmeister das schmelzende Eisen gerührt, in einem jener Anfälle von Arbeitswut, in welchen er Betäubung und Vergessen suchte, und in welchen er die schwere Eisenstange wie eine Waffe handhabte, mit der er die ganze Welt niederschlagen wollte. Er war noch in Schweiß gebadet, hatte seine Schürze abgelegt und war nur mit Hemd und blauer Leinenhose bekleidet; und ehe er seine Straßenkleider anzog, trank er, seine gewöhnliche Nachtration überschreitend, gierig noch einen vierten Liter Wein aus, trunken von Alkohol, Feuersglut und fressender Wut. Da erblickte er bei einer Wendung von der Schwelle der Baracke aus Fernande, eine ganz weiße Frauengestalt inmitten der schmutzigen Schwärze der Halle, und erstaunt trat er vor, um zu sehen, wer das sei.

Fernande war, als sie ihn erblickt hatte, wie er eben den Rest der Flasche in die Gurgel schüttete,

abermals stehen geblieben, noch beklommener als vorher. Er war halbnackt, das offene Hemd ließ seine sehr weiße Brust sehen, und auch die bis zur Schulter nackten Arme waren weiß, von der hellen Hautfarbe der Rothaarigen, die stark gegen die braunrote des blutreichen, vom Feuer gerösteten Gesichtes abstach. Sie hatte zuerst warten wollen, bis er die Kleider gewechselt hätte. Aber da er nun direkt auf sie zukam, blieb ihr nichts übrig, als sogleich ihre Absicht auszuführen.

„Ich bin es, Ragu, ich wollte Sie um etwas ersuchen, und da ich wußte, daß Sie hier sind ...“

Er war so ungeheuer erstaunt, daß sie sich um diese Stunde herbemühte, daß er sie wortlos anstarrte. Jetzt erst kam ihr die nicht zu beschönigende Auffälligkeit ihres Schrittes zu Bewußtsein; aber ohne sich dies weiter anfechten zu lassen, ohne sich auch nur mit dem Versuch einer Erklärung aufzuhalten, ging sie sofort auf ihr Ziel los.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie einverstanden sind, wenn Ihre Frau einige Tage bei mir arbeitet. Ich brauche jemand und habe an sie gedacht.“

Bei der Erwähnung seiner Frau vergaß Ragu die Sonderbarkeit dieses Besuches, sein Blut kochte auf in blinder Wut, und in seinen Ohren sauste es.

„Meine Frau? Sie wollen meine Frau? Hölle und Teufel, nehmen Sie sie und geben Sie sie mir nie mehr zurück! Sie soll meinetwegen krepieren!“

Diesen Ausbruch hatte Fernande erwartet. Sie heuchelte Erstaunen, Mitleid, teilnahmsvolle Betrübnis.

„Es geht also nicht besser bei Ihnen zu Hause? Ich habe gedacht, daß Sie ihr verziehen hätten, daß Sie sich darein fänden, um des armen Kleinen willen, das kommen soll.“

„Was verziehen?“ schrie Ragu, zum äußersten

gebracht durch diesen Peitschenhieb auf die blutende Wunde seiner Eifersucht. „Ihr das Kind verzeihen, das die Dirne herumträgt? Die Dirne soll das Vergnügen haben, und ich soll meine Wut hinunterschlucken?"

„Freilich, Ihre Frau war leichtsinnig, aber sie ist so jung, so hübsch, und es ist nur begreiflich, daß sie genießen will, und daß sie den schönen Herren Gehör schenkt, die ihr schmeicheln."

Er schloß die Augen vor der Vision, die sie hervorrief und die ihn brannte wie glühendes Eisen, und knurrte zähneknirschend:

„Ich werde ihr schon Herren geben, die ihr schmeicheln! Und Sie wollen, Madame, daß ich ihr verzeihe, daß ich dem Bastard zu essen gebe, den sie sich hat anhängen lassen wie eine elende Hündin?"

Mit dem Ausdruck unschuldigen Staunens rief nun Fernande:

„Ja, was hat man mir denn gesagt? Ich glaubte, diese Frage sei bereits geregelt! Muß nicht der Vater das Kind zu sich nehmen und für alle seine Bedürfnisse sorgen?"

„Wie? Was?"

„Nun ja, der Herr der Crêcherie, dieser Herr Lucas, der Vater, mit einem Wort!"

„Wie, der Vater?"

Betäubt und ohne zu verstehen, streckte Ragu sein schweißtriefendes, glühendes Gesicht vor, bis dicht an dieses zarte Frauengesicht, aus dessen rotem Munde so seltsame Dinge hervorkamen.

„Wie, es ist also nicht wahr? Sie wissen nichts? Mein Gott, wie leid thut mir, daß ich da etwas ausgeplaudert habe! Man hatte mir gesagt, daß Sie sich mit diesem Herrn Lucas verständigt hätten, und daß Sie Ihre Frau behalten, unter der Be-

dingung, daß er das Kind zu sich nimmt, da er der Vater ist."

Ein Zittern ging durch den Körper Ragus, während er sein wutverzerrtes Gesicht noch weiter vorstreckte. Und allen Respekt beiseite setzend, denn hier standen nur noch Weib und Mann einander gegenüber, knurrte er:

„Was sagst du da, he? Dazu bist du also hergekommen, um mir das zu sagen? Du wolltest mir das in die Hand spielen, daß dieser Herr Lucas meine Frau geschwängert hat! Ja, ja, es ist sehr möglich, es ist sogar gewiß, denn jetzt sehe ich auf einmal klar, jetzt wird mir alles verständlich. Sei nur ruhig, der Herr Lucas wird sein Teil kriegen, das laß meine Sorge sein! Aber du, he? Warum bist du hergekommen, warum hast du mir das gesagt?"

Sein glühender Atem hauchte ihr so schrecklich ins Gesicht, daß sie Angst bekam. Sie fühlte, daß sie machtlos gegen ihn wurde, daß alle ihre weibliche Geschmeidigkeit nichts über dieses losgelassene wilde Tier vermochte. Sie wollte den Rückzug antreten.

„Sie verlieren den Verstand, Ragu. Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen, nachdem Sie ruhiger geworden sind, und wir sprechen weiter über die Sache."

Mit einem Satz versperrte er ihr den Weg.

„Halt, ich muß dir noch was sagen ..."

In ihrer Angst hatte sie ihren nachlässig geschlossenen Schlafrock ein wenig sich öffnen lassen, und er sah ein Stück von der seidigen Haut ihrer Brust; er sah, er ahnte vor allem, daß sie kein Mieder, keinen Rock unter diesem weichen, fließenden Gewande trug, das kaum ihren Körper bedeckte, und das er mit einem Ruck seiner derben Hände herunterreißen konnte. Und sie roch gut, sie war noch ganz

duftend und warm vom Bett, und diese weiße Haut, diese weiße Gestalt, die da so plötzlich in seiner schwarzen, rot durchglühten Hölle aufgetaucht war, brachte ihn vollends von Sinnen.

„Hör einmal, du sagst, die schönen Herren schmeicheln unsern Frauen und schwängern sie. Da ist es nur gerecht, daß wir ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten und daß einmal auch ihre Frauen daran kommen.“

Damit faßte er sie und stieß sie gegen die Holzbaracke, gegen die schmutzige Garderobe, den finstern Verschlag, in dessen Ecke ein Haufen von Fetzen lag. Sinnlos vor Angst vor der drohenden entsetzlichen Umarmung wehrte sie sich verzweifelt.

„Lassen Sie mich, ich schreie um Hilfe!“

„O, du wirst nicht schreien, denn dann kämen Leute, und du wärest am schlimmsten daran.“

Und er stieß sie weiter, das Kinn vorgestreckt, mit brutalen Händen, die schon ihren Körper betasteten. Die Ausdünstung eines wilden Tieres entstieg seiner weißen Haut, die sie durch die Oeffnung der Hemdbrust sah. Die schwere Nachtarbeit, der er sich mit wütendem Eifer hingegeben, hatte ihn in Schweiß gebadet, die Glut des Ofens hatte sich in seinen Adern angesammelt und brannte noch in seinem Blute. Und sie fühlte, wie ihr die Kräfte schwanden, sie fühlte sich unterjocht, überwältigt, sie hatte nicht den Mut um Hilfe zu rufen.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich schreie, wenn Sie mich nicht lassen!“

Aber er sprach kein Wort mehr, seine Zähne waren zusammengepreßt, er gehorchte nur noch der Raserei des aufgestachelten tierischen Instinkts, der wilden Begierde nach der Vergewaltigung. Mit einem letzten Stoß warf er sie in die Ecke, auf den Haufen alter Fetzen, ein Lager ekelhaften Schmutzes.

Mit beiden Händen riß er ihr den Schlafrock und das Hemd herab, und umklammerte dann mit eisernem Griff ihren nackten Leib, um sie festzuhalten und ihren Fingernägeln zu entgehen, mit denen sie ihm die Haut zerkratzte. Eine dumpfe Wut hatte sie ergriffen, sie wehrte sich gleichfalls wie ein wildes Tier, ohne einen Laut, riß ihm die Haare aus, biß ihn in die Brust, versuchte ihn zu verstümmeln, während er wieder knurrte:

„Dirnen, Dirnen, lauter Dirnen!“

Mit einem Male hörte sie auf, sich zu wehren. Eine Flut abscheulicher Wollust, ein Strom entsetzlicher Trunkenheit ergoß sich über sie, ein wahnsinniger Schauer durchlief ihren Körper, der ihren Willen lähmte, und sie keuchend, schwindelnd sich ergeben ließ. Und diese entsetzliche Wollust entstand gerade aus der schmachvollen Erniedrigung, der sie anheimfiel, aus diesem schmutzigen Lager, aus diesem finstern, übelriechenden Ort, diesem rasenden Mann mit der tierischen Ausdünstung, der schweißtriefenden Haut und dem von Ofenglut gekochten Blute, aus der ganzen abscheulichen Trostlosigkeit der Fabrik, mit einem Wort, des menschenverschlingenden Ungeheuers, dessen von Flammen durchglühte Finsternis sie in einen höllischen Taumel versetzte. Das lüsterne, nach perversen Genüssen suchende Weib, das von ihrem Gatten und ihrem geckenhaften Geliebten so wenig verwöhnt war, kostete den letzten Grad der Wollust aus. Sie war willfährig, sie erwiderte die Umarmung der wilden Bestie in einer nie geahnten konvulsivischen Verzückung, die ihr Schreie wahnsinniger Lust erpreßte, wie einem Tierweibchen, das vom Männchen im tiefen Walde begattet wird.

Alsbald erhob sich Ragu. Wie ein Eber auf seinem Lagerplatz, so suchte er knurrend umher, während er sich hastig ankleidete. Sein Rock lag

unter ihr, und er stieß sie mit dem Fuße weg, wie einen hinderlichen Gegenstand. Noch zweimal stieß er sie mit dem Fuße beiseite, wie einer, der etwas sucht, was er verloren hat; und bei jedem Fußstoß knurrte er zwischen den geschlossenen Zähnen:

„Metze! Metze! Metze!“

Endlich, als er angekleidet war, fand er das Gesuchte. Es war sein Messer, das ihm aus der Tasche geglitten war und unter einem ihrer Beine lag. Er hob es auf und rannte hinaus, indem er noch knurrte:

„Jetzt zu dem andern! Er soll sein Teil bekommen!“

Fernande lag auf dem Haufen schmutziger Fetzen, regungslos, halb ohnmächtig, überwältigt von der ungeheuren Heftigkeit der Empfindung, die Arme über dem Gesicht verkrampft. Nach einer kurzen Weile erhob sie sich mühsam, steckte ihr Haar hinauf und hüllte sich so gut als möglich in ihren zerrissenen Schlafrock. Sie hatte das außerordentliche Glück, daß sie ungesehen, wie sie gekommen war, wieder zurückkehren konnte, an den Gebäuden hinschleichend, durch die leeren Räume eilend. Endlich wieder in ihrem Zimmer angelangt, fühlte sie sich gerettet. Aber was sollte sie mit ihren beschmutzten, zerrissenen Kleidern anfangen? Die weißen Sammetpantoffeln waren schwarz von Kot, der weiße Flanellschlafrock hatte große Kohlen- und Oelflecken, das von oben bis unten zerrissene Hemd war schrecklich beschmutzt. Sie machte ein Bündel aus all diesen Kleidungsstücken, die kein Auge erblicken durfte, und verbarg es in einer Lade, mit dem Vorsatz, es gelegentlich zu verbrennen, wie ein Mörder seine blutbefleckten Kleider verbrennt. Dann, nachdem sie ein frisches Hemd angezogen hatte, legte sie sich wieder nieder; sie konnte sich nicht auf den Beinen

halten, sie wollte sich in ihrem Bette verkriechen, wollte im Schlaf Vergessenheit des Unerhörten suchen, das sie eben erlebt hatte. Aber wenn sie auch das Hemd gewechselt hatte, der Geruch der Ausdünstung eines wilden Tieres war ihr in der Haut geblieben, aus ihren Haaren strömte noch der Alkoholhauch, der ihr die Sinne geraubt hatte. Immer wieder mußte sie die eine Minute durchleben, immer wieder die entsetzliche Wollust nachfühlen, deren Erinnerung an dem Geruche haftete, von dem ihr Körper durchdrungen war bis unter die Fingernägel. Unter die Decke verkrochen lag sie regungslos, schlaflos mit geschlossenen Augen da, mit den Händen ihren nackten Leib pressend, von wahnsinniger, glühender Begierde verzehrt, diese ungekannte, rasende Lust wieder und wieder in unersättlicher Aufeinanderfolge kosten zu können. Stunden vergingen, und sie rührte sich nicht, ihr Wesen war verschlungen von dem Taumel eines entsetzlichen und beseligenden Deliriums.

Gegen zehn Uhr betrat die Zofe, Félicie, endlich das Schlafzimmer, erstaunt, daß ihre Herrin noch nicht geklingelt hatte, und um so ungeduldiger, als ihr eine große Neuigkeit auf der Seele brannte, die das ganze Viertel in Aufruhr versetzte.

„Gnädige Frau sind doch nicht krank?“

Da sie keine Antwort erhielt, ging sie, nachdem sie einen Augenblick gewartet hatte, zum Fenster hin, um wie gewöhnlich die Gardinen aufzuziehen. Aber ein Murmeln, das aus dem Bette kam, ließ sie innehalten.

„Gnädige Frau wollen noch ruhen?“

Noch immer keine Antwort. Da konnte Félicie nicht länger an sich halten.

„Gnädige Frau wissen noch nichts?“

Ein tiefes, bebendes Schweigen erfüllte das verdunkelte Zimmer. Aus dem Bette kam nichts

als der schwache, kaum vernehmbare Hauch des glühenden, gesteigerten Lebens, das sich unter der dichten Hülle der Decke barg.

„Einer von unsern Arbeitern, der Ragu, den Sie ja kennen, gnädige Frau, hat den Herrn Lucas von der Crêcherie mit dem Messer erstochen."

Wie von einer Feder emporgeschnellt fuhr Fernande auf und saß mit weißem Gesicht, mit aufgelösten Haaren und entblößter Brust auf dem zerwühlten Bette.

„O!" sagte sie bloß.

„Ja, gnädige Frau; er hat ihm das Messer von rückwärts zwischen die Schultern gestoßen. Es ist wegen seiner Frau, heißt es. Solch ein Unglück!"

Mit starren Augen ins Weite blickend, als ob sie das Unsichtbare sähe, mit wogender Brust, die Haut durchschauert von der noch immer lebendigen wollüstigen Erinnerung, saß Fernande unbeweglich im Halbdunkel des Zimmers.

„Es ist gut," sagte sie endlich. „Lassen Sie mich schlafen."

Und als die Zofe leise die Thür geschlossen hatte, sank sie in das aufgewühlte Bett zurück, wandte sich mit dem Gesicht gegen die Wand und lag wieder regungslos. Ein grauenhafter Blutgeschmack mengte sich nun in den tierischen Geruch, der sie einhüllte, und ihre Wollust war vermischt mit der entsetzlichen Reizung des Verbrechens. Sie glaubte zu sterben, so rasend heftig, so brennend war die Empfindung, als ob die Spitze eines Messers sie in den geheimsten, zartesten Falten der Wollust kitzelte. In ihrem Blute glühte das Unvergeßliche, das Beseligende, das Ueberwältigende, ihr ganzes Wesen war im Banne eines Paroxysmus der Verzückung, wie sie ihn nie empfunden hatte und nie wieder empfinden

würde. So lag sie selbstvergessen Stunden und Stunden lang von Dunkelheit umgeben in dem heißen Bette, das Gesicht der Wand zugekehrt, als wollte sie nie wieder in die Oede des gewöhnlichen Lebens zurückkehren, als wollte sie für immer nur in dem Nachgefühl jener entsetzlichen Wonne fortschwelgen.

Es war gegen neun Uhr, im schwachen Morgenlicht des Wintertages, als Lucas vom Messer des Mörders getroffen wurde. Wie das seine Gewohnheit war, begab er sich zur Schule, um da seinen Morgenbesuch zu machen, seine freudigste Verrichtung des Tages; und während er auf der Schwelle stand und mit einigen kleinen Mädchen scherzte, die ihm entgegengelaufen waren, sprang Ragu, der hinter einem Gebüsch gelauert hatte, hervor und stieß ihm sein Messer in den Rücken. Mit einem lauten Schrei stürzte er zu Boden, während der Mörder die Flucht ergriff, sich den Hängen der Monts Bleuses zuwandte und zwischen den Felsen und Gebüschen verschwand. Soeurette war gerade nicht in der Nähe, sie befand sich in der Milchwirtschaft auf der andern Seite des Parkes. Die Kinder stoben entsetzt nach allen Seiten auseinander und schrieen, Ragu habe Herrn Lucas ermordet. Es vergingen einige Minuten, ehe die Arbeiter herbeikamen und den Verwundeten aufhoben, der bewußtlos geworden war. Rings um ihn hatte sich eine große Blutlache gebildet, die Stufen des rechten Flügels des Gemeinhauses, wo sich die Schulen befanden, waren davon ganz gerötet, gleichsam damit getauft. Niemand dachte an die Verfolgung des fliehenden Ragu. Die Arbeiter waren eben im Begriffe, Lucas in einem benachbarten Raume auf ein eilig bereitetes Lager zu betten, als der Verwundete aus seiner Ohnmacht erwachte und mit schwacher Stimme bat:

„Nein, liebe Freunde, zu mir nach Hause."

Man gehorchte ihm und brachte ihn auf einer Tragbahre nach dem Häuschen, das er bewohnte. Unter Anwendung großer Mühe und Sorgfalt legte man ihn hier aufs Bett, wo er vor Schmerz und Blutverlust wieder in Bewußtlosigkeit verfiel.

In diesem Augenblick eilte Soeurette herbei. Eines der Mädchen hatte daran gedacht, sie zu benachrichtigen, während ein Arbeiter nach Beauclair lief, um den Doktor Novarre zu holen. Als sie Lucas regungslos, bleich und blutig auf dem Bette liegen sah, hielt sie ihn für tot. Sie fiel vor dem Bette in die Kniee, und in der Verzweiflung ihres Schmerzes verriet sie das Geheimnis ihrer Liebe. Sie nahm seine regungslose Hand, bedeckte sie mit Küssen, und ergoß in stammelnden Worten alle ihre bezwungene, in die Tiefe ihres Herzens zurückgedrängte Leidenschaft. Sie nannte ihn ihr einziges Kleinod, das Teuerste ihrer Seele; da er dahin war, konnte sie nicht mehr lieben, konnte sie nicht mehr leben. Und im Uebermaß ihrer Verzweiflung bemerkte sie nicht, daß Lucas, von ihren Thränen benetzt, zu sich gekommen war und ihre Worte mit unendlicher Zärtlichkeit, mit unendlicher Traurigkeit vernahm.

Dann hauchte er mit schwacher Stimme:

„Sie lieben mich! O, meine arme, arme Soeurette!"

Ueberglücklich, ihn noch lebend zu sehen, sprang Soeurette auf. Es war ihr nicht im geringsten peinlich, daß sie ihr Geheimnis verraten hatte, ja sie empfand sogar ein Gefühl freudiger Erleichterung bei dem Gedanken, daß sie nun nicht mehr werde lügen müssen. Und sie wußte, daß sie ihn stark genug liebe, daß er niemals würde unter ihrer Liebe zu leiden haben.

„Ja, ich liebe Sie, Lucas, aber was liegt an mir? Sie leben, das ist genug, ich bin nicht eifersüchtig auf Ihr Glück. O Lucas, leben Sie, leben Sie, und ich werde Ihre Dienerin sein!“

In diesem schicksalsschweren Augenblicke, wo er dem Tode nahe zu sein glaubte, erfüllte ihn die Entdeckung dieser stummen, selbstverleugnenden Liebe, die ihn wie ein guter Schutzgeist begleitet und bewacht hatte, mit süßer und schmerzlicher Bewegung.

„Arme, arme Soeurette! Engelhafte, duldende Freundin!“ flüsterte er leise.

Wieder ging die Thür auf, und der Doktor Novarre trat tiefbewegt ein. Er machte sich sogleich daran, die Wunde zu untersuchen, unter der Beihilfe Soeurettens, die er als ausgezeichnete Krankenpflegerin kannte. Ein tiefes Schweigen herrschte, mit unaussprechlicher, angstvoller Beklemmung erwartete Soeurette den Ausspruch des Arztes. Und wie sprang ihr Herz in froher Erleichterung, in seliger Hoffnung auf, als der Doktor endlich sagte, daß das Messer auf das Schulterblatt getroffen habe, von diesem abgelenkt worden war und keinen edeln Teil verletzt hatte! Aber die Wunde war eine schreckliche, der Knochen war gebrochen, und Komplikationen konnten sich ergeben. Es war augenblicklich keine ernste Gefahr vorhanden, aber die Genesung würde sicherlich eine sehr langwierige sein. Aber doch, welche Freude, daß das Schlimmste abgewendet war!

Lucas hielt die Hand Soeurettens mit einem schwachen, freudigen Lächeln in der seinigen. Dann sagte er:

„Weiß es mein guter Jordan schon?“

„Nein, er weiß noch nichts, er ist seit drei Tagen in seinem Laboratorium verbarrikadiert; aber ich will ihn herführen. O, lieber Freund, wie glücklich bin ich, daß Sie wieder genesen werden!“

So saß sie noch beseligt, seine Hand in der ihrigen haltend, als die Thür wieder aufgestoßen wurde und Josine hereinstürzte. Sie war auf die Nachricht von dem Morde herbeigerannt, verzweifelt, sinnlos vor Schmerz. Es war also eingetroffen, was sie so sehr gefürchtet hatte! Irgend ein Elender hatte ihr kostbares Geheimnis verraten, und Ragu hatte Lucas getötet, ihren Gatten, den Vater ihres Kindes. Nun hatte sie nichts mehr zu verbergen, ihr Leben war ihr wertlos geworden, sie wollte sterben, bei ihm, wo sie hingehörte.

Als er sie sah, stieß Lucas einen leisen Schrei aus, und die Hand Soeurettens fahren lassend, streckte er ihr beide Arme entgegen.

„O Josine, du bist es, du kehrst mir wieder!“

Wankend vor Schmerz und Angst und in der Schwere ihrer schon weit vorgeschrittenen Mutterschaft sank sie an seinem Bette hin. Er beeilte sich, sie zu beruhigen.

„Verzweifle nicht, meine Josine, der Doktor giebt mir Hoffnung, ich werde leben für dich und für unser Kind.“

In einem tiefen, schweren Seufzer löste sich der furchtbare Druck von ihrer Seele. Gütiger Gott, war also die Erfüllung ihrer unbesieglichen Hoffnung schon da, sollte sich das verwirklichen, was sie gläubig vom Leben erwartet hatte, das so grausam scheint und doch in seiner Weise sein Werk thut? Er sollte leben bleiben, und nun hatte diese abscheuliche Blutthat sie für immer vereinigt, sie, die einander bereits für immer gehörten!

„Ja, ja, ich kehre dir wieder, Lucas, wir kehren dir wieder, und wir werden uns nie mehr, nie mehr trennen, da wir nun nichts mehr zu verbergen haben. Erinnerst du dich, daß ich dir versprochen habe, daß ich zu dir kommen werde an dem Tage, wo du

meiner bedürfen wirst, wo ich dir nicht mehr ein Hindernis, sondern eine Gehilfin sein kann, und daß ich dir das geliebte Kind mitbringen werde, das dann für uns beide eine neue Quelle der Kraft sein wird. Alle andern Bande sind gelöst, ich bin dein Weib vor aller Welt, und mein Platz ist hier an deinem Bette!"

Er war so tief bewegt und selig, daß Thränen seine Augen füllten.

„O meine teure, einzige Josine, du bringst die Liebe und das Glück hier herein!"

Plötzlich erinnerte er sich Soeurettens. Er erhob die Augen und sah sie aufrecht an der andern Seite des Bettes stehen, ein wenig blaß, aber lächelnd. Liebevoll erfaßte er ihre Hand.

„Meine liebe Soeurette, das war ein Geheimnis, das ich Ihnen verbergen mußte."

Ein leichter Schauer durchlief sie; dann sagte sie sanft:

„Ich habe alles gewußt; ich sah Josine eines Morgens aus Ihrem Hause kommen."

„Wie, Sie haben es gewußt?"

Er erriet mit einem Male alles, was in ihr vorgegangen sein mußte, und unendliches Mitleid, unendliche Bewunderung und Zärtlichkeit erfüllten ihn. Ihr klagloser Verzicht, die selbstlose Liebe, die sie ihm widmete, mit dem vollen Reichtum ihres Herzens, mit Hingabe ihres ganzen Lebens, erhoben sie in seinen Augen zur Höhe reinsten Heldentums. Ganz leise, fast in sein Ohr, sagte sie noch:

„Seien Sie ohne Sorge, Lucas. Ich habe alles gewußt, und ich werde nie etwas anders sein, als Ihre treueste Freundin und Schwester!"

„O Soeurette!" hauchte er wieder, kaum hörbar. „Engelhafte, duldende Freundin!"

Nun trat aber der Doktor Novarre dazwischen

und verbot ihm alles weitere Sprechen. Er lächelte leise, der gute Doktor, über alles, was er da erfuhr. Es war ja ganz gut, daß sein Patient eine Frau und eine Schwester hatte, die ihn pflegen wollten; aber er mußte nun vernünftig sein und sich nicht aufregen, damit kein Fieber eintrete. Und Lucas versprach zu gehorchen, verhielt sich ganz ruhig, und warf nur liebevolle Blicke auf Josine und Soeurette, seine beiden guten Engel, zur rechten und linken Seite seines Bettes.

Es folgte ein langes Schweigen. Das Blut des Apostels war geflossen, er hatte sein Martyrium erlitten, aus welchem der Triumph hervorgehen sollte. Während die beiden Frauen um ihn bemüht waren, öffnete der Verwundete die Augen und lächelte ihnen zu. Dann flüsterte er noch, ehe er einschlief:

„Endlich ist die Liebe gekommen, und nun ist der Sieg unser.“

V.

Es traten Komplikationen ein, und fast wäre Lucas hinweggerafft worden. Zwei Tage lang gab man ihn verloren. Josine und Soeurette verließen sein Bett nicht; Jordan hatte sich an das Schmerzenslager des Freundes gesetzt und sein Laboratorium verlassen, was er seit der Krankheit seiner Mutter nicht gethan hatte. Und welche Verzweiflung erfüllte all diese liebenden Herzen, wie sie von Stunde zu Stunde glaubten, das teure Leben erlöschen sehen zu müssen!

Der Messerstoß, den Ragu gegen Lucas geführt, hatte die ganze Crêcherie in Aufruhr versetzt. In den Werkstätten ging die Arbeit rastlos weiter, aber

die Arbeiter waren traurig und niedergeschlagen; alle vereinigten sich in demselben Gefühl schmerzlichen Mitleids für das Opfer, alle fragten mit demselben ängstlichen Interesse nach Neuigkeiten aus dem Krankenzimmer. Die brutale, unsinnige Meuchelthat, das vergossene Blut hatte die brüderlichen Bande fester gezogen, viel mehr als es Jahre philanthropischer Wirksamkeit hätten thun können. Und bis nach Beauclair pflanzte sich die Welle der Sympathie fort, viele Herzen wendeten sich wieder diesem noch so jungen, so schönen und thatkräftigen Mann zu, dessen einziges Verbrechen, außer seinem Reformwerke, darin bestand, eine holde junge Frau geliebt zu haben, deren Mann sie beschimpft und mißhandelt hatte. Niemand hielt sich auch darüber auf, daß Josine, deren Schwangerschaft schon sehr vorgeschritten war, sich mit Lucas vereinigt hatte. Man fand das ganz natürlich. War er nicht der Vater ihres Kindes? Hatten sie nicht mit bitteren Thränen das Recht, beisammen zu bleiben, erkauft? Die Gendarmen, die sich auf die Verfolgung Ragus begeben hatten, konnten keine Spur von ihm finden; vierzehn Tage lang blieben alle Nachforschungen vergebens; dann fand man in der Tiefe einer Schlucht der Monts Bleuses den halb von Wölfen verzehrten Leichnam eines Mannes, in welchem man die schrecklichen Ueberreste Ragus zu erkennen glaubte. Es konnte keine formelle Todeserklärung erfolgen, aber es bildete sich die allgemeine Ueberzeugung, daß Ragu, sei es durch einen Unfall, sei es durch Selbstmord, im Wahnsinnstaumel seines Verbrechens den Tod gefunden hatte. Da also Josine Witwe war, warum sollte sie nicht bei Lucas bleiben, warum sollten die Geschwister Jordan ihnen nicht ihr Haus öffnen? Und ihre Vereinigung war so natürlich, so stark, so unlöslich fortan, daß auch später

niemand mehr daran dachte, daß sie nicht gesetzlich verheiratet waren.

An einem schönen, sonnenhellen Februarmorgen glaubte Doktor Novarre endlich aussprechen zu dürfen, daß Lucas gerettet sei; und wenige Tage darauf befand er sich in der That in voller Rekonvalescenz. Jordan war frohen Herzens in sein Laboratorium zurückgekehrt, und bei Lucas blieben nur noch Josine und Soeurette, beide sehr ermattet von Nachtwachen, aber so unendlich glücklich! Besonders Josine, die sich trotz ihres Zustandes nicht hatte schonen wollen, litt sehr viel, ohne es zu gestehen. Und wieder eines Morgens, als die Sonne eines vorzeitigen Frühlings durch die Fenster schien, und Josine eben Lucas das erste Ei, das der Arzt erlaubt hatte, zum Frühstück reichte, steigerten sich die Schmerzen, die sie seit dem Aufstehen gefühlt und bekämpft hatte, derart, daß sie einen leichten Schrei ausstieß.

„Was hast du, meine Josine?“

Noch versuchte sie, der Schmerzen Herr zu werden, aber es überwältigte sie.

„O Lucas, ich glaube, der Augenblick ist da.“

Sein Herz jubelte auf, und zugleich empfand er schmerzliches Mitleid, als er sie erbleichen und wanken sah.

„Josine, Josine, nun ist es an dir zu leiden, aber um eines so siegreichen Werkes, um eines so großen Glückes willen!“

Soeurette, die im benachbarten kleinen Salon beschäftigt war, eilte herbei und wollte sogleich Josine anderswohin schaffen lassen, denn es war kein andres Schlafzimmer da, und es schien unmöglich, daß die Entbindung hier stattfinden sollte. Aber Lucas bat sie:

„Nein, o nein, liebe Freundin, nehmen Sie

Josine nicht fort, ich könnte es vor Sorge und Ungeduld nicht aushalten! Sie ist hier zu Hause, und sie soll hier bleiben. Wir können uns schon einrichten, wir werden im Salon ein Bett aufstellen lassen."

Josine, die in einen Fauteuil gesunken war und von schmerzhaften Krämpfen geschüttelt wurde, hatte auch zuerst anderswohin gehen wollen. Aber nun lächelte sie glücklich in ihren Schmerzen. Er hatte recht; konnte sie ihn jetzt verlassen, sollte das kommende teure Wesen nicht ihre unlösliche Vereinigung vollenden? Und auch Soeurette begriff und fügte sich in ihrer engelhaften Güte. Da trat der Doktor Novarre ein, um seinen Morgenbesuch zu machen.

„Ich komme also gerade zur rechten Zeit," sagte er heiter. „Nun habe ich zwei Patienten. Aber der Vater macht mir keine Sorge mehr, und die Mutter macht mir nicht viel Sorge. Sie sollen einmal sehen!"

In wenigen Minuten waren alle Vorbereitungen getroffen. Im Salon befand sich ein großer Diwan, der in die Mitte des Raumes geschoben und mit Hilfe einer herbeigeschafften Matratze in ein Bett verwandelt wurde. Und es war höchste Zeit, denn fast sogleich erfolgte die Entbindung, die mit außerordentlicher Raschheit und Leichtigkeit verlief. Der Doktor fuhr fort zu scherzen und sagte, er hätte ganz gut zu Hause bleiben können, denn es ginge alles von selbst. Lucas hatte gebeten, daß die Thür zwischen Schlafzimmer und Salon offen gelassen werde; und im Bette aufgerichtet, das er noch nicht verlassen durfte, horchte er in angstvoller Erregung hinüber, begierig zu erraten, was vorging. Jeder Augenblick rief er Fragen hinein, wollte er wissen, wie es stehe. Die Klagelaute der geliebten Frau, die da so nahe bei ihm, und ihm doch unsichtbar,

Schmerzen litt, schnitten ihm ins Herz. Er hatte das heiße Verlangen, daß sie selbst ihm etwas sage, nur ein Wort, um ihn zu beruhigen. Und sie fand die Kraft dazu, sie warf ihm abgerissene Worte, schwache Erwiderungen zu, in die sie sich bemühte einen fröhlichen Ton zu legen, um ihn glauben zu lassen, daß sie nicht zu sehr leide.

„So seien Sie doch still und lassen Sie uns in Ruh!“ schalt der Doktor endlich. „Wenn ich Ihnen sage, daß alles großartig gut geht, daß noch nie ein Junge so schön gekommen ist! Denn es wird ein Junge, dessen bin ich sicher!“

Plötzlich wurde ein feiner Schrei hörbar, der Schrei des Lebens, das zum Licht emporkommt. Und Lucas, der mit Anspannung aller Seelenkräfte horchte, fühlte sein Herz hoch aufschlagen.

„Ein Junge, ist es ein Junge?“ fragte er atemlos.

„So warten Sie doch!“ rief Novarre lachend. „Ich muß erst sehen.“

Und gleich darauf:

„Natürlich, ein Junge, ein kleiner Mann, ich hab's ja gleich gesagt!“

Ueberströmend vor Freude klatschte Lucas in die Hände wie ein Kind und rief überlaut:

„Dank, tausend Dank, Josine, Dank für das schöne Geschenk! Ich liebe dich, Josine, und ich danke dir tausendmal!“

Sie konnte nicht gleich antworten, sie war so erschöpft, daß ihr die Stimme versagte. Da wurde er unruhig und rief wieder:

„Ich liebe dich, Josine, und ich danke dir tausendmal!“

Und angestrengt gegen die offene Thür hinhorchend, hörte er endlich eine schwache Stimme, kaum ein Flüstern, aber voll innigen Glückes:

„Ich liebe dich, und ich muß dir danken, tausendmal danken, Lucas!"

Einige Minuten später brachte Soeurette das Kind dem Vater, daß er es küsse. Ihre Liebe war so geläutert, so unirdisch, daß sie selbst voll Freude war über die glückliche Entbindung und das starke Kind, daß das Glück Lucas' sie ebenso glücklich machte. Nachdem Lucas das Kind geküßt hatte, sagte er in der überströmenden Dankbarkeit und Seligkeit seines Herzens:

„Ich muß auch Sie küssen, Soeurette, Sie haben es mehr als verdient, und ich bin so glücklich!"

Und sie erwiderte in ihrer sanften und heiteren Art:

„Ja, mein lieber Lucas, küssen Sie mich, wir sind alle sehr glücklich."

Die folgenden Wochen waren dann erfüllt von der Freude der doppelten Rekonvalescenz. Sobald der Arzt Lucas erlaubte aufzustehen, ging er ins nächste Zimmer und verbrachte eine Stunde in einem Fauteuil am Bette Josinens. Ein vorzeitiger Frühling erfüllte den Raum mit Sonnenlicht, auf dem Tische stand stets ein Strauß herrlicher Rosen, die der Doktor täglich aus seinem Garten mitbrachte, als eine Medizin der Jugend, Gesundheit und Schönheit, wie er sagte. Zwischen ihnen stand die Wiege des kleinen Hilaire, den die Mutter selbst stillte. Das Kind erfüllte nun ihr Leben mit immer mehr Kraft und Hoffnung.

Wenn Lucas, während er die Wiederkehr seiner Kräfte abwartete, von der Zukunft sprach und tausend Pläne entwarf, sagte er immer, er sei nun ganz ruhig, sei gewiß, die Stadt der Gerechtigkeit und des Friedens vollenden zu können, seitdem ihm die Liebe zu teil geworden war, die fruchtbare Liebe, Josine und Hilaire. Nichts kann gegründet werden ohne das

Kind, es ist das lebende Werk, es fördert und erweitert das Leben, es setzt das Heute in einem Morgen fort. Nur das Paar, das Kinder zeugt, arbeitet mit am menschlichen Glück, nur dieses wird die Armen aus der Ungerechtigkeit und dem Elend erlösen.

Als Josine endlich zum erstenmal das Bett verließ, um ein neues Leben an der Seite Lucas' zu beginnen, schloß dieser sie in seine Arme und rief:

„Du gehörst nur mir, du hast immer, immer nur mir gehört, da dein Kind von mir ist! Nun sind wir vollzählig, wir fürchten nun nichts mehr vom Leben!"

Sobald Lucas die Leitung des Werkes wieder übernehmen konnte, zeigten sich die Wunderwirkungen der Sympathie, die ihm von allen Seiten entgegenflog. Und nicht nur das vergossene Blut, mit dem die Crêcherie getauft worden war, entschied endgültig über das Gedeihen des Unternehmens, das nun mächtig, unaufhaltsam in die Höhe wuchs; ein glücklicher Zufall trug das seinige dazu bei: die Mine warf glänzende Erträgnisse ab, denn man war endlich, so wie Morfain es immer vorausgesagt hatte, auf eine starke Ader ausgezeichneten Erzes gestoßen. Dadurch konnte die Crêcherie das Eisen und den Stahl in vorzüglicher Qualität und zu so billigem Preise produzieren, daß selbst die Hölle in ihrer Fabrikation feiner Objekte bedroht wurde. Jede Konkurrenz wurde unmöglich. Dazu kam noch der mächtige demokratische Aufschwung, der allerorten die Verkehrswege vermehrte, die endlose Ausdehnung der Eisenbahnen, die zahllosen Brücken und Bauten, was alles die Verwendung des Eisens und Stahles in gewaltigem Maße steigerte. Seitdem die ersten Cyklopen das Eisen in einem Erdloch schmolzen, um Waffen daraus zu schmieden,

hat die Verwendung des Eisens von Tag zu Tag zugenommen, und das segensreiche Metall wird zur Quelle der Gerechtigkeit und des Friedens werden, sobald die Wissenschaft es vollständig erobert haben, es fast kostenlos herstellen und zu allen Gebrauchszwecken formen wird. Aber was vor allem andern den Erfolg, den Sieg der Crêcherie entschied, das waren die natürlichen inneren Ursachen: eine bessere Verwaltung, mehr Wahrheit, mehr Gerechtigkeit, mehr Gemeinsamkeit. Sie trug von Anfang an die Bürgschaft des Erfolges in sich dadurch, daß sie auf dem Uebergangssystem einer weisen Association von Kapital, Arbeitskraft und Geist gegründet worden; und die schweren Tage, die sie durchgemacht, die Hindernisse aller Art, die für tödlich gehaltenen Krisen, die sie überwunden hatte, waren nichts andres gewesen als die unvermeidlichen Holperigkeiten der Straße, die harten Schwierigkeiten des Anfangs, die es zu überdauern gilt, wenn man das Ziel erreichen will. Heute wurde es zweifellos klar, daß sie immer lebenskräftig gewesen, geschwellt von fruchtbaren Säften, aus denen die Ernte der Zukunft sich bereitete.

Die werbende Kraft der Thatsachen, das überzeugende Beispiel, das hier geboten wurde, konnte nicht verfehlen, allmählich jedermann zu gewinnen. Wie noch an der Kraft dieser Vereinigung von Kapital, Arbeit und Geist zweifeln, wenn die Gewinne von Jahr zu Jahr größer wurden und die Arbeiter der Crêcherie schon das doppelte der Löhne ihrer Kameraden aus den andern Fabriken verdienten? Wie nicht anerkennen, daß die achtstündige, die sechsstündige, die dreistündige Arbeit, die Arbeit, die angenehm gemacht wurde durch den vielfachen Wechsel der Verrichtung, durch helle, fröhliche Werkstätten, durch Maschinen, die ein Kind hätte lenken

können, daß diese Arbeit die Grundlage der Gesellschaftsordnung der Zukunft war, wenn man sah, wie die elenden Lohnsklaven von gestern zu neuem Leben erwachten, wie dieser erste Schritt zur vollkommenen Freiheit und Gerechtigkeit sie zu gesunden, intelligenten, fröhlichen und sanftmütigen Menschen verwandelte? Wie nicht die Notwendigkeit der Kooperation einsehen, welche die parasitischen Zwischenglieder, den Handel vernichten sollte, der so viel Kraft und Reichtum verzehrt, wenn die Genossenschaftsmagazine ohne jede Störung funktionierten, wenn sie das Wohlleben der gestern noch Hungernden vermehrten, ihnen alle die Genüsse darboten, die bis jetzt das ausschließliche Vorrecht der Reichen gebildet hatten? Wie nicht an die Wunder der Solidarität glauben, die das Leben erfreulich, zu einem fortwährenden Feste für alle Lebenden machen sollte, wenn man den fröhlichen Veranstaltungen im Gemeinhaus beiwohnte, das bestimmt war, eines Tages der Königspalast des Volkes zu werden, mit seinen Bibliotheken, seinen Museen, seinen Theatern, seinen Gärten, seinen Spielen und Zerstreuungen? Wie endlich nicht den Unterricht und die Erziehung neugestalten, sie nicht mehr auf die Trägheit, sondern auf den unstillbaren Wissensdrang des Menschen gründen, das Lernen angenehm machen, jedem Individuum seine Eigenart lassen und die Kinder beider Geschlechter neben und miteinander unterrichten, wenn hier Schulen blühten und gediehen, die alle überflüssigen Bücher beseitigt hatten, die den Unterricht durch häufige Erholungsstunden unterbrachen und mit der Erlernung der grundlegenden Handwerksfertigkeiten verknüpften, die jede neue Generation dem idealen Zukunftsreich näher brachten, nach welchem die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten auf dem Wege ist?

Das erstaunliche Beispiel, das die Crêcherie täglich unter dem hellen Licht der Sonne gab, wurde denn auch ansteckend. Hier handelte es sich nicht mehr um bloße Theorien, sondern um eine Thatsache, die sich unter den Augen aller begab, um ein täglich sich mehr entwickelndes blühendes Gedeihen. Die Association gewann Schritt um Schritt immer mehr Menschen und Terrain, die Arbeiter strömten, von den reichen Gewinnen und der Behaglichkeit des Daseins angezogen, in Menge herbei, auf allen Seiten entstanden neue Baulichkeiten und schlossen sich den schon bestehenden an. In drei Jahren verdoppelte sich die Bevölkerung der Crêcherie, und die Progression steigerte sich in außerordentlichem Maße. Hier wuchs die ideale Stadt, die Stadt der neugeordneten, wieder in ihren erhabenen Rang eingesetzten Arbeit, die Stadt des dereinstigen vollkommenen Glückes natürlich aus dem Boden hervor, rings um die sich ebenfalls mächtig dehnende Fabrik, die der Mittelpunkt, das Herz, die Lebensquelle, das verteilende und regulierende Organ des sozialen Körpers wurde. Die Werkstätten und großen Arbeitshallen erweiterten sich und bedeckten Hektare; und die hellen und fröhlichen, von Gärten umgebenen Häuschen vermehrten sich in dem Maße, wie sich die Arbeiter und die andern Hilfskräfte aller Art vermehrten. Dieser Strom neu erstehender Bauten wälzte sich gegen die Hölle zu und drohte sie zu überfluten, sie wegzuschwemmen. Anfangs hatte sich zwischen der Crêcherie und der Hölle ein großer unbebauter Zwischenraum gedehnt, das unkultivierte Terrain, das Jordan am Fuße der Monts Bleuses besaß. Dann waren zu den wenigen Häusern nächst der Crêcherie neue hinzugekommen, dann wieder neue, eine immerzu steigende Flut von Bauten, die nur noch zwei bis dreihundert Meter von der Hölle

entfernt war. In kurzer Zeit mußte die Flut gegen ihre Mauern branden, und würde sie sie dann nicht bedecken, sie forttragen, um den Platz, auf dem sie gestanden, mit ihrem siegreichen Wachstum, mit Glück und Gesundheit zu erfüllen? Und auch das alte Beauclair war bedroht, denn eine Spitze der sich dehnenden Stadt drang dorthin vor und war nahe daran, diesen schwarzen und übelriechenden Arbeiterpferch, diese Pest- und Leidenshöhle hinwegzufegen, wo die Lohnsklaven unter den dem Einsturz nahen Plafonds ein elendes Dasein lebten.

Zuweilen blickte Lucas, der Städtebauer und Städtegründer, auf seine wachsende Stadt, die er in einer Vision vor sich gesehen hatte an jenem Abend, da er den Entschluß zu seinem Werke faßte. Nun wurde sie zur Wirklichkeit, nun erstand sie vor seinen leiblichen Augen, um die Vergangenheit zu besiegen, nun wuchs hier das Beauclair der Zukunft aus dem Boden, der glückliche Wohnsitz einer glücklichen Menschheit. Ganz Beauclair mußte erobert werden, das ganze Aestuarium zwischen den Ausläufern der Monts Bleuses, bis zu den weitgedehnten fruchtbaren Feldern der Roumagne hinaus, sollte sich mit hellen, von Grün umgebenen Häuschen bedecken. Und wenn auch noch Jahre und Jahre darüber hingehen sollten, er sah sie bereits mit seinen Prophetenaugen, diese Stadt des Glücks, die er zu schaffen beschlossen hatte, und die nun kräftig erstand.

Eines Abends führte ihm Bonnaire Babette, die Frau Bourrons, zu, und sie sagte in ihrem gewohnten fröhlichen Tone:

„Herr Lucas, mein Mann möchte gern wieder in der Crêcherie Arbeit nehmen, aber er traut sich nicht selber zu kommen, da er weiß, daß er auf eine sehr unschöne Art fortgegangen ist. Da bin ich denn statt seiner gekommen.“

Bonnaire fügte hinzu:

„Wir müssen Bourron verzeihen, der sich ganz von dem unglücklichen Ragu hat beherrschen lassen. Er ist kein böser Mensch, sondern nur schwach, und wir können ihn gewiß noch retten.“

„So bringen Sie mir den Bourron nur wieder her!“ rief Lucas fröhlich. „Ich will den Tod des Sünders nicht, im Gegenteil. Wie viele sinken unter, bloß weil sie von Kameraden verführt werden und keine Widerstandskraft gegen die Lockungen leichtsinniger und müßiggängerischer Menschen besitzen. Er ist ein willkommener Zuwachs, er soll uns zum Beispiel dienen.“

Er war hocherfreut, die Rückkehr Bourrons schien ihm von glücklichster Bedeutung, obgleich er als Arbeiter ziemlich mittelmäßig geworden war. Ihn wieder erwerben, ihn retten, wie Bonnaire sagte, war das nicht ein Sieg über die Lohnsklaverei? Und dann fügte das seiner Stadt wieder ein Haus hinzu, noch eine Welle zu der Flut, die die alte Welt wegschwemmen sollte.

Bald darauf kam Bonnaire wieder zu ihm, um die Aufnahme eines Arbeiters der Hölle von ihm zu erbitten. Aber diesmal war die zu erwerbende Kraft eine so armselige, daß Bonnaire ihm nicht zuredete.

„Es ist der arme Fauchard, der sich endlich entschlossen hat,“ sagte er. „Sie erinnern sich, daß er wiederholt hier hereingekommen ist, ohne sich zu einer Entscheidung aufraffen zu können. Er fürchtete sich davor, irgend etwas zu unternehmen, so hat die schwere, immer gleichbleibende Arbeit ihn verblödet und entkräftet. Er ist kein Mensch mehr, er ist nichts als ein verbogenes, verkrümmtes Rad. Ich fürchte, wir würden nichts Rechtes mehr aus ihm machen können.“

Vor der Erinnerung Lucas' stiegen seine ersten Tage in Beauclair auf.

„Ja, ich weiß, er hat eine Frau, Natalie, nicht wahr, eine traurige, kummervolle Frau, die immer auf der Suche nach Kredit ist? Und er hat einen Schwager, Fortuné, der damals, als ich ihn sah, nicht älter als sechzehn Jahre war, und der so blaß, so verstumpft aussah, zu Grunde gerichtet von der mechanischen Arbeit, der er in so frühem Alter anheimgefallen war. Ja, sie mögen nur kommen, alle, warum nicht? Auch dieser arme Fauchard wird uns als Beispiel dienen, selbst wenn wir aus ihm keinen freien und fröhlichen Menschen mehr machen können."

Dann fügte er in heiterem Tone hinzu:

„Noch eine Familie mehr, noch ein Haus mehr zu unsern Häusern. Die Bevölkerung steigt, wie, Bonnaire? Wir sind nun auf dem besten Wege zu einer großen Stadt, zu der Stadt, von der ich Ihnen von allem Anfang an so viel sprach, und an die Sie nicht glauben wollten. Erinnern Sie sich, der Versuch schien Ihnen keinen Erfolg zu versprechen, und Sie blieben nur aus Vernunftgründen und aus Erkenntlichkeit an meiner Seite? Sind Sie nun wenigstens überzeugt?"

Bonnaire war ein wenig verlegen und antwortete nicht gleich. Dann sagte er mit seiner gewohnten Offenheit:

„Ist man je überzeugt? Man muß die Resultate mit den Händen greifen können. Sicherlich gedeiht die Fabrik aufs beste, unsre Association vergrößert sich, der Arbeiter lebt besser, es herrscht ein bißchen mehr Gerechtigkeit und Glück. Aber Sie kennen meine Ansichten, Herr Lucas: alles das ist noch immer die verwünschte Lohnarbeit, und ich sehe nicht, daß wir der kollektivistischen Gesellschaft näher kommen."

Im übrigen wehrte sich nur noch der Theoretiker in ihm. Wenn er auch seiner Ueberzeugung nicht

untreu werden konnte, wie er sagte, so war er doch ein unvergleichlich treuer und fleißiger Arbeiter voll Mut und Zuversicht. Er war der Held der Arbeit, der Führer, der den Sieg der Crêcherie entschieden hatte, indem er den Kameraden ein brüderliches Beispiel der Solidarität gab. Wenn er in den Werkstätten erschien, der große, kraftstrotzende, gutmütige Mann, streckten sich ihm alle Hände entgegen. Und er war bereits mehr überzeugt, als er zugeben wollte, er war beglückt zu sehen, daß die Genossen weniger litten, daß ihnen alle Genüsse zu Gebote standen, daß sie in gesunden Wohnungen, von Blumen umgeben, lebten. Er sollte also doch nicht aus diesem Leben scheiden, ohne daß das Gelübde, das er abgelegt hatte, erfüllt war: daß es weniger Elend und mehr Gerechtigkeit auf der Welt geben sollte.

„Ja, ja, die kollektivistische Gesellschaftsordnung," sagte Lucas, der ihn kannte, lächelnd, „wir werden sie verwirklichen, wir werden sogar Besseres verwirklichen; und wenn es uns nicht gegönnt sein sollte, dann werden unsre Kinder unser Werk vollenden, unsre Nachkommen, die wir zu dieser Aufgabe erziehen. Haben Sie Vertrauen in unsre Sache, Bonnaire, sagen Sie sich, daß die Zukunft uns gehört, da unsre Stadt unaufhaltsam wächst und wächst."

Und mit breiter Gebärde wies er auf die unter jungen Bäumen hervorleuchtenden Dächer mit den buntglasierten Ziegeln, die so fröhlich in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzten. Immer wieder kehrten seine Blicke zu diesen Häusern zurück, die ihm Lebewesen schienen, die sein Wort aus der Erde hatte herauswachsen lassen, und die er nun vordringen sah gleich einer friedlichen Armee, um die Zukunft auf den Trümmern des alten Beauclair und der Hölle aufzubauen.

Doch wenn bloß das Volk der Arbeiter auf der Crêcherie erfolgreich gewesen wäre, so wäre dies lediglich ein glückliches Ereignis gewesen, über dessen Folgen man hätte streiten können. Aber was dieses Ereignis entscheidend machte und ihm außerordentliche Bedeutung verlieh, das war, daß die Bauern von Combettes auch ihrerseits erfolgreich waren in ihrer Vereinigung und in der Association, die sich zwischen der Fabrik und dem Dorf gebildet hatte. Auch hier war man erst am Anfang, aber welch gewaltiger Reichtum kündigte sich bereits an! Seit dem Tage, da der Gemeindevorsteher Lenfant und sein Stellvertreter Yvonnot sich unter dem Zwang ihrer Interessen versöhnt und alle kleinen Grundeigentümer der Gemeinde überredet hatten, sich zu vereinigen und ihre kleinen Bodenlappen zusammenzulegen, um ein einziges großes Gut von mehreren Hektaren daraus zu bilden, hatte der Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt. Bis dahin schien, und besonders in letzterer Zeit, die Erde da Bankerott gemacht zu haben, wie auf der ganzen weiten Ebene der Roumagne, die, einst so fruchtbar, nun einen mageren Anblick bot mit ihren leichten, dünnstehenden Halmen. In Wirklichkeit war dies aber nichts andres als die Folge der faulen Nachlässigkeit und der eigensinnigen Unwissenheit der Menschen, der veralteten Bebauungsmethode, des Mangels an Maschinen, an Dünger und an gutem Einvernehmen. Welche überwältigende Lehre der Thatsachen ergab sich daher, als die Bauern von Combettes begannen, ihre Aecker gemeinschaftlich als ein einziges großes Gut zu bewirtschaften. Sie kauften den Dünger zu billigem Preis, sie versorgten sich in der Crêcherie mit Geräten und Maschinen, wogegen sie dieser Getreide, Gemüse und Wein lieferten. Das bildete eben ihre Stärke, daß sie nicht mehr isoliert waren, daß sich, fortan un-

zerreißbar, das Band der Solidarität zwischen Dorf und Fabrik geschlungen hatte. Das, was so lange für unmöglich gehalten worden, die Versöhnung zwischen Bauer und Arbeiter, das war hier verwirklicht, der Bauer lieferte das nährende Brot, der Arbeiter das Eisen, womit die Erde bearbeitet wird, damit das Brot auf ihr wachse. Wenn die Crêcherie Combettes bedurfte, so hätte Combettes nicht ohne die Crêcherie sein können. Nun war die Vereinigung vollzogen, die fruchtbare Ehe geschlossen, aus der die glückliche Gesellschaft der Zukunft entspringen sollte. Und welch wunderbares Schauspiel, das Wiedererwachen dieser Ebene, die gestern fast öde dagelegen hatte und sich heute mit reicher Ernte bedeckte! Inmitten der andern Aecker, die noch unter dem Fluch der Uneinigkeit und Fahrlässigkeit litten, breiteten sich die von Combettes wie ein kleines Meer üppigen Grüns, das die ganze Umgebung mit Staunen und immer größerem Neid betrachtete. Solche Dürre, solche Unfruchtbarkeit gestern, und so viel Segen, so viel Ueberfluß heute! Warum also nicht das Beispiel derer von Combettes befolgen? Schon begannen die Nachbargemeinden sich für die Sache zu interessieren und sich darüber zu erkundigen, schon schickten sich einzelne an, das lockende Muster nachzuahmen. Es verlautete, daß die Gemeindevorstände von Fleuranges, von Lignerolles, von Bonneheux Associationspläne entworfen hätten und nun Unterschriften dafür sammelten. Bald wuchs wohl das kleine grüne Meer, vereinigte sich mit andern Meeren, dehnte seine Flut fruchtbaren Wachstums immer weiter und weiter, bis daß die ganze große Roumagne, so weit der Blick reichte, nichts als ein einziges großes Gut, ein einziger Ozean von Halmen war, der ein ganzes glückliches Volk nähren konnte. Und diese Zeit war nahe, denn

auch die nährende Erde war auf dem Wege nach dem glücklicheren Zustand der Zukunft.

Oft machte Lucas zu seinem Vergnügen lange Spaziergänge durch die fruchtbaren Felder, und er begegnete dabei manchmal Feuillat, dem Pächter Boisgelins, der ebenfalls, die Hände in den Taschen, längs der Aecker hinschlenderte und in seiner schweigsamen, verschlossenen Weise auf die reichen Ernten blickte, die aus dem so wohlbebauten Boden wuchsen. Lucas wußte, welch großen Anteil der Pächter an den Entschlüssen Lenfants und Yvonnots hatte, er wußte, daß er auch heute noch ihr Ratgeber war. Und er war höchst erstaunt, zu sehen, in welchem Zustand der Vernachlässigung Feuillat die von ihm gepachteten Aecker ließ, so daß ihre schwach bewachsenen Flächen sich von denen von Combettes deutlich abhoben, neben ihrer reichen Fruchtbarkeit fast wie ödes Land erschienen.

Als sie eines Morgens miteinander auf einem Wege dahingingen, der die beiden Gebiete voneinander schied, konnte Lucas sich nicht enthalten, den Pächter über diesen Gegenstand zu befragen.

„Sagen Sie mir nur, Feuillat, schämen Sie sich nicht ein wenig, daß Sie Ihre Aecker in so schlechtem Zustande lassen, wenn da gleich nebenan die Ihrer Nachbarn so ausgezeichnet bewirtschaftet sind? Schon Ihr eignes Interesse sollte Sie zu fleißigerer und intelligenterer Bebauung drängen, zu der Sie auch, wie ich überzeugt bin, alle Fähigkeiten besitzen.“

Der Pächter zeigte statt aller Antwort nur ein schwaches Lächeln. Dann sagte er mit plötzlicher Offenheit:

„O, wissen Sie, Herr Lucas, sich schämen ist zu viel Luxus für arme Teufel wie wir. Und was mein Interesse betrifft, so erfordert es, daß ich diesen Aeckern, die nicht mir gehören, gerade nur so viel

abgewinne, als ich zum Leben brauche. Das thue ich, ich bebaue sie, soweit es nötig ist, um Brot zu haben, denn ich wäre zu dumm, wenn ich sie düngen, wenn ich sie verbessern würde, da dies doch niemand anderm zu gute käme als Monsieur Boisgelin, der mich hinauswerfen kann, sowie der Pacht zu Ende ist. Nein, nein! Damit man aus einem Feld ein gutes Feld mache, muß es einem selber gehören oder, noch besser, allen gemeinsam."

Er sprach mit grimmigem Spott von denen, die den Bauern zurufen: „Liebet die Erde, liebet die Erde!" O ja, er wollte sie schon lieben, aber nur, wenn sie auch ihn liebte, das heißt, er wollte sie nicht für andre lieben. Er wiederholte, sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater hätten sie unter dem Joch der Ausbeuter geliebt, ohne andres davon zu haben als Leiden und Elend. Nun denn, er hatte keine Lust, sich länger so schamlos ausbeuten zu lassen, er wollte nicht länger der Narr des Pachtsystems sein, wollte nicht die Erde lieben, umwerben, befruchten, damit der Grundeigentümer ihm dann einfach die Mutter samt dem Kind, allen Ertrag seiner harten Mühe wegnehme.

Ein Schweigen folgte. Dann setzte er noch mit leiserer Stimme, im Tone konzentrierter Entschlossenheit hinzu:

„Ja, die Erde muß allen gehören, dann werden wir sie wieder lieben und bebauen. Bis dahin warte ich."

Lucas sah ihn betroffen an. Er hatte immer gewußt, daß der verschlossene Mann ein kluger Kopf war. Und nun kam hinter dem schlauen Bauern ein feiner Diplomat zum Vorschein, ein Reformator von klarem, weitvorschauendem Blick, der das Thatbeispiel von Combettes ins Leben gerufen hatte und noch immer leitete, zu einem noch fernabliegenden

Zweck, den nur er kannte. Lucas vermutete die Wahrheit und wollte sich Gewißheit verschaffen.

„Wenn Sie also Ihre Aecker in diesem Zustande lassen, so wollen Sie auch, daß man sie mit den benachbarten Feldern vergleiche und die entsprechende Lehre daraus ziehe? Aber ist dies nicht bloß ein Hirngespinst? Niemals wird Combettes die Guerdache erobern und verschlingen können."

Wieder zeigte Feuillat sein stilles Lächeln. Dann sagte er zurückhaltend:

„Vielleicht, es müßte jedenfalls Großes geschehen. Aber wer kann etwas vorauswissen? Ich warte."

Nachdem sie einige Schritte weitergegangen waren, deutete er mit umfassender Gebärde auf die benachbarten Felder:

„Auf alle Fälle geht es hier vorwärts. Sie erinnern sich, was das für ein trostloser Anblick war, diese kleinen Fetzen von Aeckern mit den mageren Beständen. Und sehen Sie nun das hier! Auf einem einzigen großen Gut, mit gemeinsamer Bewirtschaftung, mit Hilfe der Maschinen und der Wissenschaft, verzehnfachen sich die Ernten, das ganze Land wird nach und nach erobert. Ah, so was erfreut das Auge!"

Die heiße Liebe, die er der Erde bewahrte, die er, im eifersüchtigen Verlangen, sie nur für sich allein zu lieben, vor allen Menschen geheim hielt, strahlte aus seinen leuchtenden Augen, bebte im begeisterten Ton seiner Stimme. Und Lucas fühlte sich überwältigt von dem mächtigen Hauch der Fruchtbarkeit, der ihn aus diesem Halmenmeer anwehte. Wenn er sich jetzt so stark fühlte auf der Crêcherie, so war es durch das Bewußtsein, daß er hier einen reichgefüllten Speicher besaß, durch den ihm das Brot gesichert war, seitdem er sein kleines Volk von

Arbeitern mit einem kleinen Volk von Bauern vereinigt hatte. Und ebenso groß wie seine Freude an seiner wachsenden Stadt, an dem Strom der Häuser, der immer weiter vordrang, um das alte Beauclair und die Hölle zu erobern, ebenso groß war seine Freude an dem Anblick der fruchtbaren Felder von Combettes, die ihrerseits ebenfalls vordrangen, sich durch die benachbarten Felder immer vergrößerten, bis das gewaltige Meer ihrer Halme von einem Ende der Roumagne zum andern seine Wogen rollte. Hier wie dort sah er die Früchte derselben segensreichen Thätigkeit, das Herannahen derselben Zivilisation, die Menschheit auf dem Wege zur Wahrheit und Gerechtigkeit, zum Frieden und zum Glück.

Eine unmittelbare Wirkung des Erfolges der Crêcherie war, daß er den kleinen Fabriken der Gegend zu Bewußtsein brachte, wie vorteilhaft es für sie wäre, dem gegebenen Beispiel zu folgen und sich der Association anzuschließen. Die Nagelfabrik Chodorge, die ihr ganzes Rohmaterial von ihrer mächtigen Schwester bezog, war die erste, die sich mit dem Unternehmen der Crêcherie verschmelzen ließ. Dann kam die Fabrik Hausser, die Sensen, Sicheln und Säbelklingen schmiedete, an die Reihe und wurde ein natürliches Glied der benachbarten Werke. Etwas schwieriger war die Sache bei dem Hause Mirande u. Co., das landwirtschaftliche Maschinen herstellte; der eine ihrer beiden Eigentümer war ein reaktionärer Mann, der sich jeder Neuerung widersetzte. Aber die Umstände waren so mächtig, daß er sich aus Furcht vor dem Ruin zurückzog, und der andre Gesellschafter beeilte sich, sein Etablissement der Crêcherie anzuschließen. Alle diese Häuser, die in die unwiderstehliche Bewegung der Association und der Solidarität mit hineingezogen wurden, unterwarfen sich demselben

Grundgesetz, der Teilung der Gewinne, die auf der Zusammenwirkung von Kapital, Arbeit und geistiger Kraft fußte. Sie waren alle eine einzige große, aus hundert verschiedenen Gruppen bestehende Familie, die immer neue Glieder ansetzen, sich bis ins Unendliche ausdehnen konnte. Und sie bildeten den Grundstock der Gesellschaft der Zukunft, die sich auf der Basis einer Neuanordnung der Arbeit aufbaute, die eine glückliche und freie Menschheit umfassen sollte.

In Beauclair war das Staunen, die Verblüffung, die Furcht auf den Gipfelpunkt gestiegen. Wie, die Crêcherie sollte also immer nur weiterwachsen, sich durch jede Fabrik vergrößern, die sie auf ihrem Wege traf, heute diese, morgen jene, übermorgen wieder eine andre? Und die Stadt selbst, und die große Ebene draußen sollten ebenso verschlungen werden, sollten zu Anhängseln, zu Teilen, zu Organen der Crêcherie werden? Die Geister wurden verwirrt, die Leute fingen an darüber zu grübeln, wo der wirkliche Vorteil eines jeden, die Möglichkeit des Glückes läge. In der Welt der kleinen Kaufleute wurde die Bestürzung immer größer, angesichts der sich täglich vermindernden Einnahmen, und viele fragten sich, ob sie nicht bald würden den Laden schließen müssen. Es wirkte daher wie ein Donnerschlag, als sich die Neuigkeit verbreitete, daß Caffiaux, der Gewürzkrämer und Weinhändler, mit der Crêcherie einen Vertrag geschlossen hatte, wonach sein Laden zu einer einfachen Niederlage, zu einem Zweiggeschäft der Genossenschaftsmagazine wurde. Lange Zeit hatte er für einen Vertrauensmann der Hölle, für eine Art Spion der Direktion gegolten, der die Arbeiter mit Alkohol vergiftete und sie dann an die Arbeitgeber verkaufte; denn die Schenke ist die festeste Stütze des Lohnsklaventums. Auf alle Fälle

war er ein zweideutiger Mensch, der stets den Mantel nach dem Winde hängte, immer zum Verrat bereit war und sich mit der Gewandtheit eines Mannes, der nicht auf Seite der Besiegten stehen will, nach einer andern Seite drehte. Daß dieser schlaue Kopf so ohne weiteres zur Crêcherie überging, das verdoppelte die Angst der Leute und drängte sie gleichfalls zur raschen Entscheidung. Eine starke Bewegung zum Anschlusse machte sich geltend, deren Kraft in rascher Progression wachsen mußte. Die schöne Madame Mitaine, die Bäckerin, hatte die Bekehrung Caffiaux' nicht abgewartet, um alle die neuen Einrichtungen auf der Crêcherie sehr schön zu finden, und sie war geneigt, der Association beizutreten, obgleich ihr Geschäft blühend blieb, dank dem Ruf der Schönheit und Güte, den sie sich erworben hatte. Nur der Fleischer Dacheux verbiß sich in einem wütenden Starrsinn, angesichts des Zusammenbruchs alles dessen, was er für unerschütterlich gehalten hatte. Er sagte, er wolle lieber inmitten seiner letzten Fleischstücke sterben, an dem Tage, wo keine Hausfrau mehr hereinkäme, um sie ihm zu seinem Preise abzukaufen. Und das schien sich verwirklichen zu wollen, seine Kundschaft verließ ihn allmählich, und er wurde von solchen Wutanfällen erfaßt, daß er in Gefahr war, am Schlagfluß eines plötzlichen Todes zu sterben.

Eines Tages begab sich Dacheux zu Laboque, nachdem er Madame Mitaine dringend gebeten hatte, ebenfalls dahin zu kommen. Es handelte sich, sagte er, um die moralischen und kaufmännischen Interessen des ganzen Viertels. Es ging das Gerücht, daß Laboque, um das Fallissement zu vermeiden, im Begriff sei, seinen Frieden mit Lucas zu machen und der Association beizutreten, so daß er fortan nur einer Niederlage der Crêcherie

vorstehen sollte. Seitdem diese ihre Fabrikate, die Werkzeuge, Geräte und Maschinen, direkt gegen das Brot der Bauern von Combettes und der andern benachbarten Dörfer umtauschte, hatte Laboque seine besten Kunden, die Bauern der Umgebung, verloren, abgesehen von den Hausfrauen Beauclairs selbst, die große Ersparnisse erzielten, indem sie ihre Einkäufe in den Magazinen der Crêcherie machten, welche Lucas allen Leuten zu eröffnen den siegreichen Gedanken gehabt hatte. Es war der Tod des Handels, wie man ihn bisher verstanden hatte, des Zwischengliedes zwischen Erzeuger und Verbraucher, der das Leben verteuerte und als Parasit von den Bedürfnissen der andern lebte. Das unnütze Rad, das nur Kraft und Reichtum verzehrte, mußte verschwinden, im Augenblick, wo das lebendige Beispiel zeigte, wie leicht man es entbehren konnte, und wie viel besser sich alle Welt dabei befand. Und in ihrem verlassenen Laden wehklagten Laboque und seine Frau.

Als Dacheux eintrat, saß die kleine schwarze und magere Frau an der Kasse, unbeschäftigt, ohne Mut selbst zum Strümpfestricken, während der Mann mit den Wieselaugen rastlos wie eine Seele im Fegefeuer an den Gestellen mit den verstaubten Waren hin und her ging.

„Was muß ich hören?“ rief der Fleischer mit hochrotem Gesicht. „Sie werden fahnenflüchtig, Laboque, Sie ergeben sich dem Feinde? Sie, der Sie gegen den Räuber jenen unglückseligen Prozeß verloren haben, der Sie geschworen haben, den Kerl umzubringen, und wenn es Sie den Kopf kosten sollte — Sie stellen sich jetzt selbst gegen uns und wollen damit unsre Niederlage besiegeln?“

„Lassen Sie mich in Ruhe, ich habe ohnedies Elend genug!“ fuhr ihn Laboque mit der Heftigkeit

der Verzweiflung an. „Ihr alle habt mich zu diesem unsinnigen Prozeß gedrängt, und jetzt kommen Sie wohl auch nicht, um mir Geld zu bringen, womit ich Ende dieses Monats meine fälligen Rechnungen bezahlen könnte? Was soll mir also Ihr Gerede, daß ich es mir lieber wollte den Kopf kosten lassen?“

Er deutete auf die unverkauft liegenden Waren.

„Da sehen Sie, es kostet mich wirklich den Kopf, und wenn ich bis nächsten Mittwoch nicht einen Ausweg gefunden habe, so habe ich den Gerichtsvollzieher hier. Nun ja, wenn Sie es wissen wollen, ja, es ist wahr, ich bin in Unterhandlungen mit der Crêcherie getreten, wir sind einig, ich werde heute abend den Vertrag unterzeichnen. Ich habe noch gezögert, aber schließlich wird mir die Sache doch zu arg!“

Er ließ sich auf einen Sessel fallen, während Dacheux in seiner Wut und Bestürzung nur abgerissene Flüche stammeln konnte. Da fing Madame Laboque, die niedergedrückt an der Kasse saß, ihrerseits mit schwacher, eintöniger Stimme zu klagen an.

„Mein Gott, mein Gott, was wir uns unser Leben lang geplagt haben, erst um mit unsern Waren von Markt zu Markt zu ziehen, dann um diesen Laden hier zu eröffnen und ihn langsam von Jahr zu Jahr zu vergrößern! Und wir hatten doch auch etwas davon, das Geschäft ging, und wir konnten schon daran denken, uns einmal ganz in ein Landhäuschen zurückzuziehen und dort ruhig von unsern Renten zu leben. Auf einmal fällt alles zusammen, ganz Beauclair wird verrückt, und ich weiß noch nicht einmal warum, du guter Gott!“

„Warum, warum?“ sagte der Fleischer wütend. „Weil alles außer Rand und Band geht, und weil die Bürger von Beauclair Feiglinge sind, die sich

nicht einmal zu verteidigen wagen. Aber wenn man mich zum äußersten treibt, so nehme ich eines schönen Tages mein großes Messer, und dann soll man was erleben!"

Laboque zuckte die Achseln.

„Das wär' auch was Rechtes! Das geht an, wenn man alles auf seiner Seite hat; aber wenn man sieht, daß man bald allein bleiben wird, so thut man am besten, wenn auch mit Wut im Herzen, dorthin zu gehen, wo alle andern hingehen. Caffiaux hat das beizeiten eingesehen."

„O, dieser Schuft von einem Caffiaux!" schrie der Fleischer in einem neuen Wutanfall. „Das ist ein Verräter, ein Verkaufter! Wissen Sie, daß er von diesem Räuber, diesem Herrn Lucas hunderttausend Francs bekommen hat, damit er uns verläßt?"

„Hunderttausend Francs?" sagte Laboque mit gierig funkelnden Augen, aber in spöttisch zweifelndem Tone. „Ich wollte nur, es böte sie mir einer an, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, sie anzunehmen! Nein, sehen Sie, es ist Unsinn, gegen den Strom zu schwimmen, man muß immer mit den Stärkeren gehen."

„Ach, was für ein Jammer, was für ein Jammer!" klagte Madame Laboque wieder. „Alles geht drunter und drüber, es ist das Ende der Welt!"

Die schöne Madame Mitaine war eben eingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

„Das Ende der Welt — was Ihnen nicht einfällt!" sagte sie heiter. „Zwei Nachbarinnen haben in den letzten Tagen wieder jede einen gesunden Jungen bekommen! Und wie geht es denn Ihren Kindern, Ihrem Auguste und Ihrer Eulalie? Sind sie nicht da?"

Nein, sie waren nicht da, sie waren nie da.

Auguste, der nun bald zweiundzwanzig Jahre zählte, war von unüberwindlicher Abneigung gegen den Handel erfüllt und hatte sich zum Mechaniker ausgebildet. Und Eulalie, ein stilles, überlegendes Mädchen, schon eine kleine Hausfrau mit ihren fünfzehn Jahren, hielt sich am liebsten bei einem Onkel auf, der Landwirt in Lignerolles bei Combettes war.

„O, die Kinder!“ seufzte Madame Laboque wieder. „Wenn man auf die Kinder rechnet!“

„Lauter Undankbare!“ sagte Dacheux, der empört darüber war, daß seine Julienne ihm so gar nicht glich, die, ein großes, hübsches, gutherziges Mädchen, noch immer, trotz ihrer vollen vierzehn Jahre, mit den armen Kindern in den Straßen Beauclairs spielte. „Wenn man auf die Kinder rechnet, kann man sicher sein, in Kummer und Elend zu sterben!“

„Ich rechne aber auf meinen Evariste!“ sagte die Bäckerin. „Er wird nun bald zwanzig Jahre alt, und wenn er sich auch geweigert hat, das Handwerk seines Vaters zu erlernen, so nehmen wir ihm das nicht übel. Die Jugend wächst natürlich mit andern Ideen auf als wir, da sie in einer Zeit leben wird, in der wir nicht mehr da sind. Ich verlange von meinem Evariste nichts, als daß er mich lieb habe, und das thut er.“

Dann setzte sie Dacheux gelassen ihre Ansicht auseinander. Sie sei auf seinen Wunsch gekommen, aber nur, um ihm zu sagen, daß es jedem Kaufmann Beauclairs freistehen müsse, nach seinem besten Ermessen vorzugehen. Sie gehöre der Association der Crêcherie noch nicht an, aber sie denke ihr eines Tages beizutreten, sobald sie die Ueberzeugung haben werde, daß sie in ihrem eignen und im Interesse aller handle.

„Selbstverständlich!“ stimmte Laboque bei. „Ich

kann auch nicht anders, ich unterschreibe heute den Vertrag."

Und Madame Laboque wiederholte ihren klagenden Refrain:

„Ich sagt' es Ihnen ja, alles geht drunter und drüber, es ist das Ende der Welt!"

„Nein, nein!" rief die schöne Madame Mitaine wieder. „Wie können Sie denken, daß das Ende der Welt da ist, wenn unsre Kinder nun bald das heiratsfähige Alter erreichen und Kinder haben werden, die sich ihrerseits wieder verheiraten werden, um wieder Kinder zu haben. Die einen nehmen den Platz der andern ein, die Welt erneuert sich, das ist alles! Es ist das Ende einer Welt, wenn Sie wollen."

Sie hatte das klar und gelassen gesagt, und Dacheux, der nicht mehr wußte, wie er seinem Ingrimm Luft machen sollte, stürmte, hochrot im Gesichte, hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Freilich war es das Ende einer Welt, das Ende einer ungerechten, vermorschten Welt, das Ende des Handels, der einige wenige reich macht um den Preis des Elends der weitaus meisten.

Dann folgten Ereignisse, die Beauclair vollends aus dem Geleise brachten. Bis jetzt hatte der Erfolg der Crêcherie nur auf die verwandten Industrien und auf den kleinen Handel gewirkt. Es erregte daher ungeheures Aufsehen, als man eines Tages erfuhr, daß der Bürgermeister Gourier selbst sich zu den neuen Ideen bekehrt habe. Er, der wohlhabende Mann, der niemandes bedurfte, wie er stolz erklärte, ließ sich nicht herbei, in die Association der Crêcherie einzutreten. Aber er gründete selbst eine ähnliche Association, er verwandelte seine Schuhfabrik in eine Aktiengesellschaft, auf der nun wohlerprobten Basis der Vereinigung von Kapital, Arbeit

und geistiger Kraft, zwischen welchen der Gewinn geteilt werden sollte. Es war einfach eine neue, ähnliche Gruppe, die Gruppe der Bekleidungsindustrie, die neben der der Stahl- und Eisenindustrie entstand; und die Aehnlichkeit wurde noch größer, als es Gourier gelang, alle Interessenten der Bekleidungsindustrie, die Schneider, die Hutmacher, die Putzmacherinnen, die Wäschehändler, die Schnittwarenhändler, seiner Gruppe anzugliedern. Bald darauf ging die Rede von einer dritten Gruppe, die ein großer Bauunternehmer zu bilden unternahm, indem er versuchte, alle Bauhandwerker, die Maurer, die Steinmetze, die Zimmerleute, die Schlosser, die Tischler, die Dachdecker, die Zimmermaler, zu einer großen Gesellschaft zu vereinigen. der sich auch die Architekten und bildenden Künstler anschließen sollten, abgesehen von den Kunsttischlern, den Tapezierern, den Bronze-Fabrikanten, selbst auch den Uhrmachern und Juwelieren. Das Beispiel der Crêcherie hatte den fruchtbaren Gedanken der Association nach natürlichen Gruppen ausgestreut, und die Gruppen bildeten sich nun ganz von selbst, durch Nachahmung, infolge des Dranges aller nach so viel Leben und so viel Glück als möglich. Das Gesetz des menschlichen Schaffens übte seine Wirkung, und es wird seine Wirkung mit wachsender Kraft üben, wenn die Wohlfahrt des Geschlechtes es erheischt. Zwischen den verschiedenen Gruppen schlang sich ein gemeinschaftliches Band, welches sie eines Tages, einer jeden ihre Eigenart belassend, vereinigen wird zu einer großen sozialen Neuordnung der Arbeit, die das einzige Gesetz des Reiches der Zukunft bilden wird.

Der Gedanke, der Crêcherie dadurch zu entgehen, daß er sie nachahmte, schien allerdings etwas zu klug für das Gehirn Gouriers. Man vermutete

daher, daß dieser Gedanke ihm durch den Unterpräfekten Châtelard eingegeben worden sein müßte, der sich immer tiefer in den Schatten der Unauffälligkeit und gelassener Passivität zurückzog, je mehr Beauclair sich unter dem lebendigen Hauche der Zukunft verwandelte. Man vermutete richtig. Die Sache hatte sich bei einer kleinen freundschaftlichen Mahlzeit zu dreien zugetragen, als die beiden Männer einander gegenüber saßen, die immer noch schöne Léonore zwischen ihnen.

„Lieber Freund," sagte der Unterpräfekt mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, „ich glaube, mit uns geht's zu Ende. In Paris ist alles außer Rand und Band, und die Revolution ist nahe, deren Sturmwind alles wegblasen wird, was von dem alten, verfaulten, zerbröckelnden Gebäude noch steht. Bei uns hier ist unser Freund Boisgelin ein armer eitler Geck, den die kleine Madame Delaveau bis zum letzten Sou aussaugen wird. Der Gatte ist der einzige Mensch, der nicht weiß, wohin die Gewinne des Unternehmens fließen, dessen Direktor er ist, und dessen Zusammenbruch er mit ungeheurer Anstrengung aufzuhalten sucht. Da giebt es eine Katastrophe, Sie werden sehen. Da wäre es denn wirklich dumm, nicht an sich zu denken, wenn man nicht in der Sündflut mit untergehen will."

„Sind Sie bedroht, lieber Freund?" fragte Léonore, von Unruhe erfaßt.

„Ich — o nein! Wer denkt an mich? Keine Regierung wird sich die Mühe nehmen, sich mit meiner unbedeutenden Person zu befassen, denn ich habe das Talent, so wenig als möglich zu verwalten und immer derselben Ansicht zu sein wie meine Vorgesetzten. Ich werde hier in glücklicher Vergessenheit sterben, wenn einmal das letzte Ministerium zusammenbricht. Aber ich denke an Sie, liebe Freunde."

Hierauf entwickelte er seinen Gedanken und zählte alle Vorteile auf, die es mit sich bringen müßte, der Revolution zuvorzukommen und aus der Schuhfabrik eine zweite Crêcherie zu machen. Der Gewinn würde sich dadurch nicht vermindern, im Gegenteil. Und dann, sagte er, sei er zu klug, um nicht klar zu sehen, daß auf diesem Wege die Zukunft liege, daß die reorganisierte Arbeit schließlich die alte, ungerechte bürgerliche Gesellschaftsordnung hinwegfegen werde. In diesem gelassenen, skeptischen Beamten, der eine wohlerwogene Passivität beobachtete, hatte sich ein vollständiger Anarchist herausgebildet, den er unter seiner weltmännisch glatten Außenseite verbarg.

„Natürlich, mein lieber Gourier," schloß er lachend, „wird mich das nicht hindern, mich offen gegen Sie zu erklären, wenn Sie der Gesellschaft diesen hübschen Streich gespielt haben werden. Ich werde sagen, daß Sie ein Abtrünniger sind, und daß Sie den Verstand verloren haben. Aber ich werde Sie umarmen, wenn ich hierher komme, denn Sie werden da einen ausgezeichneten Schachzug gemacht haben, der Ihnen großen Nutzen bringen wird. Und Sie sollen sehen, was die Leute für Gesichter machen werden!"

Gourier jedoch, entsetzt über die Kühnheit des Vorschlages, weigerte sich durchaus, dem Rate des Freundes zu folgen. Seine ganze Vergangenheit lehnte sich dagegen auf, seine Selbstherrlichkeit als Chef empörte sich gegen den Gedanken, der Gesellschafter seiner Arbeiter zu werden, deren unumschränkter Gebieter er bisher gewesen. Aber unter seiner dicken Haut barg sich ein sehr nüchtern rechnender Geschäftsmann, und er erkannte bald, daß er durchaus nichts wagte und im Gegenteil sein Unternehmen gegen alle Gefahren der Zukunft

Grundgesetz, der Teilung der Gewinne, die auf der Zusammenwirkung von Kapital, Arbeit und geistiger Kraft fußte. Sie waren alle eine einzige große, aus hundert verschiedenen Gruppen bestehende Familie, die immer neue Glieder ansetzen, sich bis ins Unendliche ausdehnen konnte. Und sie bildeten den Grundstock der Gesellschaft der Zukunft, die sich auf der Basis einer Neuanordnung der Arbeit aufbaute, die eine glückliche und freie Menschheit umfassen sollte.

In Beauclair war das Staunen, die Verblüffung, die Furcht auf den Gipfelpunkt gestiegen. Wie, die Crêcherie sollte also immer nur weiterwachsen, sich durch jede Fabrik vergrößern, die sie auf ihrem Wege traf, heute diese, morgen jene, übermorgen wieder eine andre? Und die Stadt selbst, und die große Ebene draußen sollten ebenso verschlungen werden, sollten zu Anhängseln, zu Teilen, zu Organen der Crêcherie werden? Die Geister wurden verwirrt, die Leute fingen an darüber zu grübeln, wo der wirkliche Vorteil eines jeden, die Möglichkeit des Glückes läge. In der Welt der kleinen Kaufleute wurde die Bestürzung immer größer, angesichts der sich täglich vermindernden Einnahmen, und viele fragten sich, ob sie nicht bald würden den Laden schließen müssen. Es wirkte daher wie ein Donnerschlag, als sich die Neuigkeit verbreitete, daß Caffiaux, der Gewürzkrämer und Weinhändler, mit der Crêcherie einen Vertrag geschlossen hatte, wonach sein Laden zu einer einfachen Niederlage, zu einem Zweiggeschäft der Genossenschaftsmagazine wurde. Lange Zeit hatte er für einen Vertrauensmann der Hölle, für eine Art Spion der Direktion gegolten, der die Arbeiter mit Alkohol vergiftete und sie dann an die Arbeitgeber verkaufte; denn die Schenke ist die festeste Stütze des Lohnsklaventums. Auf alle Fälle

war er ein zweideutiger Mensch, der stets den Mantel nach dem Winde hängte, immer zum Verrat bereit war und sich mit der Gewandtheit eines Mannes, der nicht auf Seite der Besiegten stehen will, nach einer andern Seite drehte. Daß dieser schlaue Kopf so ohne weiteres zur Crêcherie überging, das verdoppelte die Angst der Leute und drängte sie gleichfalls zur raschen Entscheidung. Eine starke Bewegung zum Anschlusse machte sich geltend, deren Kraft in rascher Progression wachsen mußte. Die schöne Madame Mitaine, die Bäckerin, hatte die Bekehrung Caffiaux' nicht abgewartet, um alle die neuen Einrichtungen auf der Crêcherie sehr schön zu finden, und sie war geneigt, der Association beizutreten, obgleich ihr Geschäft blühend blieb, dank dem Ruf der Schönheit und Güte, den sie sich erworben hatte. Nur der Fleischer Dacheux verbiß sich in einem wütenden Starrsinn, angesichts des Zusammenbruchs alles dessen, was er für unerschütterlich gehalten hatte. Er sagte, er wolle lieber inmitten seiner letzten Fleischstücke sterben, an dem Tage, wo keine Hausfrau mehr hereinkäme, um sie ihm zu seinem Preise abzukaufen. Und das schien sich verwirklichen zu wollen, seine Kundschaft verließ ihn allmählich, und er wurde von solchen Wutanfällen erfaßt, daß er in Gefahr war, am Schlagfluß eines plötzlichen Todes zu sterben.

Eines Tages begab sich Dacheux zu Laboque, nachdem er Madame Mitaine dringend gebeten hatte, ebenfalls dahin zu kommen. Es handelte sich, sagte er, um die moralischen und kaufmännischen Interessen des ganzen Viertels. Es ging das Gerücht, daß Laboque, um das Fallissement zu vermeiden, im Begriff sei, seinen Frieden mit Lucas zu machen und der Association beizutreten, so daß er fortan nur einer Niederlage der Crêcherie

vorstehen sollte. Seitdem diese ihre Fabrikate, die Werkzeuge, Geräte und Maschinen, direkt gegen das Brot der Bauern von Combettes und der andern benachbarten Dörfer umtauschte, hatte Laboque seine besten Kunden, die Bauern der Umgebung, verloren, abgesehen von den Hausfrauen Beauclairs selbst, die große Ersparnisse erzielten, indem sie ihre Einkäufe in den Magazinen der Crêcherie machten, welche Lucas allen Leuten zu eröffnen den siegreichen Gedanken gehabt hatte. Es war der Tod des Handels, wie man ihn bisher verstanden hatte, des Zwischengliedes zwischen Erzeuger und Verbraucher, der das Leben verteuerte und als Parasit von den Bedürfnissen der andern lebte. Das unnütze Rad, das nur Kraft und Reichtum verzehrte, mußte verschwinden, im Augenblick, wo das lebendige Beispiel zeigte, wie leicht man es entbehren konnte, und wie viel besser sich alle Welt dabei befand. Und in ihrem verlassenen Laden wehklagten Laboque und seine Frau.

Als Dacheux eintrat, saß die kleine schwarze und magere Frau an der Kasse, unbeschäftigt, ohne Mut selbst zum Strümpfestricken, während der Mann mit den Wieselaugen rastlos wie eine Seele im Fegefeuer an den Gestellen mit den verstaubten Waren hin und her ging.

„Was muß ich hören?“ rief der Fleischer mit hochrotem Gesicht. „Sie werden fahnenflüchtig, Laboque, Sie ergeben sich dem Feinde? Sie, der Sie gegen den Räuber jenen unglückseligen Prozeß verloren haben, der Sie geschworen haben, den Kerl umzubringen, und wenn es Sie den Kopf kosten sollte — Sie stellen sich jetzt selbst gegen uns und wollen damit unsre Niederlage besiegeln?“

„Lassen Sie mich in Ruhe, ich habe ohnedies Elend genug!“ fuhr ihn Laboque mit der Heftigkeit

der Verzweiflung an. „Ihr alle habt mich zu diesem unsinnigen Prozeß gedrängt, und jetzt kommen Sie wohl auch nicht, um mir Geld zu bringen, womit ich Ende dieses Monats meine fälligen Rechnungen bezahlen könnte? Was soll mir also Ihr Gerede, daß ich es mir lieber wollte den Kopf kosten lassen?“

Er deutete auf die unverkauft liegenden Waren.

„Da sehen Sie, es kostet mich wirklich den Kopf, und wenn ich bis nächsten Mittwoch nicht einen Ausweg gefunden habe, so habe ich den Gerichtsvollzieher hier. Nun ja, wenn Sie es wissen wollen, ja, es ist wahr, ich bin in Unterhandlungen mit der Crêcherie getreten, wir sind einig, ich werde heute abend den Vertrag unterzeichnen. Ich habe noch gezögert, aber schließlich wird mir die Sache doch zu arg!“

Er ließ sich auf einen Sessel fallen, während Dacheux in seiner Wut und Bestürzung nur abgerissene Flüche stammeln konnte. Da fing Madame Laboque, die niedergedrückt an der Kasse saß, ihrerseits mit schwacher, eintöniger Stimme zu klagen an.

„Mein Gott, mein Gott, was wir uns unser Leben lang geplagt haben, erst um mit unsern Waren von Markt zu Markt zu ziehen, dann um diesen Laden hier zu eröffnen und ihn langsam von Jahr zu Jahr zu vergrößern! Und wir hatten doch auch etwas davon, das Geschäft ging, und wir konnten schon daran denken, uns einmal ganz in ein Landhäuschen zurückzuziehen und dort ruhig von unsern Renten zu leben. Auf einmal fällt alles zusammen, ganz Beauclair wird verrückt, und ich weiß noch nicht einmal warum, du guter Gott!“

„Warum, warum?“ sagte der Fleischer wütend. „Weil alles außer Rand und Band geht, und weil die Bürger von Beauclair Feiglinge sind, die sich

nicht einmal zu verteidigen wagen. Aber wenn man mich zum äußersten treibt, so nehme ich eines schönen Tages mein großes Messer, und dann soll man was erleben!"

Laboque zuckte die Achseln.

„Das wär' auch was Rechtes! Das geht an, wenn man alles auf seiner Seite hat; aber wenn man sieht, daß man bald allein bleiben wird, so thut man am besten, wenn auch mit Wut im Herzen, dorthin zu gehen, wo alle andern hingehen. Caffiaux hat das beizeiten eingesehen."

„O, dieser Schuft von einem Caffiaux!" schrie der Fleischer in einem neuen Wutanfall. „Das ist ein Verräter, ein Verkaufter! Wissen Sie, daß er von diesem Räuber, diesem Herrn Lucas hunderttausend Francs bekommen hat, damit er uns verläßt?"

„Hunderttausend Francs?" sagte Laboque mit gierig funkelnden Augen, aber in spöttisch zweifelndem Tone. „Ich wollte nur, es böte sie mir einer an, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, sie anzunehmen! Nein, sehen Sie, es ist Unsinn, gegen den Strom zu schwimmen, man muß immer mit den Stärkeren gehen."

„Ach, was für ein Jammer, was für ein Jammer!" klagte Madame Laboque wieder. „Alles geht drunter und drüber, es ist das Ende der Welt!"

Die schöne Madame Mitaine war eben eingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

„Das Ende der Welt — was Ihnen nicht einfällt!" sagte sie heiter. „Zwei Nachbarinnen haben in den letzten Tagen wieder jede einen gesunden Jungen bekommen! Und wie geht es denn Ihren Kindern, Ihrem Auguste und Ihrer Eulalie? Sind sie nicht da?"

Nein, sie waren nicht da, sie waren nie da.

Auguste, der nun bald zweiundzwanzig Jahre zählte, war von unüberwindlicher Abneigung gegen den Handel erfüllt und hatte sich zum Mechaniker ausgebildet. Und Eulalie, ein stilles, überlegendes Mädchen, schon eine kleine Hausfrau mit ihren fünfzehn Jahren, hielt sich am liebsten bei einem Onkel auf, der Landwirt in Lignerolles bei Combettes war.

„O, die Kinder!“ seufzte Madame Laboque wieder. „Wenn man auf die Kinder rechnet!“

„Lauter Undankbare!“ sagte Dacheux, der empört darüber war, daß seine Julienne ihm so gar nicht glich, die, ein großes, hübsches, gutherziges Mädchen, noch immer, trotz ihrer vollen vierzehn Jahre, mit den armen Kindern in den Straßen Beauclairs spielte. „Wenn man auf die Kinder rechnet, kann man sicher sein, in Kummer und Elend zu sterben!“

„Ich rechne aber auf meinen Evariste!“ sagte die Bäckerin. „Er wird nun bald zwanzig Jahre alt, und wenn er sich auch geweigert hat, das Handwerk seines Vaters zu erlernen, so nehmen wir ihm das nicht übel. Die Jugend wächst natürlich mit andern Ideen auf als wir, da sie in einer Zeit leben wird, in der wir nicht mehr da sind. Ich verlange von meinem Evariste nichts, als daß er mich lieb habe, und das thut er.“

Dann setzte sie Dacheux gelassen ihre Ansicht auseinander. Sie sei auf seinen Wunsch gekommen, aber nur, um ihm zu sagen, daß es jedem Kaufmann Beauclairs freistehen müsse, nach seinem besten Ermessen vorzugehen. Sie gehöre der Association der Crêcherie noch nicht an, aber sie denke ihr eines Tages beizutreten, sobald sie die Ueberzeugung haben werde, daß sie in ihrem eignen und im Interesse aller handle.

„Selbstverständlich!“ stimmte Laboque bei. „Ich

kann auch nicht anders, ich unterschreibe heute den Vertrag."

Und Madame Laboque wiederholte ihren klagenden Refrain:

„Ich sagt' es Ihnen ja, alles geht drunter und drüber, es ist das Ende der Welt!"

„Nein, nein!" rief die schöne Madame Mitaine wieder. „Wie können Sie denken, daß das Ende der Welt da ist, wenn unsre Kinder nun bald das heiratsfähige Alter erreichen und Kinder haben werden, die sich ihrerseits wieder verheiraten werden, um wieder Kinder zu haben. Die einen nehmen den Platz der andern ein, die Welt erneuert sich, das ist alles! Es ist das Ende einer Welt, wenn Sie wollen."

Sie hatte das klar und gelassen gesagt, und Dacheux, der nicht mehr wußte, wie er seinem Ingrimm Luft machen sollte, stürmte, hochrot im Gesichte, hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Freilich war es das Ende einer Welt, das Ende einer ungerechten, vermorschten Welt, das Ende des Handels, der einige wenige reich macht um den Preis des Elends der weitaus meisten.

Dann folgten Ereignisse, die Beauclair vollends aus dem Geleise brachten. Bis jetzt hatte der Erfolg der Crêcherie nur auf die verwandten Industrien und auf den kleinen Handel gewirkt. Es erregte daher ungeheures Aufsehen, als man eines Tages erfuhr, daß der Bürgermeister Gourier selbst sich zu den neuen Ideen bekehrt habe. Er, der wohlhabende Mann, der niemandes bedurfte, wie er stolz erklärte, ließ sich nicht herbei, in die Association der Crêcherie einzutreten. Aber er gründete selbst eine ähnliche Association, er verwandelte seine Schuhfabrik in eine Aktiengesellschaft, auf der nun wohlerprobten Basis der Vereinigung von Kapital, Arbeit

und geistiger Kraft, zwischen welchen der Gewinn geteilt werden sollte. Es war einfach eine neue, ähnliche Gruppe, die Gruppe der Bekleidungsindustrie, die neben der der Stahl- und Eisenindustrie entstand; und die Aehnlichkeit wurde noch größer, als es Gourier gelang, alle Interessenten der Bekleidungsindustrie, die Schneider, die Hutmacher, die Putzmacherinnen, die Wäschehändler, die Schnittwarenhändler, seiner Gruppe anzugliedern. Bald darauf ging die Rede von einer dritten Gruppe, die ein großer Bauunternehmer zu bilden unternahm, indem er versuchte, alle Bauhandwerker, die Maurer, die Steinmetze, die Zimmerleute, die Schlosser, die Tischler, die Dachdecker, die Zimmermaler, zu einer großen Gesellschaft zu vereinigen. der sich auch die Architekten und bildenden Künstler anschließen sollten, abgesehen von den Kunsttischlern, den Tapezierern, den Bronze-Fabrikanten, selbst auch den Uhrmachern und Juwelieren. Das Beispiel der Crêcherie hatte den fruchtbaren Gedanken der Association nach natürlichen Gruppen ausgestreut, und die Gruppen bildeten sich nun ganz von selbst, durch Nachahmung, infolge des Dranges aller nach so viel Leben und so viel Glück als möglich. Das Gesetz des menschlichen Schaffens übte seine Wirkung, und es wird seine Wirkung mit wachsender Kraft üben, wenn die Wohlfahrt des Geschlechtes es erheischt. Zwischen den verschiedenen Gruppen schlang sich ein gemeinschaftliches Band, welches sie eines Tages, einer jeden ihre Eigenart belassend, vereinigen wird zu einer großen sozialen Neuordnung der Arbeit, die das einzige Gesetz des Reiches der Zukunft bilden wird.

Der Gedanke, der Crêcherie dadurch zu entgehen, daß er sie nachahmte, schien allerdings etwas zu klug für das Gehirn Gouriers. Man vermutete

daher, daß dieser Gedanke ihm durch den Unterpräfekten Châtelard eingegeben worden sein müßte, der sich immer tiefer in den Schatten der Unauffälligkeit und gelassener Passivität zurückzog, je mehr Beauclair sich unter dem lebendigen Hauche der Zukunft verwandelte. Man vermutete richtig. Die Sache hatte sich bei einer kleinen freundschaftlichen Mahlzeit zu dreien zugetragen, als die beiden Männer einander gegenüber saßen, die immer noch schöne Léonore zwischen ihnen.

„Lieber Freund," sagte der Unterpräfekt mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, „ich glaube, mit uns geht's zu Ende. In Paris ist alles außer Rand und Band, und die Revolution ist nahe, deren Sturmwind alles wegblasen wird, was von dem alten, verfaulten, zerbröckelnden Gebäude noch steht. Bei uns hier ist unser Freund Boisgelin ein armer eitler Geck, den die kleine Madame Delaveau bis zum letzten Sou aussaugen wird. Der Gatte ist der einzige Mensch, der nicht weiß, wohin die Gewinne des Unternehmens fließen, dessen Direktor er ist, und dessen Zusammenbruch er mit ungeheurer Anstrengung aufzuhalten sucht. Da giebt es eine Katastrophe, Sie werden sehen. Da wäre es denn wirklich dumm, nicht an sich zu denken, wenn man nicht in der Sündflut mit untergehen will."

„Sind Sie bedroht, lieber Freund?" fragte Léonore, von Unruhe erfaßt.

„Ich — o nein! Wer denkt an mich? Keine Regierung wird sich die Mühe nehmen, sich mit meiner unbedeutenden Person zu befassen, denn ich habe das Talent, so wenig als möglich zu verwalten und immer derselben Ansicht zu sein wie meine Vorgesetzten. Ich werde hier in glücklicher Vergessenheit sterben, wenn einmal das letzte Ministerium zusammenbricht. Aber ich denke an Sie, liebe Freunde."

Hierauf entwickelte er seinen Gedanken und zählte alle Vorteile auf, die es mit sich bringen müßte, der Revolution zuvorzukommen und aus der Schuhfabrik eine zweite Crêcherie zu machen. Der Gewinn würde sich dadurch nicht vermindern, im Gegenteil. Und dann, sagte er, sei er zu klug, um nicht klar zu sehen, daß auf diesem Wege die Zukunft liege, daß die reorganisierte Arbeit schließlich die alte, ungerechte bürgerliche Gesellschaftsordnung hinwegfegen werde. In diesem gelassenen, skeptischen Beamten, der eine wohlerwogene Passivität beobachtete, hatte sich ein vollständiger Anarchist herausgebildet, den er unter seiner weltmännisch glatten Außenseite verbarg.

„Natürlich, mein lieber Gourier,“ schloß er lachend, „wird mich das nicht hindern, mich offen gegen Sie zu erklären, wenn Sie der Gesellschaft diesen hübschen Streich gespielt haben werden. Ich werde sagen, daß Sie ein Abtrünniger sind, und daß Sie den Verstand verloren haben. Aber ich werde Sie umarmen, wenn ich hierher komme, denn Sie werden da einen ausgezeichneten Schachzug gemacht haben, der Ihnen großen Nutzen bringen wird. Und Sie sollen sehen, was die Leute für Gesichter machen werden!“

Gourier jedoch, entsetzt über die Kühnheit des Vorschlages, weigerte sich durchaus, dem Rate des Freundes zu folgen. Seine ganze Vergangenheit lehnte sich dagegen auf, seine Selbstherrlichkeit als Chef empörte sich gegen den Gedanken, der Gesellschafter seiner Arbeiter zu werden, deren unumschränkter Gebieter er bisher gewesen. Aber unter seiner dicken Haut barg sich ein sehr nüchtern rechnender Geschäftsmann, und er erkannte bald, daß er durchaus nichts wagte und im Gegenteil sein Unternehmen gegen alle Gefahren der Zukunft

versicherte, wenn er dem klugen Rate Châtelards folgte. Und dann war auch er von dem Hauch der Gegenwart berührt worden, von der Leidenschaft für Reformen, deren Kontagium in Zeiten der Revolutionen gerade in die Klassen eindringt, die aus ihrem Besitz vertrieben werden sollen. Gourier glaubte schließlich, der Gedanke sei in ihm selbst entsprungen, wie Léonore es ihm auf den Rat Châtelards hin täglich einredete, und er that den entscheidenden Schritt.

Der Skandal unter den Bürgern Beauclairs war groß. Man versuchte Gourier umzustimmen, man bat den Präsidenten Gaume, auf ihn einzuwirken, nachdem der Unterpräfekt sich unbedingt geweigert hatte, sich mit dieser traurigen Angelegenheit zu befassen, die er für skandalös erklärte und in die er, wie er sagte, die Regierung nicht verwickeln wollte. Aber der Präsident, der sehr zurückgezogen lebte und keinen gesellschaftlichen Verkehr mehr pflog, seitdem seine Tochter mit einem jungen Advokatengehilfen in flagranti ertappt worden war und zu ihm hatte zurückkehren müssen, ließ sich gleichfalls nicht herbei, dem Bürgermeister Vorstellungen zu machen, die dieser zweifellos sehr übel aufnehmen würde. Da versuchte man stärkere Mittel. Der Schwiegersohn des Präsidenten, der Hauptmann Jollivet, hatte sich, nachdem ihn seine Frau verlassen hatte, mit verstärkter Wut der Reaktion in die Arme geworfen. Er gab so heftige Artikel in das „Journal de Beauclair“, daß der Drucker Lebleu, von der Wendung, welche die Dinge nahmen, beunruhigt, im Gefühl der Notwendigkeit, auf der stärkeren Seite zu stehen, ihm eines Tages sein Blatt verschlossen hatte und seither bemüht war, langsam dessen Uebergang zu der Partei der Crêcherie zu vollziehen. Entwaffnet und ohnmächtig trug der Hauptmann

seinen unthätigen Groll mit sich herum, als man darauf verfiel, daß er allein den Präsidenten bestimmen könne, aus seiner Reserve herauszutreten, denn er hatte mit seinem Schwiegervater nicht gebrochen und tauschte noch immer Grüße mit ihm. Mit dieser heikeln Mission betraut, machte also der Hauptmann eines Tages dem Präsidenten einen offiziellen Besuch, der zwei Stunden dauerte. Als er dann das Haus verließ, hatte er von seinem Schwiegervater nur ausweichende Antworten erhalten, aber er war mit seiner Frau wieder versöhnt. Am nächsten Tag bezog er die eheliche Wohnung wieder und verzieh seiner Frau dieses eine Mal, gegen ihr heiliges Versprechen, daß sie es nicht wieder thun werde. Ganz Beauclair war verblüfft über diese unerwartete Lösung, und die Verblüffung löste sich in allgemeines Gelächter auf.

Durch Zufall und ohne mit irgend einer Mission betraut zu sein, gelang es dem Ehepaar Mazelle, den Präsidenten zum Eingeständnis seiner wahren Meinung zu bringen. Er hatte die Gewohnheit, jeden Morgen auf dem Boulevard de Magnolles, einer langen, menschenleeren Straße, seinen Spaziergang zu machen. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, ging er hier in düsterem Sinnen lange auf und ab. Seine Schultern waren gebeugt wie unter einer schweren Last, er schien gebrochen unter dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens, des Ueblen, das er gethan hatte, des Guten, das er nicht hatte thun können. Und wenn er die Augen erhob und ins Weite blickte, schien er nach dem Unbekannten der Zukunft auszuschauen, nach etwas, das kommen sollte und nicht kam, das er nicht mehr sehen würde.

Als ihm nun Herr und Frau Mazelle eines frühen Morgens auf ihrem Wege zur Kirche begegneten, wagten sie es, ihn anzusprechen, um seine

Meinung über die öffentlichen Vorgänge zu hören, die sie mit der unbestimmten Furcht vor irgend einer Rückwirkung auf ihre eignen Interessen erfüllten.

„Nun, Herr Präsident, was sagen Sie zu alledem, was sich ereignet?“

Er sah sie mit verlorenem Blicke an und sagte mehr zu sich selbst, gleichsam laut die Gedanken fortsetzend, denen er eben in tiefem Sinnen nachgehangen hatte:

„Ich sage, daß er sehr lange ausbleibt, der Wirbelsturm der Wahrheit und Gerechtigkeit, der endlich diese abscheuliche Welt hinwegfegen wird.“

Aufs höchste betroffen, verständnislos, stammelten die Mazelle:

„Wie, was sagen Sie, Herr Präsident? Sie wollen uns nur erschrecken, weil Sie wissen, daß wir ein bißchen furchtsam sind. Ja, das sind wir wohl, und man neckt uns auch viel damit.“

Gaume hatte sich gefaßt. Als er die Mazelle ihn voll Angst um ihr Geld und ihr Nichtsthun mit bleichen Gesichtern anstarren sah, kräuselte ein leichtes, geringschätziges Lächeln seine Lippen.

„Was fürchten Sie?“ sagte er. „Zwanzig Jahre wird die Welt wohl noch auf alle Fälle dauern, und wenn Sie dann noch leben sollten, so werden Sie für die Unannehmlichkeiten der Revolution dadurch entschädigt werden, daß Sie interessante Dinge erleben. Höchstens Ihre Tochter könnte sich um die Zukunft bekümmern.“

„Das ist es ja eben, Louise bekümmert sich gar nicht darum,“ rief Madame Mazelle klagend, „ganz und gar nicht! Sie ist nun dreizehn Jahre alt, und sie findet alles, was vorgeht, und wovon sie uns natürlich von früh bis Abend reden hört, sehr unterhaltend. Und wenn ich ihr manchmal sage: ‚Aber, du unglückseliges Kind, du wirst dann nicht

einen Sou besitzen!‘ so hüpft sie durchs Zimmer und lacht: ‚Das ist mir ganz einerlei; ich werde dafür um so lustiger sein!‘ Freilich, ein liebes Kind ist sie doch, wenn sie auch so gar nicht nach unserm Sinne denkt.“

„Ja, sehen Sie,“ sagte Gaume, „das ist eben ein Kind, das sich sein Leben selbst gestalten will. Es giebt solche.“

Fassungslos hörte ihm Mazelle zu, noch immer zweifelnd, ob sich der Präsident nicht über ihn lustig mache. Er hatte in zehn Jahren ein Vermögen gewonnen und führte seither das köstliche Leben des Nichtsthuns, das sein Ideal von Jugend auf gewesen war. Und der Gedanke, daß dieses Glück der Unthätigkeit aufhören, daß er vielleicht gezwungen sein könnte, wieder zu arbeiten, versetzte ihn in eine qualvolle Angst, die ihm keine Ruhe ließ, und die an sich schon eine Art Strafe war.

„Aber die Rente, Herr Präsident, was würde nach Ihrer Ansicht aus der Rente, wenn es allen diesen Anarchisten gelänge, die Welt aus den Fugen zu reißen? Sie erinnern sich wohl, daß der Herr Lucas, der jetzt eine so böse Rolle spielt, uns auch einmal damit neckte, daß die Rente für ungültig erklärt werden sollte. Da soll man uns lieber gleich irgendwo am Waldesrand erschlagen!“

„Schlafen Sie nur ruhig,“ erwiderte Gaume mit seiner stillen Ironie. „Die neue Gesellschaft wird Ihnen zu essen geben, wenn Sie nicht arbeiten wollen.“

Und die Mazelle setzten ihren Weg nach der Kirche fort. Sie opferten dort jetzt Wachskerzen für die Genesung Madame Mazelles, seitdem der Doktor Novarre eines Tages so rücksichtslos gewesen war, der würdigen Dame geradezu zu sagen, sie sei nicht krank. Nicht krank! Eine Krankheit, die sie

seit so vielen Jahren mit Liebe betreute, die ihre Hauptbeschäftigung, ihre Freude, ihr Lebenszweck geworden war! Der Arzt hielt sie offenbar für unheilbar, da er sie aufgab. Und von Angst erfaßt, hatte sie sich der Religion zugewendet, in der sie großen Trost fand.

Auf dem Boulevard de Magnolles, dessen Einsamkeit nur selten durch einen Passanten unterbrochen wurde, erging sich noch ein andrer Spaziergänger, der Abbé Marle, der hierher kam, um sein Brevier zu lesen. Aber oft ließ er das Buch sinken und wandelte, auch er in düsteres Sinnen verloren, langsamen Schrittes dahin. Seit den letzten Ereignissen, seit der Umwälzung, die die Stadt einer neuen Gestaltung entgegenführte, war seine Kirche noch leerer geworden und sah kaum noch andre Besucher als alte, einfältige Weiber aus dem Volke und einige Bürgersfrauen, die sich an die Kirche als an den letzten Wall der alten, untergehenden Welt klammerten. Wenn die letzten Getreuen die katholischen Kirchen verlassen haben, und diese die Ruinen einer vergangenen Gesellschaft geworden sein werden, zwischen deren Steinen das Unkraut wächst, dann wird eine neue Zivilisation beginnen. Diese drohende Zukunft stand vor dem Geiste des Abbés, und nicht die alten Weiber, nicht die wenigen Bürgersfrauen konnten ihn über die Leere trösten, die sich zusehends um seinen Gott verbreitete. Mochte auch Léonore, die Frau des Bürgermeisters, einen schönen Schmuck für die Sonntagsgottesdienste bilden, mochte sie auch ihre Börse weit öffnen, um für kirchliche Zwecke zu spenden — er wußte wohl, wie unwürdig sie war, er kannte ihre fortgesetzte Sünde des Ehebruchs, den die ganze Stadt wohlwollend duldete, den er selbst mit dem Mantel seines heiligen Amtes bedecken mußte, und den er doch als ein schweres Ver-

gehen verurteilte, für das er selbst mit verantwortlich war. Noch weniger genügte ihm das Ehepaar Mazelle, diese kindischen, niedrig egoistischen Menschen, die zur Kirche kamen, einzig in der Hoffnung, vom Himmel ihr persönliches Glück zu erlangen, die ihre Gebete anlegten, so wie sie ihr Geld angelegt hatten, um Renten davon zu beziehen. Und alle, alle waren sie gleich in dieser sterbenden Gesellschaft, ohne den wahren Glauben, der in den ersten Jahrhunderten die Macht Christi begründet hatte, ohne die Freude am Verzicht und am willenlosen Gehorsam, die heute mehr als je notwendig waren für die Allmacht der Kirche. Ja, er konnte es sich nicht länger verhehlen, es ging zu Ende, und wenn Gott ihm nicht die Gnade erwies, ihn bald zu sich zu berufen, so mußte er vielleicht die furchtbare Katastrophe mit erleben, mußte es mit ansehen, wie der Turm zusammenstürzte, das Kirchendach durchschlug und den Altar zerschmetterte.

Von diesen düsteren Gedanken erfüllt, ging er so stundenlang vor sich hin. Er verbarg seine Befürchtungen im tiefsten Seelengrunde, suchte sich selbst über ihre Trostlosigkeit zu täuschen. Vor den Leuten zeigte er sich stolz und beherzt und sprach geringschätzig von den Ereignissen des Tages, unter der Vorgabe, daß die Kirche Herrin der Ewigkeit sei. Aber wenn er mit dem Lehrer Hermeline zusammentraf, der angesichts der Erfolge der Lehrmethode auf der Crêcherie aus dem Zorn nicht herauskam und nahe daran war, im Namen des Heiles der Republik zur Reaktion überzugehen, dann zeigte er in den Diskussionen nicht mehr die Schneidigkeit wie einst und sagte resigniert, er lege alles in Gottes Hand. Denn Gott gestattete offenbar diese anarchistischen Saturnalien, um seine Feinde um so sicherer zu zerschmettern und siegreich über sie zu

triumphieren. Doktor Novarre sagte scherzend, der Abbé verlasse Sodom am Vorabend des Regens von Pech und Schwefel. Sodom, das war das alte, verpestete Beauclair, das in seinem bürgerlichen Egoismus erstickende Beauclair, diese zur Zerstörung verdammte Stadt, von der die Erde gereinigt werden mußte, wenn an ihrer Stelle die Stadt der Gesundheit und Fröhlichkeit, der Gerechtigkeit und des Friedens emporwachsen sollte. Alle Anzeichen wiesen auf den Zusammensturz hin, die Lohnsklaven rüttelten wütend an ihren Ketten, die erschreckten Bürger wurden selbst Revolutionäre, die hastige Flucht der egoistischen Interessen führte den Siegern alle lebendigen Kräfte des Landes zu, das, was noch blieb, das Abgebrauchte, Unverwendbare, die nutzlosen Trümmer, die wurden dann vom Sturm weggefegt, und schon entstieg das neue, strahlende Beauclair den Ruinen. Wenn der Abbé Marle unter den Bäumen des Boulevards de Magnolles seine Schritte verlangsamte, das Brevier sinken ließ und mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin sah, erhob sich wohl diese Vision vor seinem Geiste und erfüllte sein Herz mit Bitterkeit.

Manchmal begegneten der Abbé Marle und der Präsident Gaume einander so auf ihren einsamen Spaziergängen. Sie sahen sich wohl nicht sogleich, beide so in ihre Gedanken vertieft, daß die Erscheinungen der Außenwelt ungespürt an ihnen vorüberzogen. Jeder wälzte in der Seele seine Entmutigung, seine Klage um die Welt, die im Verschwinden war, seinen Appell an die Welt, die neu erstand. Die kraftlose Religion wollte nicht sterben, die kommende Gerechtigkeit zögerte verzweifelt lange. Dann erhoben sie endlich den Kopf, erkannten einander und mußten wohl einige Worte miteinander wechseln.

„Ein trübes, unangenehmes Wetter, Herr Präsident; wir bekommen Regen.“

„Ich fürchte auch, Herr Abbé. Der Juni ist sehr kühl.“

„Ach ja, die Jahreszeiten sind ganz verwechselt. Nichts hat mehr Bestand.“

„Es ist wahr. Und dennoch geht das Leben seinen Gang, und die gute Sonne bringt vielleicht alles wieder in Ordnung.“

Dann setzten beide ihren einsamen Spaziergang fort, versanken wieder in ihr Sinnen, kämpften in ihren Seelen endlos den verzweifelten Kampf der Vergangenheit mit der Zukunft.

Aber am stärksten wurde in der Hölle das Erzittern des in Gärung begriffenen, durch die Neuordnung der Arbeit sich verwandelnden Beauclair gespürt. Bei jedem neuen Erfolg der Crêcherie mußte Delaveau eine gesteigerte Thätigkeit, mehr Klugheit und Energie entwickeln; und natürlich gereichte alles, was das Gedeihen der Rivalin ausmachte, seiner Fabrik zum Schaden. So war die Auffindung reicher Erzadern in der früher verlassenen Mine ein schwerer Schlag für ihn gewesen, da der Preis des Rohmaterials dadurch außerordentlich herabgesetzt wurde. Er konnte in der Fabrikation von Kommerzeisen nicht mehr konkurrieren, und er wurde selbst auf seinem eigensten Gebiete, auf dem der Kanonen und Geschosse, stark erschüttert. Die Aufträge hatten sich vermindert, seitdem das Geld Frankreichs hauptsächlich den Zwecken des Friedens und der Gemeinwohlfahrt zugewendet wurde, den Eisenbahnen, den Brücken, den Bauten aller Art, wo Eisen und Stahl triumphierten. Das schlimmste war, daß die Aufträge, in die sich drei Fabriken teilen mußten, nicht genügten, um diese voll zu beschäftigen, und daß sie daher darauf ausgingen, eine

der Konkurrentinnen zu beseitigen, um für sich selbst mehr Raum zu schaffen. Und da die Hölle gegenwärtig die wenigst kräftige unter ihnen war, so arbeiteten die andern Werke erbarmungslos darauf hin, die Hölle zu erdrücken. Die Lage wurde für Delaveau um so schwieriger, als seine Arbeiter ihm nicht mehr treu blieben. Der Messerstoß Ragus hatte eine Art von Zerrüttung unter seine Kameraden verbreitet. Als dann Bourron, bekehrt und klug geworden, sie verließ, um in die Crêcherie zurückzukehren, und Fauchard mitnahm, war eine starke Bewegung entstanden, und die meisten hatten sich gefragt, warum sie ihrem Beispiel nicht folgen sollten, da ihnen drüben so viele Vorteile winkten. Die Thatsachen waren nun in die Augen springend, die Arbeiter verdienten in der Crêcherie doppelte Löhne bei nur achtstündiger Arbeitszeit, ohne die andern Begünstigungen zu rechnen, deren sie sich erfreuten, die kleinen, heitern Häuschen, die immer fröhlichen Schulen, die Unterhaltungen im Gemeinhause, die Magazine, die ihnen die Lebensmittel um ein gutes Drittel billiger lieferten, überall Gesundheit, Freude und Behaglichkeit. Nichts wirkt so unmittelbar wie Zahlen. Die Arbeiter der Hölle verlangten eine Erhöhung ihrer Löhne, sie wollten auch so viel verdienen wie die von der Crêcherie, und da es unmöglich war, ihrem Verlangen zu willfahren, gingen viele fort und wandten sich natürlicherweise dorthin, wo ihnen mehr geboten wurde. Was aber Delaveau vollends lahmlegte, das war das Fehlen eines Reservefonds; denn er gab sich nicht besiegt, er hätte sich lange halten können, er hätte sogar schließlich gesiegt, wie er überzeugt war, wenn er einige hunderttausend Francs in der Kasse gehabt hätte, mit deren Hilfe er diese Krise, die er nur als eine vorübergehende betrachten wollte, hätte überstehen können.

Aber wie den Kampf mit Nachdruck führen, wie in der bösen Zeit alle Erfordernisse decken, wenn es an Geld fehlte? Die Anleihen, die er schon aufgenommen hatte, legten ihm obendrein eine schreckliche Zinsenlast auf, die ihn erdrückte. Aber er kämpfte heldenhaft weiter, mit dem Einsatz aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte, mit dem Einsatz seines Lebens, in der Hoffnung, doch noch die zerbröckelnde Vergangenheit, die Autorität, die Lohnsklaverei, die bürgerliche und die kapitalistische Gesellschaft retten zu können, die er verteidigte, und gedrängt von seinem Ehrgefühl, welches von ihm forderte, daß er für das ihm anvertraute Kapital den versprochenen Ertrag zu stande bringe.

Ja, Delaveau litt eigentlich am meisten darunter, daß er Boisgelin nicht mehr die Gewinne auszahlen konnte, zu denen er sich verpflichtet hatte, und sein Mißerfolg kam ihm grausam zum Bewußtsein an den Tagen, wo er jenem eine geforderte Summe verweigern mußte. Obgleich die letzte Bilanz eine höchst traurige war, wollte Boisgelin in nichts die Lebensführung auf der Guerdache einschränken, aufgereizt von Fernande, die ihren Mann ein Zugtier nannte, das man aufs Blut stacheln müsse, um es zur vollen Arbeitsleistung anzutreiben. Seit der schrecklichen Vergewaltigung Ragus, deren Erinnerung im tiefsten Innern ihres Wesens saß, war sie tollbegierig nach Genüssen geworden; nie noch hatte sie sich darin so heißhungrig, so unersättlich gezeigt. Man fand sie verjüngt und schöner geworden, mit einem verzehrenden Glanz in den Augen, wie von der Gier nach etwas Unmöglichem, nie Erreichbarem. Sie erschien den Freunden des Hauses sehr seltsam, und der Unterpräfekt Châtelard sagte im Vertrauen zum Bürgermeister Gourier, daß diese kleine Frau sicherlich eines Tages etwas sehr Böses anstellen

werde, worunter sie alle würden zu leiden haben. Bis jetzt hatte sie sich damit begnügt, ihr Haus zur Hölle zu gestalten, indem sie Boisgelin mit unaufhörlichen Geldforderungen auf ihren Mann hetzte. Delaveau wurde dadurch so zur Verzweiflung gebracht, daß er sich nachts schlaflos im Bette wälzte und laut aufstöhnte. Sie selbst stachelte ihn durch boshafte Bemerkungen und drehte den Dolch in der Wunde um. Er aber vergötterte sie nach wie vor, er sah in dieser herrlich schönen, bezaubernden Frau sein Idol, an das er keinen Vorwurf, keine Kritik herankommen ließ.

Der November kam mit vorzeitiger strenger Kälte. Die Fälligkeiten in diesem Monate waren so groß, daß Delaveau die Erde unter sich wanken fühlte. Das Geld, über das er verfügte, reichte für die Verbindlichkeiten nicht aus. Am Tage vor dem Fälligwerden der Zahlungen schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, um nachzudenken und Briefe zu schreiben, während Fernande sich nach der Guerdache begab, wo sie zum Diner geladen war. Ohne daß sie es wußte, war er selbst heute morgen dort gewesen und hatte mit Boisgelin eine entscheidende Unterredung gehabt, in welcher er ihn, nach rücksichtsloser Enthüllung der verzweifelten Sachlage, endlich dazu bewogen hatte, seine Ausgaben zu vermindern. Nun schritt er, nachdem seine Frau fortgegangen war, in Gedanken versunken in seinem Arbeitszimmer auf und ab und schürte von Zeit zu Zeit mechanisch das Coaksfeuer in dem kleinen eisernen Ofen, der vor dem Kamin stand. Die einzige mögliche Rettung lag darin, daß er trachten mußte, Zeit zu gewinnen, indem er von den Gläubigern, die das Schließen des Werkes nicht wünschen konnten, eine Stundung ihrer Forderungen verlangte. Aber er beeilte sich nicht damit, die entsprechenden Briefe

zu schreiben, er verschob es bis nach dem Essen. In tiefes Sinnen verloren, ging er von einem Fenster zum andern, verweilte immer wieder vor dem, durch welches er das große Terrain der Crêcherie übersah, bis zu dem fernen Park, bis zu dem Häuschen, das Lucas bewohnte. Die Sonne ging an einem krystallklaren Winterhimmel unter, und von dem purpurnen Hintergrunde des Horizonts hoben sich die blaßgoldenen Linien der jungen Stadt mit außerordentlicher Reinheit ab. Nie hatte er sie so klar, so scharf umrissen vor sich liegen sehen, er hätte die kleinen abstehenden Zweige der Bäume zählen können, er unterschied jede Einzelheit der Häuschen, er sah deutlich den bunten Fayence-Zierat, der ihnen ein so fröhliches Aussehen lieh. Eine kurze Weile machten die Strahlen des tiefstehenden Gestirns die Fenster erbrennen und erglühen, gleich Hunderten von Freudenfeuern. Es war ein triumphierendes Leuchten, eine Apotheose. Und er stand unbeweglich zwischen den Vorhängen, das Gesicht an die Scheiben gedrückt, und blickte auf diesen flammenden Triumph.

So wie Lucas von drüben, vom andern Rande des Terrains, häufig auf seine Stadt sah, wie sie vordrang, sich ausbreitete, sich anschickte, die Hölle zu überschwemmen, so sah auch Delaveau von seiner Seite auf sie hin, wie sie drohend und unaufhaltsam gegen ihn heranrückte. Wie oft in den letzten Jahren hatte er selbstvergessen an diesem Fenster gestanden, die Augen auf die besorgniserregende Aussicht geheftet, und jedesmal hatte er die Flut der Häuser steigen und gegen die Hölle heranschwellen gesehen. Sie war ganz weit drüben entstanden, am jenseitigen Rande des großen unkultivierten Terrains. Erst war ein Haus erschienen, gleich einer kleinen Welle, dann wieder eins, dann wieder eins; die

Linie der weißen Fassaden hatte sich verlängert, die Wellen hatten sich immerzu vermehrt, sich gegenseitig vorwärtsgedrängt und im Lauf beschleunigt; und nun hatten sie den ganzen Zwischenraum bedeckt, sie waren nur noch einige hundert Meter entfernt, sie bildeten ein Meer von unberechenbarer Macht, das alles wegzureißen drohte, was sich ihm entgegenstellte. Es war das unwiderstehliche Vordringen der Zukunft, die Vergangenheit war im Begriffe zusammenzustürzen, die Hölle und Beauclair selbst mußten der jungen, siegreichen Stadt Platz machen. Delaveau konnte ihr Herannahen beobachten und sah erschaudernd den Tag voraus, wo die Gefahr tödlich werden würde. Einen Augenblick hatte er gehofft, daß ihrem Wachstum Einhalt gethan sei, um die Zeit, als die Crêcherie eine so schwere Krisis durchmachte; aber gar bald hatte die Stadt sich aufs neue in Bewegung gesetzt, und mit einer solchen Gewalt, daß die alten Mauern der Hölle davon erzitterten. Gleichwohl ließ er die Mutlosigkeit seiner nicht Herr werden, er stemmte sich gegen die Thatsachen, er hoffte, daß seine Energie den Wall bilden werde, an welchem sich die feindliche Flut brach. Aber an diesem Abend ergriffen ihn Befürchtungen, die seine Seele schlaff machten, und etwas wie Reue überschlich ihn. Hatte er damals nicht unrecht gethan, Bonnaire ziehen zu lassen? Er erinnerte sich der prophetischen Worte dieses schlichten, seelenstarken Mannes zur Zeit des Streiks; und wenige Wochen später hatte Bonnaire als tüchtiger Arbeiter an der Gründung der Crêcherie mitgewirkt. Seit der Zeit war das Werk stetig zurückgegangen, Ragu hatte es mit einem Mord befleckt, Bourron, Fauchard und andre verließen es, wie einen verwünschten, dem Untergang geweihten Ort. Dort drüben flammte die neue

Stadt noch immer in der untergehenden Sonne, und ihn überkam plötzlich ein starker Zorn, der ihn sich selbst und allen Grundsätzen seines Lebens wiedergab. Nein und nein! Er hatte recht gehabt, die Wahrheit lag in der Vergangenheit, die Menschen waren zu nichts nütze, wenn man sie nicht unter das Joch der Autorität beugte, das Lohnverhältnis war die einzig mögliche feste Grundlage der Arbeit, und wenn man diese verließ, so mußte das zur Katastrophe, zur Anarchie führen. Er wollte nichts mehr sehen, er zog die Vorhänge zu, entzündete die elektrische Lampe auf seinem Schreibtisch und vertiefte sich wieder in seine geschäftlichen Sorgen, während der glühende Ofen das festverschlossene Gemach mit starker Hitze erfüllte.

Nachdem er sein einsames Mahl genommen hatte, setzte sich Delaveau an den Schreibtisch, um die Briefe zu schreiben, über die er als letztes Rettungsmittel seit Stunden nachgesonnen hatte. Um Mitternacht saß er noch immer da, mit der schweren, peinlichen Aufgabe dieser Korrespondenz beschäftigt. Neue Zweifel, neue Sorgen waren ihm aufgestiegen: war dies wirklich die Rettung? Angenommen, man bewilligte ihm den Aufschub, was dann? Erschöpft von der übermenschlichen Anstrengung, die er aufwendete, um das Werk zu retten, stützte er den Kopf in beide Hände und versank in qualvolle Mutlosigkeit. Da hörte er unten einen Wagen vorfahren, im Vorhaus wurden Stimmen laut: Fernande war von der Guerdache heimgekehrt und schickte die Mädchen zu Bette.

Kaum in das Arbeitszimmer eingetreten, rief sie in dem scharfen, nervösen Ton einer heftig erregten Frau, in der seit Stunden der Zorn wühlt:

„Du lieber Gott, was für eine entsetzliche Hitze! Ich begreife nicht, wie du es hier aushalten kannst!“

Sie warf den prachtvollen Pelzmantel ab, der sie umhüllte, und erschien in blendender Schönheit, in Seide und herrliche Spitzen gekleidet, dekolletiert, mit entblößten Armen. Die Kostbarkeit ihrer Kleidung setzte ihren Mann nicht in Erstaunen, er sah sie nicht einmal, er sah nur sie, er liebte nur sie, die Begierde, die sie ihm stets aufs neue einflößte, verblendete ihn und raubte ihm ihr gegenüber jeden Willen und jede Kraft. Und niemals war ein berauschenderer Duft von ihr ausgegangen als heute.

Nachdem er sie, an seinem Schreibtisch sitzend, noch wirbelnden Kopfes von all dem qualvollen Nachdenken, eine Weile angesehen, bemerkte er etwas an ihr, was ihn beunruhigte.

„Was hast du, liebes Kind?“

Eine heftige Erregung war ihr deutlich anzumerken. Ihre großen blauen Augen, die sonst so weich blickten, brannten in düsterer Glut. Ihr kleiner Mund, dessen Lächeln sonst so viel Liebenswürdigkeit geheuchelt hatte, öffnete sich in sardonischer Verzerrung und zeigte die festen, herrlich weißen Zähne, die etwas zerreißen zu wollen schienen. Alle Linien des feinen Ovals ihres von schwarzen Haaren gekrönten Gesichtes waren verändert durch das Beben verhaltener Wut.

„Was ich habe?“ sagte sie scharf. „Nichts.“

Es trat ein Schweigen ein, und durch die Winterstille drang das Dröhnen des Werkes herüber, unter dessen rastloser Thätigkeit das Haus erzitterte. Gewöhnlich kam ihnen das Geräusch nicht zu Bewußtsein. Aber in dieser Nacht war, obgleich die Aufträge stark abgenommen hatten, der große fünfundzwanzig Tonnen-Dampfhammer in Thätigkeit gesetzt worden, um ein großes Kanonenrohr zu schmieden, das bald fertig werden mußte; und jeder der gewaltigen Stöße des Riesenhammers schien sich

durch die leichte Holzgalerie, die das Arbeitszimmer mit den Werkstätten verband, bis hierher fortzupflanzen.

„Du hast aber doch etwas,“ begann Delaveau wieder. „Warum willst du es mir nicht sagen?“

Statt aller Antwort machte sie eine Gebärde zorniger Ungeduld und sagte:

„Gehen wir lieber schlafen.“

Aber sie blieb unbeweglich in ihrem Fauteuil, drehte fieberisch den Fächer in ihrer Hand, während ihre entblößte Brust heftig atmete. Endlich entfuhr es ihr:

„Du warst heute früh auf der Guerdache?“

„Ja, ich war dort.“

„Und ist es wahr, was mir Boisgelin sagt? Das Werk ist in Gefahr zu fallieren, wir stehen vor dem Ruin, und es wird uns bald nichts übrig bleiben, als trockenes Brot zu essen und billige Kleider zu tragen?“

„Ja, ich mußte ihm endlich die Wahrheit sagen.“

Sie erbebte, aber sie beherrschte sich noch, um nicht sogleich in Vorwürfe und scharfe Worte auszubrechen. Das Furchtbare war also eingetreten, ihre Genüsse waren bedroht, waren vernichtet. Vorüber war es mit den Festen, den Diners, den Bällen, den Jagden auf der Guerdache. Ihre Thüren schlossen sich fortan, ja Boisgelin hatte ihr gesagt, daß er den Besitz vielleicht werde verkaufen müssen. Und vorüber war es auch mit der Rückkehr nach Paris als Gebieterin über Millionen. Alles, was sie endlich zu halten geglaubt hatte, der Reichtum, der Luxus, das gierige Auskosten des Genusses bis zur Sättigung, alles stürzte zusammen. Sie sah plötzlich nichts als Ruinen rings um sich. Und Boisgelin hatte sie vollends außer sich gebracht durch seine Energielosigkeit, durch die

schwächliche Feigheit, mit der er sein Haupt unter dem Unheil beugte.

„Du hast mich nie von dem Stand der Geschäfte unterrichtet,“ sagte sie heftig. „Ich war ganz dumm, mir kam das, als ob mir die Zimmerdecke auf den Kopf fiele. Und was soll nun geschehen?“

„Wir werden arbeiten,“ erwiderte er fest. „Es giebt keine andre Rettung.“

Aber sie hörte ihn kaum an.

„Konntest du einen Augenblick glauben, daß ich einwilligen werde, nichts zum Anziehen zu haben, vertretene Schuhe zu tragen, das ganze Elend wieder durchzumachen, dessen Erinnerung noch wie ein entsetzlicher Alp auf mir liegt? Nein und nein, ich bin nicht so wie ihr andern, ich will nicht, hörst du, ich will nicht! Findet einen Ausweg, du und Boisgelin, ich will nicht wieder arm werden!“

Und sie fuhr fort, in immer leidenschaftlicheren Worten ihren Zorn, ihre Verzweiflung, ihre wahnsinnige Auflehnung hinauszurufen. Alle Erinnerungen ihres Lebens erwachten neu in ihr. Ihre armselige Jugend, als sie und ihre Mutter von dem Ertrag der Klavierlektionen lebten, die diese gab; die abscheuliche Erfahrung, die sie mit zwanzig Jahren machen mußte, als ein rücksichtsloser Egoist sie verführte und dann verließ, diese entsetzliche Erinnerung, die sie im tiefsten Grunde ihrer Seele verschloß; ihre berechnende Vernunftehe mit Delaveau, dessen Werbung sie angenommen hatte, trotz seiner Häßlichkeit und seiner untergeordneten sozialen Stellung, um eine feste Basis im Leben, um einen Gatten zu haben, den sie ausnützen konnte; das Aufblühen der Stahlwerke, das Gelingen ihrer Berechnung, ihr Gatte zum Mittel und zur Stufe ihres Ehrgeizes geworden, Boisgelin ihr Sklave,

die Guerdache ihre Domäne, alle Freuden, alle Genüsse des Lebens zu ihren Befehlen; und endlich alles das, was das genußgierige und verderbliche Weib Köstliches und Erlesenes erraffen konnte, um ihre Unersättlichkeit zu befriedigen, die dämonische Freude, die sie an ihren Lügen, an ihren Meineiden, an ihrem Verrate, an der Verwirrung und Zerstörung empfand, die sie verursachte, und an den Thränen besonders, die sie der sanften Suzanne erpreßte. Und das sollte nicht immer so weiter dauern, sie sollte als Besiegte in die Armseligkeit ihres früheren Lebens zurückgeschleudert werden?!

„Findet einen Ausweg, hörst du? Ich will nicht nackt gehen, ich werde mein Leben nicht im geringsten einschränken!“

Delaveau, der anfing ungeduldig zu werden, zuckte die breiten Schultern. Er hatte seinen massigen Bulldoggkopf in beide Fäuste gestützt, und sah sie mit den großen braunen Augen in dem von der Hitze geröteten, vom Barte halb verdeckten Gesichte unverwandt an.

„Mein liebes Kind, du hattest recht, sprechen wir nicht von diesen Dingen, du scheinst mir heute abend ein wenig unvernünftig. Du weißt, wie ich dich liebe, und ich bin bereit, alles aufzubieten, was in meinen Kräften steht, um dir Ungemach zu ersparen. Aber ich hoffe, daß du dich darein finden wirst, meinem Beispiel zu folgen, der ich bis zum letzten Atemzug kämpfen will. Wenn es sein muß, werde ich um fünf Uhr morgens aufstehen, werde von einem Stück Brot leben, werde den ganzen Tag über schonungslos arbeiten und werde bei all dem des Abends zufrieden schlafen gehen. Du lieber Gott, wenn du einfachere Kleider tragen und zu Fuße gehen mußt, so wird das doch nicht so schrecklich sein! Erst neulich hast du mir ja gesagt, daß du

aller dieser stets gleich bleibenden Vergnügungen überdrüssig bist, daß sie dir zum Ekel sind."

So war es allerdings. Ihre weichen blauen Augen verdunkelten sich noch, wurden fast schwarz. Seit einiger Zeit war sie von einer wahnsinnigen Begierde durchtobt und verzehrt, der sie nicht zu genügen wußte. Die Erinnerung an die entsetzliche Wollust, die sie unter der Vergewaltigung Ragus empfunden hatte, in der Umarmung des vor Wut und Rachedurst rasenden Menschen mit der noch vom Schweiße der Arbeit feuchten, vom Feuer verbrannten Haut, mit den von der Handhabung der schweren Eisenstange gestählten Muskeln, mit der Ausdünstung eines wilden Tieres — diese Erinnerung verfolgte sie unablässig, stachelte das lüsterne und perverse Weib in ihr mit qualvollem Verlangen nach neuen Empfindungen. Nie hatte sie die Umarmung des Arbeiters Delaveau, noch die des Nichtsthuers Boisgelin in so peinvolle Verzückung gesetzt; der eine war immer beeilt, immer in Gedanken mit anderm beschäftigt, der andre unausstehlich korrekt, fast phlegmatisch. Sie empfand einen dumpfen Groll gegen diese Männer, die ihr kein Vergnügen boten, und der Groll steigerte sich zum knirschenden Zorn bei dem Gedanken, daß ihr niemand mehr Vergnügen bieten werde. Darum hatte sie die Klagen Boisgelins mit beleidigender Verächtlichkeit aufgenommen, als er ihr vorjammerte, wie schrecklich es ihm sei, daß er seine Ausgaben einschränken müsse. Und darum war sie so wütend heimgekehrt, zum Zerspringen voll von der Begierde, zu beißen und zu zerstören.

„Ja, ja," stammelte sie außer sich, „dieses ewige Einerlei des Vergnügens! Und du bist der letzte, von dem ich ein neues Vergnügen erwarten könnte!"

In der Fabrik stampfte der Dampfhammer noch immer mit gewaltigen Stößen, unter denen die Erde

erzitterte. So lange hatte er ihr Wohlleben geschmiedet, hatte dem Stahl den Reichtum erpreßt, nach dem sie gierig begehrte, während die schwarze Herde der Arbeiter ihr Leben hinopferte, damit sie das ihrige in üppigem, uneingeschränktem Genießen leben könne. Eine kurze Weile horchte sie auf das qualvolle Keuchen der Arbeit inmitten des tiefen Schweigens. Und wieder erwachte ein glühendes, unvergeßliches Bild in ihrer Seele, das des halbnackten Ragu, wie er sie auf einen Haufen schmutziger Fetzen warf und sie inmitten der Feuersglut der Schmelzöfen umarmte. Niemals, niemals wieder! Und mit verdoppelter Wut wendete sie sich gegen ihren Gatten.

„Alles das ist nur deine Schuld. Ich habe es Boisgelin gesagt. Wenn du diesen elenden Lucas Froment sogleich erdrückt hättest, stünden wir jetzt nicht vor dem Ruin. Aber du hast es nie verstanden, deine Angelegenheiten richtig zu führen."

Delaveau erhob sich mit rascher Bewegung. Er unterdrückte seine zornige Aufwallung und sagte:

„Gehen wir schlafen. Du könntest mich sonst dazu verleiten, dir Dinge zu sagen, die ich nachher bereuen würde."

Aber sie blieb auf ihrem Platze und fuhr fort, in so höhnischem, so aufreizendem Tone zu sprechen, indem sie ihm vorwarf, ihr Leben zerstört zu haben, daß er, auch seinerseits alle Rücksicht beiseite setzend, ihr zurief:

„Erlaube einmal, meine Liebe, erinnere dich gefälligst, daß du keinen Sou besaßest, als ich dich heiratete, und daß ich dir deine Hemden kaufen mußte. Wo wärst du heute ohne mich?"

Mit höhnisch verzogenem Munde, mit funkelnden Augen schleuderte sie ihm entgegen:

„Ja, glaubst du denn, daß ich, schön wie ich war,

Tochter eines Fürsten, einen Mann wie dich genommen hätte, einen häßlichen, ordinären Menschen ohne Stellung, wenn ich nur Brot gehabt hätte? Sieh dich doch nur im Spiegel, mein Lieber! Ich habe dich genommen, weil du dich verpflichtet hast, mir Reichtum und eine fürstliche Lebensstellung zu schaffen. Aber du hast keine deiner Verpflichtungen eingehalten."

Er stand vor ihr, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen, die Fäuste geballt, sich mit übermenschlicher Anstrengung beherrschend.

„Verstehst du wohl?" wiederholte sie mit wütender Beharrlichkeit. „Keine deiner Verpflichtungen, keine einzige! Boisgelin gegenüber ebensowenig wie mir gegenüber, denn du hast ihn zu Grunde gerichtet, den armen Menschen. Du hast ihn bewogen, dir sein Geld anzuvertrauen, du hast ihm fabelhafte Erträgnisse versprochen, und jetzt wird er morgen nicht wissen, womit er seine Schuhe bezahlen soll! Wenn man ein großes Unternehmen nicht leiten kann, mein Lieber, dann bleibt man eben ein kleiner Angestellter und lebt irgendwo in einem Nest mit einer Frau, die häßlich genug und dumm genug ist, um die Kinder zu kämmen und Strümpfe zu stopfen. Wenn wir nun vor dem Zusammenbruch stehen, so ist das deine Schuld, verstehst du, deine Schuld allein!"

Er konnte nicht länger an sich halten. Was sie ihm da so wild zuschrie, das drehte ihm ein Messer im Herzen herum. Er, der sie so sehr geliebt hatte, mußte sie nun von ihrer Ehe sprechen hören, wie von einem niedrigen Handel, bei welchem von ihrer Seite nichts mitgewirkt hatte als Zwang und Berechnung! Er, der seit fünfzehn Jahren so ehrlich, so übermenschlich arbeitete, um seinem Vetter Wort zu halten, mußte hören, daß sie ihm Unfähigkeit

und schlechte Verwaltung vorwarf! Er faßte sie mit beiden Händen an den entblößten Armen, schüttelte sie heftig und sagte halblaut, als fürchtete er, daß seine eigne Stimme ihn zum Wahnsinn stacheln könnte:

„Schweig, Unglückliche! Mach mich nicht toll!“

Sie sprang auf, als sie seine Hände wie eiserne Klammern an ihren Armen fühlte, und machte sich mit einem Ruck los. Sie sah auf die zarte weiße Haut, wo seine Finger rote Spuren zurückgelassen hatten, und stammelnd vor Zorn und Schmerz schrie sie:

„Jetzt schlägst du mich gar, du gemeiner, brutaler Mensch! Du schlägst mich, du schlägst mich!“

Sie hatte ihr schönes, vor Wut verzerrtes Gesicht vorgestreckt und schleuderte aus nächster Nähe ihre Verachtung in dieses Männerantlitz, das sie hätte zerfleischen mögen. Nie hatte sie ihn mehr verabscheut, nie hatte seine vierschrötige Gestalt sie heftiger gereizt. Ihr lang aufgehäufter Groll brach wild hervor, und sie suchte ihn mit grausamem Instinkt an der empfindlichsten Stelle zu treffen, damit er aufschreie vor Schmerz.

„Du bist nichts als ein brutaler Lümmel, du bist nicht einmal fähig, eine Werkstatt mit zehn Arbeitern zu leiten.“

Er brach in ein konvulsivisches Lachen aus, so albern und kindisch erschien ihm ein solcher Vorwurf. Aber dieses Lachen steigerte ihre Wut zur sinnlosen Raserei. Sie mußte ihn tödlich treffen, sie mußte dieses Lachen ersticken.

„Ja, ich habe dich gehalten, ich allein! Ohne mich wärst du nicht ein Jahr Direktor geblieben!“

Er lachte noch lauter.

„Du bist toll, meine Liebe. Du redest solchen Unsinn, daß er mich nicht berühren kann.“

„So, Unsinn rede ich also? Nicht mir verdankst du also deinen Posten?“

Mit einem Male war ihr das Geständnis in die Kehle gestiegen. Ihm das in sein Bulldogggesicht schleudern, ihm zuschreien, daß sie ihn nie geliebt hatte, daß sie die Geliebte eines andern war! Das war der Dolchstoß, der sein Lachen ertöten würde. Und welche Erleichterung, welche furchtbare, rasende Wonne, wenn sie selbst den Rest ihres Lebens zerstörte! Wieder tauchte das Bild Ragus auf, und mit einem Schrei wahnsinniger Wollust stürzte sie sich in den Abgrund.

„Ich rede so wenig Unsinn, mein Lieber, daß ich seit zwölf Jahren die Geliebte deines Boisgelin bin.“

Delaveau, von der ihm unversehens ins Antlitz geschleuderten Schmach betäubt, verstand nicht gleich.

„Was sagst du?“

„Ich sage, daß ich seit zwölf Jahren die Geliebte deines Boisgelin bin. So, nun weißt du's! Da ohnehin alles aus ist, so sollst du auch das wissen.“

Mit knirschenden Zähnen, stammelnd, rasend, warf er sich auf sie, faßte sie wieder an den nackten Armen, schüttelte sie mit aller Kraft und schleuderte sie in den Fauteuil zurück. Diese entblößten Schultern, diese entblößte Brust, diese herausfordernde Nacktheit unter den Spitzen, er hätte sie mit Faustschlägen zerschmettern, vernichten mögen, damit dieses Weib ihn nicht länger schmähe und quäle. Der Schleier seiner langjährigen Vertrauensseligkeit, seiner blinden Leichtgläubigkeit zerriß, und er sah, er erriet mit einemmal alles. Sie hatte ihn nie geliebt, ihr ganzes Leben an seiner Seite war nichts gewesen als List, Heuchelei, Lüge und Verrat. Hinter dieser schönen, vornehmen, entzückenden Frau, der er mit immer neuer, heißer Liebe genaht war, die er gleich einem Idol angebetet hatte, erschien plötzlich das

Raubtier, der brutale Instinkt, die zerstörende Wut. Er sah in ihr mit einemmal, was ihm so lange verborgen geblieben, die Verderberin, die Vergifterin, die allmählich alles um sich herum zur Fäulnis gebracht hatte, ein grausames, verräterisches Weib, dessen Genuß sich aus dem Blut und den Thränen andrer bereitete.

Und während er noch betäubt, wie einer, der einen Schlag auf den Kopf empfangen, keines klaren Gedankens fähig war, fuhr sie fort, ihn zu schmähen:

„Mit Faustschlägen, was, Bestie? Nur zu! Mit Faustschlägen, wie deine Arbeiter, wenn sie betrunken sind? Nur zu, nur zu!“

In dem schrecklichen Schweigen, das folgte, hörte Delaveau die rhythmischen Schläge des großen Dampfhammers, das Dröhnen der Arbeit, das ihn Tag und Nacht ohne Unterlaß umgab. Es schien ihm von weiter Ferne zu kommen, wie eine wohlbekannte Stimme, deren deutliche Sprache ihm das entsetzliche Erlebnis der letzten Stunde vollends zum klaren Verständnis brachte. Alles, was dieser Hammer an Reichtümern geschmiedet, hatte nicht Fernande es verzehrt mit ihren kleinen, elfenbeinweiß schimmernden Zähnen? Der glühende Gedanke der Gewißheit bohrte sich in sein Hirn, daß sie, sie allein die Verderberin war, die Verschlingerin der Millionen, die Urheberin der Katastrophe, des unvermeidlichen und nahe bevorstehenden Fallissements. Während er Uebermenschliches leistete, um seine Versprechungen zu halten, achtzehn Stunden täglich arbeitete, alle seine Kraft aufbot, um die alte, zerbröckelnde Welt aufrecht zu erhalten, hatte sie an den Stützen des Gebäudes genagt, hatte ihr verderblicher Einfluß seine Fäulnis beschleunigt. Sie hatte an seiner Seite gelebt, schön, ruhig und lächelnd, und war doch das Gift und die Zerstörung seines Lebens gewesen, hatte

alles unterwühlt, was er schuf, hatte seine Anstrengungen paralysiert, sein ganzes Werk vernichtet. Ja, der Ruin war da gewesen, an seiner Seite, an seinem Tische, in seinem Bette, und er hatte nichts davon gesehen, und sie hatte alles zermalmt mit ihren weichen kleinen Händen, alles zernagt mit ihren kleinen weißen Zähnen. Die Erinnerung tauchte in ihm auf an die Nächte, wo sie von der Guerdache heimgekehrt war, trunken von den Liebkosungen ihres Geliebten, vom Weine und vom Tanze, von allen üppigen Genüssen der Verschwendung, und ihre Trunkenheit auf den Polstern des Ehebettes ausgeschlafen hatte, während er, der Ahnungslose, der verblendete Dummkopf an ihrer Seite lag, mit offenen Augen in die Finsternis starrend, sich den Kopf zermarternd, um ein Mittel zu finden, das Werk zu retten, und es nicht gewagt hatte, sie auch nur mit der leisesten Liebkosung zu berühren, um ihren Schlummer nicht zu stören. Ein wahnsinniges Entsetzen, eine tolle Raserei überkam ihn, und er schrie:

„Du mußt sterben!“

Sie richtete sich in dem Fauteuil auf, stützte die Hände auf die Lehnen, und das Gesicht, die entblößte Brust vorstreckend, mit flammenden Augen unter ihrem schweren schwarzen Haar rief sie ihm zu:

„O, dazu bin ich gern bereit! Ich habe genug von dir, und von den andern, und mir selbst, und dem Leben! Ehe ich ein Leben des Elends führen soll, lieber will ich sterben!“

Ihn faßte die Raserei immer stärker, und er wiederholte schreiend, brüllend:

„Du mußt sterben! Du mußt sterben!“

Aber er hatte keine Waffe, und suchend lief er im Zimmer umher. Kein Werkzeug, kein Messer, nichts als seine beiden Hände, um sie zu erwürgen.

Und er selbst, was sollte er thun? Sollte er weiter leben? Ein Messer hätte für beide genügt. Sie sah seine Verlegenheit, seine sekundenlange Unentschlossenheit und triumphierte in der Gewißheit, daß er nicht die Kraft finden würde, sie zu töten. Sie lachte höhnisch, verächtlich auf.

„Nun, du tötest mich nicht? Töte mich doch, töte mich, wenn du den Mut hast!"

Plötzlich fiel sein irre suchender Blick auf den kleinen eisernen Ofen, in welchem ein so starkes Feuer brannte, daß der kleine Raum von Gluthitze erfüllt war. Da flammte ein wahnsinniger Gedanke in ihm auf, der ihn alles vergessen ließ, selbst sein Kind, seine angebetete Nise, die oben im zweiten Stock friedlich in ihrem kleinen Zimmer schlief. O, ein Ende machen, sich selbst hinabstürzen in den Abgrund unerträglicher Qual und Raserei, der sich in dieser Stunde zu seinen Füßen geöffnet hatte! Und dieses abscheuliche Weib mitnehmen in den tödlichen Sturz, damit sie auch kein andrer je mehr besitze, sie mit aus dem Leben reißen und selbst nicht länger leben, da sein Dasein fortan hoffnungslos beschmutzt und vernichtet war!

Und immer noch stachelte sie ihn mit ihrem höhnischen Lachen:

„So töte mich doch! Töte mich doch! Du bist zu feige, um mich zu töten!"

Ja, ja, alles verbrennen, alles zerstören, eine Feuersbrunst entzünden, die das Haus und die Fabrik einäscherte, damit die Vernichtung vollständig sei, die dieses Weib und ihr alberner Geliebter gewollt hatten! Einen riesigen Scheiterhaufen in Brand setzen, auf welchem er selbst von den Flammen verzehrt werden sollte, zusammen mit der meineidigen Verräterin, der Vergifterin und Zerstörerin, zusammen mit den Trümmern der alten, stürzenden

Gesellschaft, die er aufrecht erhalten zu wollen so thöricht gewesen war!

Mit einem gewaltigen Fußstoß warf er den Ofen um und schleuderte ihn in die Mitte des Zimmers, indem er seinen furchtbaren Schrei wiederholte:

„Du mußt sterben! Du mußt sterben!“

Die brennenden Kohlen flogen über den Teppich und verwandelten ihn in eine rotglühende Fläche. Einige rollten bis zu den Fenstervorhängen, die sofort aufflammten, während gleichzeitig auch der Teppich zu brennen anfing. Dann entzündeten sich die Möbel, die Wandbekleidungen mit Blitzesschnelle. Das ganze, leicht gebaute Haus fing im Augenblick Feuer wie ein Reisigbündel.

Fernande war entsetzt aufgesprungen. Ihre seidenen Röcke zusammenraffend, suchte sie den Flammen zu entgehen. Sie eilte auf die Thür zu, die ins Vorhaus führte, um dieses und dann den Garten zu gewinnen. Aber vor dieser Thür fand sie Delaveau, der ihr mit geballten Fäusten den Weg versperrte. Sie wandte sich der Holzgalerie zu, die das Arbeitszimmer mit der Fabrik verband. Aber für diesen Ausweg war es bereits zu spät. Die Holzgalerie hatte schon Feuer gefangen, ihr enger Raum wirkte wie ein Schlot und erzeugte einen solchen Luftzug, daß die Flammen sich schon bis in die Bureaux erstreckten. Geblendet, erstickend taumelte sie in die Mitte des Gemaches zurück, ihre Kleider, ihre gelösten Haare wurden von den Flammen ergriffen, ihre nackten Schultern und Arme bedeckten sich mit Brandwunden. Verzweifelt schrie sie:

„Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben! Laß mich hinaus! Mörder! Mörder!“

Sie warf sich wieder gegen die ins Vorhaus führende Thür und versuchte ihren Mann beiseite zu stoßen, der mit eiserner Unbeweglichkeit davor

stand. Er aber wiederholte nur, nicht mehr heftig, sondern kalt und still:

„Ich sage dir, du mußt sterben!“

Und als sie ihm, um ihn zum Weichen zu zwingen, die Nägel ins Fleisch bohrte, faßte er sie und trug sie in die Mitte des in einen Glutherd verwandelten Zimmers zurück. Hier entspann sich nun ein furchtbarer Kampf. Sie wehrte sich mit von der Todesfurcht verzehnfachter Kraft, suchte instinktiv wie ein verwundetes Tier einen Ausweg durch Thüren und Fenster, und er hielt sie inmitten der Flammen fest, in welchen sie mit ihm sterben sollte, damit ihrer beider verwüstetes Leben zu gleicher Zeit zerstört werde bis auf den letzten Rest. Er bedurfte aller Kraft seiner sehnigen Arme, die Mauern spalteten sich, und noch zehnmal öffneten sich Auswege, die er ihr verwehrte. Endlich umfaßte er sie und lähmte ihren Widerstand in einer letzten Umarmung — er, der diese Frau angebetet, der sie oft so genommen und umarmt hatte. Und ob sie auch ihre Zähne in seine Wange schlug, er ließ sie nicht, er trug sie mit sich in die Vernichtung hinüber, dasselbe rächende Feuer verwandelte sie beide in Asche. Und die brennenden Balken der Decke stürzten krachend ein.

Nanet, der auf der Crêcherie seine Lehre als Elektromechaniker durchmachte, trat diese Nacht aus dem Maschinenhaus heraus und sah in der Gegend der Hölle eine starke Röte am Himmel. Er glaubte zuerst, daß der Schein aus den Zementieröfen stamme. Aber die Röte verstärkte sich, und auf einmal sah er die Ursache: das Haus des Direktors stand in Flammen. Der Gedanke an Nise durchfuhr ihn wie ein Blitz; er begann aus Leibeskräften zu laufen, traf auf die Mauer, die sie seinerzeit im Spiele überklettert hatten, um zusammenzukommen, überstieg

sie abermals, ohne zu wissen wie, und durchlief den Garten, in welchem noch alles still war. Wirklich brannte das Haus, und das schrecklichste war, daß die Flammen von unten bis oben daran hinaufleckten, wie an einem Riesenscheiterhaufen, ohne daß sich etwas im Hause rührte. Die Fenster waren geschlossen, die Thür widerstand seinem Drucke und fing obendrein auch schon zu brennen an. Bloß erstickte Schreie wie in entsetzlicher Todesangst glaubte Nanet herausdringen zu hören. Da wurden die Jalousieläden eines der Fenster im zweiten Stock aufgerissen, und Nise erschien in dem Rauch, ganz weiß, bloß mit Hemd und Unterrock bekleidet. Sie neigte sich voll Entsetzen heraus und schrie um Hilfe.

„Fürchte dich nicht, fürchte dich nicht!" schrie Nanet. „Ich komme hinauf!"

Er hatte bei einem Schuppen eine lange Leiter erblickt. Aber als er sie nehmen wollte, sah er, daß sie angekettet war. Eine Minute entsetzlicher Angst folgte. Er ergriff einen großen Stein und schlug mit aller Kraft auf das Vorhängeschloß. Die Flammen brausten im Nachtwinde, der ganze erste Stock brannte schon, und manchmal verstärkten sich der Rauch und die Funken derart, daß Nise ganz darin verschwand. Er hörte ihre verzweifelten Schreie, und er schlug darauf los und schrie seinerseits:

„Warte, warte! Ich komme!"

Das Vorhängeschloß brach, und er konnte die Leiter hervorziehen. Später begriff er nicht, woher er die Kraft genommen hatte, um sie aufzustellen. Aber wie durch ein Wunder brachte er es zu stande. Da sah er, daß sie zu kurz war, und einen Augenblick verließ ihn der Mut, den sechzehnjährigen Helden, der seine dreizehnjährige Freundin retten wollte um jeden Preis. Er verlor den Kopf, er wußte keinen Rat mehr.

„Warte, warte! Das macht nichts! Ich komme doch!“

Eines der Dienstmädchen, das in einem Dachzimmer wohnte, war zum Fenster herausgestiegen, und sinnlos vor Angst, sich schon von den Flammen ergriffen wähnend, klammerte sie sich einige Augenblicke lang an die Dachrinne und ließ sich dann hinabfallen. Mit zerschmettertem Schädel blieb sie sofort tot liegen.

Nanet, den die immer verzweifelteren Schreie Nises fast zum Wahnsinn brachten, fürchtete schon, auch sie werde herabspringen. Da schrie er ihr zu:

„Spring nicht, ich komme, ich komme!“

Und er stieg die Leiter hinan bis zum ersten Stock und drang durch eines der Fenster ein, dessen Scheiben von der Hitze gesprungen waren. Inzwischen war das Feuer bemerkt worden, viele Leute waren bereits herbeigeeilt und folgten mit Todesangst dieser tollkühnen Rettung eines Kindes durch ein andres. Das Feuer verbreitete sich immer mehr, die Mauern krachten, die Flammen drohten schon die Leiter zu ergreifen, die leer an der Fassade lehnte, an welcher weder der Knabe noch das Mädchen wieder erschienen. Endlich wurde er am Fenster sichtbar, sie auf den Schultern tragend wie ein junges Lamm. Er war mitten durch die Glut ein Stockwerk hinaufgelaufen, hatte sie ergriffen und hinabgetragen; aber seine Haare waren versengt, seine Kleider brannten. Und als er mit seiner teuren Last die Leiter mehr hinabgeglitten als hinabgestiegen war, waren beide, mit Brandwunden bedeckt und ohnmächtig geworden, in so inniger Umarmung vereinigt, daß man sie zusammen in die Crêcherie bringen mußte, wo Soeurette, die herbeigerufen worden war, ihre Pflege übernahm.

Eine halbe Stunde später stürzte das Haus

zusammen, kein Stein blieb auf dem andern. Aber das Feuer hatte sich durch den hölzernen Verbindungsgang in die Bureaux verbreitet und dann die nächstgelegenen Werkstätten ergriffen; schon stand die Halle der Puddelöfen und Walzwerke in hellen Flammen. Die alten, fast ganz aus Holz bestehenden, morschen und ausgedörrten Bauten fingen Feuer wie Zunder, und das ganze Werk war von Zerstörung bedroht. Man erzählte, daß das zweite Dienstmädchen Delaveaus, die sich durch die Küche hatte retten können, die erste gewesen war, die die Arbeiter der Nachtschicht alarmiert hatte. Aber die Fabrik besaß keine Feuerspritze, und man mußte warten, bis die Feuerwehr der Crêcherie, eine der Einrichtungen des Gemeinhauses, geführt von Lucas, herbeigeeilt war, um der Konkurrentin brüderliche Hilfe zu leisten. Die Feuerwehr von Beauclair, deren Organisation eine sehr mangelhafte war, kam erst nachher an. Aber es war zu spät. Alle Gebäude des Werkes von einem Ende zum andern brannten lichterloh, ein Riesenfeuerherd von mehreren Hektaren, aus welchem nur die Schornsteine und der Härteturm für die Kanonen herausragten.

Als nach dieser Schreckensnacht der Tag anbrach, umstanden noch zahlreiche Gruppen die Brandstätte, aus der noch immer Flammen und Rauch zu dem fahlen, kalten Novemberhimmel emporstiegen. Die Behörden von Beauclair, der Unterpräfekt Châtelard, der Bürgermeister Gourier hatten den Platz nicht verlassen, ebenso waren der Präsident Gaume und sein Schwiegersohn, der Hauptmann Jollivet, herbeigeeilt. Der Abbé Marle, der erst später benachrichtigt worden war, kam erst bei Tagesanbruch, gefolgt von einer Schar Neugieriger, worunter die Ehepaare Mazelle, Laboque, Cassiaux und auch der Fleischer Dacheux. Auf allen Gesichtern malte sich

Entsetzen; die Leute sprachen mit leiser Stimme untereinander und fragten sich, wie das Unglück hatte entstehen können. Es war nur eine Zeugin da, das Dienstmädchen, das sich hatte retten können. Sie erzählte, daß die gnädige Frau kurz vor Mitternacht aus der Guerdache heimgekehrt sei; bald darauf seien heftige Stimmen laut geworden, und dann habe plötzlich alles in Flammen gestanden. Die Erzählung ging von Mund zu Mund, die Eingeweihten errieten das furchtbare Drama, das sich abgespielt hatte. Der gnädige Herr und die gnädige Frau seien sicherlich in den Flammen umgekommen, sagte das Mädchen. Die allgemeine Aufregung verstärkte sich noch, als Boisgelin angefahren kam, todesfahl und so schwach, daß man ihm aus dem Wagen helfen mußte. Dann brach er ohnmächtig zusammen angesichts dieses rauchenden Trümmerfeldes, wo die Flammen sein Vermögen verzehrt und die Körper Delaveaus und Fernandes zu Asche verbrannt hatten.

Lucas leitete indessen die Thätigkeit seiner Leute, die im Begriffe waren, die noch immer brennende Halle des großen Dampfhammers zu löschen. Jordan blieb, in seinen Pelz gewickelt, beharrlich auf dem Platze, trotz der großen Kälte. Bonnaire, der einer der ersten herbeigeeilt war, zeichnete sich durch den Mut aus, mit dem er so viel Maschinen und Werkzeuge dem Feuer entriß, als möglich war, Bourron, Fauchard und alle früheren Arbeiter der Hölle, die zur Crêcherie übergegangen waren, halfen ihm, wendeten alle ihre Kräfte an das Rettungswerk, auf diesem wohlbekannten Boden, wo sie sich so viele Jahre gemüht hatten. Aber es war, als ob eine rasende Schicksalsmacht gegen die Werke wütete, alles wurde vertilgt, zerstört, trotz ihrer Anstrengungen. Das rächende, reinigende Feuer war wie ein Blitzschlag niedergefahren, es warf alles zu Boden, was

aufrecht stand, es fegte die Trümmer der alten, stürzenden Welt von dannen, die das Feld bedeckten. Nun war es vollbracht, der Horizont war frei, so weit das Auge reichte, und die wachsende Stadt des Friedens und der Gerechtigkeit konnte die siegreiche Flut ihrer Häuser bis ans Ende der weiten Ebene ergießen.

In einer Gruppe stand Lange der Töpfer und sagte in seiner rauhscherzenden Weise:

„Nein, ich kann mir das Verdienst nicht zuschreiben, ich habe dieses Feuerchen nicht entzündet. Aber es ist ein hübsches Feuerchen. Komisch, daß die Herren uns jetzt sogar helfen und sich selber braten!"

Und der Schauer, der alle ergriffen hatte, war so gewaltig, daß keiner ihn schweigen hieß. Die Menge ging zu der siegreichen Macht über, die offiziellen Persönlichkeiten beglückwünschten Lucas zu seiner Umsicht und Unerschrockenheit bei den Löscharbeiten, die Kaufleute und kleinen Bürger umringten die Arbeiter der Crêcherie und machten öffentlich gemeinsame Sachen mit ihnen. Lange hatte recht, es giebt Stunden, wo die morschen Gesellschaftsklassen, von Wahnsinn erfaßt, sich selbst in die Flammen stürzen. Und unter dem grauen Winterhimmel blieben von den schwarzen, leiderfüllten Werkstätten der Hölle, wo die Lohnsklaven in den letzten Tagen der verwünschten und entehrten Arbeit gestöhnt hatten, nur noch einige dem Einsturz nahe Mauern und halbzerstörte Dachgerippe, über welche die Schornsteine und der Härteturm einsam und nutzlos emporragten.

Als an diesem Vormittag gegen elf Uhr endlich die gelbe Scheibe der Sonne durch die Wolken drang, kam Monsieur Jérôme in seinem von einem Bedienten geschobenen Rollwagen vorüber. Er

machte seine gewohnte Spazierfahrt, er hatte sich eben längs der Straße nach Combettes hinrollen lassen, an den Werkstätten und der wachsenden Arbeiterstadt der Crêcherie vorbei, die so hell und fröhlich in der Wintersonne lag. Und nun sah er das Feld der Zerstörung vor sich, die Ruinen der Hölle, die von der rächenden Macht des Feuers in Trümmer gelegt worden war. Lange sah er hin mit seinen ausdruckslosen, wasserklaren Augen. Er sprach kein Wort, er machte keine Gebärde, er sah nur hin, und nichts ließ erkennen, ob er gesehen und verstanden hatte.



Drittes Buch.

I.

Auf der Guerbache wirkte der Schlag entsetzlich. Von einem Tag zum andern war Vernichtung auf diesen Sitz der Freuden und des üppigen Genusses niedergesunken, wo bisher ein Fest dem andern gefolgt war. Eine Jagd mußte abgesagt werden, die großen Dienstag-Diners konnten nicht mehr stattfinden. Ein großer Teil der zahlreichen Dienerschaft sollte verabschiedet werden, man sprach sogar schon vom Verkauf der Wagen, der Pferde und der Meute. Der Garten und der Park, die von fröhlichen, lärmenden Gästen belebt gewesen waren, lagen vereinsamt. Und das prächtige Wohnhaus selbst, die Salons, der Speisesaal, das Billardzimmer, das Rauchzimmer waren zu Einöden geworden, durch die der Hauch des Unheils schauerte. Das Ganze eine vom Blitz getroffene Stätte, welche in der Einsamkeit des plötzlichen Unglücks trauernd dalag.

Und durch diese unendliche Trostlosigkeit schleppte Boisgelin seine jammervolle Gestalt. Zerschmettert, aufgelöst, keines klaren Gedankens fähig, verbrachte er entsetzliche Tage, wußte nicht, was er mit seinem Körper anfangen sollte, irrte wie eine Seele im Fegefeuer unter den Trümmern seiner Freuden umher.

Er war im Grunde nichts als ein armseliges Geschöpf, ein Sportsman und Clubman von durchschnittlicher Liebenswürdigkeit, dessen elegante Gestalt mit dem hochmütig-vornehmen, monoclegezierten Gesicht unter dem ersten kräftigen Schicksalshauch der Wahrheit und der Gerechtigkeit zusammenknickte. Er, der bis jetzt nur seinen Vergnügungen gelebt hatte, die er für etwas ihm selbstverständlich Gebührendes hielt, der mit seinen beiden Händen nie das geringste gethan hatte, und der glaubte, daß er ein Mensch aus besonderm Stoffe, ein Auserlesener und Bevorrechtigter sei, dazu geboren, daß die Arbeit andrer ihm Nahrung und Genuß verschaffe — wie hätte er die Logik der Katastrophe begreifen sollen, die ihn zermalmte? Die Religion seines Egoismus hatte einen zu schweren Schlag erlitten, und er stand betäubt vor der Zukunft, deren Drohung er noch nicht verstand. In dem dunklen Entsetzen, das ihn erfüllte, war zu oberst die Angst des Nichtsthuers, des Ausgehaltenen, der sich vollkommen unfähig fühlt, selbst seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Delaveau war nicht mehr da: von wem sollte er nun die Interessen verlangen, die sein Vetter ihm versprochen hatte, als er ihn dazu bewog, sein Kapital in der guten Spekulation mit den Stahlwerken anzulegen? Die Werke waren ein Raub der Flammen geworden, das Kapital war mit ihnen verbrannt — wovon sollte er morgen leben? Und er irrte wie ein Wahnsinniger durch den einsamen Garten, durch das öde Haus, ohne eine Antwort zu finden.

Am ersten Tage nach dem Brande konnte Boisgelin den Gedanken an das entsetzliche Ende Delaveaus und Fernandes nicht los werden. Er selbst konnte über den Hergang nicht im Zweifel sein, denn er erinnerte sich, wie muterfüllt sie ihn verlassen hatte, indem sie

Drohungen gegen ihren Gatten ausstieß. Offenbar hatte in Folge einer Scene heftigen Streites Delaveau selbst das Haus in Brand gesteckt, um sich samt der Schuldigen zu vernichten. Für den oberflächlichen Genußmenschen Boisgelin lag in dieser That eine düstere Wildheit, eine Maßlosigkeit furchtbarer Leidenschaften, die ihm schauderndes Entsetzen einflößte. Und was ihn vollends jeden Halt verlieren ließ, das war das Bewußtsein, daß er nicht über die Geistesgaben, über die Thatkraft verfügte, um ein wenig Ordnung in eine so verwickelte und übelstehende Angelegenheit zu bringen. Von früh bis Abend wälzte er wirre Pläne, ohne sich für etwas entscheiden zu können. Sollte er suchen, das Werk wieder in Gang zu bringen, einen Direktor zu finden, Geld aufzunehmen, eine Gesellschaft zu gründen, die das Unternehmen weiter führen würde? Das schien eine fast unmögliche Aufgabe, denn die Verluste waren sehr bedeutend. Oder sollte er nach einem Käufer Umschau halten, der das Terrain, die geretteten Maschinen und Vorräte auf eigne Rechnung übernahm? Er zweifelte sehr, ob er einen solchen Käufer finden würde, und besonders, ob er von ihm einen genügend großen Kaufschilling erhalten würde, um alle Verbindlichkeiten einlösen zu können. Und bei alledem blieb noch immer die Frage zu lösen, wovon er leben sollte auf dieser Guerdache, deren Unterhaltung schwere Kosten verursachte, und wo es am Ende des Monats vielleicht nicht einmal mehr Brot für alle geben würde.

Nur ein Wesen fand sich, das Mitleid hatte mit diesem jammervollen, kraftlosen Menschen, der durch sein leeres Haus irrte wie ein verlorenes Kind, und das war Suzanne, seine Frau, die sanftmütige Heldin, der er so schwere Schmach zu-

gefügt hatte. Anfangs, als er sie zwang, sein Verhältnis mit Fernande zu dulden, hatte sie sich zwanzigmal des Morgens mit dem festen Entschlusse erhoben, ein gewaltsames Ende zu machen und die Geliebte, die Fremde aus dem Hause zu jagen; und jedesmal hatte sie doch wieder in ihrer gewollten Blindheit verharrt, da sie wußte, daß Boisgelin, wenn sie Fernande hinauswies, ihr folgen würde, so vollständig, so willenlos war er in den Banden dieses Weibes. Dann hatte das anormale Verhältnis allmählich feste Formen angenommen, die Gatten schliefen in getrennten Zimmern, und sie war seine legitime Frau nur noch vor der Welt. Sie widmete sich ganz nur der Erziehung ihres Sohnes Paul, dem zuliebe sie das Opfer gebracht hatte, den Schein aufrecht zu erhalten. Wäre dieses Kind nicht gewesen, das blond und sanft war wie sie, nie hätte sie so viel Kraft und Selbstüberwindung gefunden. Sie hatte ihn aber auch dem unwürdigen Vater weggenommen, hatte sich seinen Geist und sein Herz ganz zu eigen gemacht, und fand ihren Trost darin, Klugheit und Güte in diesen Boden zu pflanzen. So waren die Jahre hingegangen, in der stillen Freude, den Knaben zu einem sanften und klugen Menschen heranwachsen zu sehen. Und sie hatte gleichsam aus der Ferne und ohne daran teilzunehmen das Drama, das sich abspielte, mit angesehen, den langsamen Niedergang der Hölle gegenüber dem steigenden Gedeihen der Crêcherie, den immer wilder werdenden Taumel der Genußsucht, der ihre Umgebung dem Abgrunde zutrieb. Endlich hatte ein letzter Wahnsinnsausbruch alles in ein vernichtendes Flammenmeer gestürzt, und sie zweifelte nicht, daß Delaveau, dem endlich die Augen geöffnet worden waren, selbst diesen Riesenscheiterhaufen entzündet hatte, um sich darauf mit

der Schuldigen, der Verderberin, der Vergifterin zu verbrennen. Auch sie war von der Katastrophe tief erschüttert, und sie fragte sich, ob sie nicht einen Teil der Schuld daran trage, durch die Schwäche und die stille Ergebung, mit der sie so lange die Schande und den Verrat in ihrem Hause geduldet hatte. Wenn sie sich sofort aufgelehnt hätte, vielleicht wäre das Verbrechen nicht so weit gediehen. Diese Vorwürfe ihres Gewissens machten sie tief elend und öffneten ihre Seele dem Mitleid mit dem jammervollen Menschen, den sie seit dem schrecklichen Geschehnis in seiner Zerrüttung und Hilflosigkeit durch den verlassenen Garten und das verödete Haus irren sah.

Als sie eines Vormittags den Salon durchschritt, der der Schauplatz so vieler eleganter Feste gewesen war, sah sie ihn zusammengesunken in einem Fauteuil sitzen, laut schluchzend wie ein kleines Kind. Von tiefem Mitleid bewegt, näherte sie sich ihm, mit dem sie seit Jahren außer in Gegenwart von Fremden kein Wort mehr gewechselt hatte.

„Wenn du dich der Verzweiflung ergiebst," sagte sie, „wirst du nicht die Kraft finden, deren du bedarfst."

Verwirrt darüber, daß sie mit ihm sprach, sah er sie durch seine Thränen an.

„Es hilft nichts, von früh bis abends herumzuirren," fuhr sie fort. „Du mußt den Mut aus dir selbst holen, anderswo wirst du ihn nicht finden."

Mit verzweifelter Gebärde erwiderte er leise:

„Ich bin so allein!"

Er war ja eigentlich kein schlechter, nur ein dummer und schwacher Mensch, eine jener feigen Naturen, die der Egoismus herzlos und grausam macht. Und es lag ein solcher Jammer in dem

Tone, in dem er klagte, daß sie ihn in seinem Unglück allein lasse, daß sie davon tief gerührt war.

„Du willst sagen, daß du allein sein wolltest. Warum bist du, seit all das Schreckliche sich zugetragen hat, nicht zu mir gekommen?“

„Mein Gott,“ stammelte er, „könntest du mir verzeihen?“

Er ergriff ihre Hände, die sie ihm nicht entzog, und beichtete sein ganzes Vergehen in einem Erguß leidenschaftlicher Reue. Er gestand nichts, was sie nicht schon wußte: seine langjährige Untreue, sein Liebesverhältnis mit dem Weibe, deren Gesellschaft er ihr aufgezwungen hatte, die ihn toll gemacht, ihn in den Ruin gejagt hatte. Aber er klagte sich mit so rücksichtsloser Offenheit an, daß sie davon gerührt war wie von einem neuen, vollkommenen Geständnis, dessen Demütigung er sich hätte ersparen können. Und dann sagte er:

„Ja, ich habe dich viele Jahre hindurch gekränkt und beleidigt, ich habe schmachvoll gehandelt. Aber warum hast du mich auch mir selbst überlassen, warum hast du keinen Versuch gemacht, mich zurückzuführen?“

Damit berührte er den wunden Punkt ihres Gewissens, das ihr geheime Vorwürfe machte, daß sie vielleicht nicht ihre volle Pflicht gethan hatte, indem sie ihn nicht in seinem Falle aufhielt. Und die Versöhnung, vom Mitleid begonnen, wurde vollendet durch dieses Gefühl schwesterlicher Nachsicht. Haben die reinsten, die seelenstärksten Menschen nicht oft einen Teil der Schuld, wenn die Schlechten und Schwachen neben ihnen der Sünde verfallen?

„Ja,“ sagte sie, „ich hätte vielleicht mehr kämpfen sollen, ich habe zu sehr meinem Stolz und meinem Friedensbedürfnis gehorcht. Wir bedürfen beide des Vergessens, lassen wir die Vergangenheit begraben sein.“

Ihr Sohn Paul ging eben durch den Garten, und sie rief ihn herein. Er war nun ein hübscher, großer Junge von achtzehn Jahren, den sie nach sich selbst gebildet hatte, sehr klug und sehr gut, und besonders frei von allen Klassenvorurteilen, bereit von seiner Hände Arbeit zu leben, sobald die Umstände es erforderten. Er hatte eine starke Liebe zur Erde gefaßt und verbrachte ganze Tage auf dem Pachthof, wo er sich für alle Verrichtungen des Ackerbaues interessierte und mit lebhaftem Anteil das Keimen und Wachsen der Bodenfrüchte beobachtete. Auch jetzt, als seine Mutter ihn rief, war er gerade auf dem Wege zu Feuillat, um einen neuartigen Pflug zu besichtigen.

„Komm her, mein Kind, dein Vater hat Kummer, und ich möchte, daß du ihn umarmst."

Vater und Sohn waren einander entfremdet, ebenso wie Mann und Frau. Ganz im Banne seiner Mutter stehend, war Paul in kaltem Respekt vor diesem Manne aufgewachsen, in welchem er den bösen Menschen, den Quäler seiner Mutter ahnte. Nun sah er, ein wenig außer Fassung, seine Eltern an, die beide so bleich und so tief erregt waren. Er begriff, was geschehen war, und umarmte seinen Vater zärtlich; dann warf er sich an die Brust seiner Mutter, um auch sie innig in seine Arme zu schließen. Die Familie hatte sich wiedergefunden, sie durchlebten einen glücklichen Moment, der die Gewähr vollkommener Eintracht in sich zu schließen schien.

Als auch Suzanne ihn umarmt hatte, mußte sich Boisgelin Gewalt anthun, um nicht wieder in Thränen auszubrechen.

„Nun sind wir wieder vereinigt! Ach, meine Lieben, das giebt mir ein wenig Mut. Wir befinden uns in einer so schrecklichen Lage! Wir müssen uns beraten, müssen eine Entscheidung treffen."

Sie blieben dann noch in langem Gespräch beisammen. Er empfand das Bedürfnis zu sprechen, sich der Frau und dem Sohne mitzuteilen, nachdem er so lange allein unter seiner Verzweiflung und Ratlosigkeit gelitten hatte. Er glaubte Suzanne in Erinnerung rufen zu sollen, wie sie seinerzeit die Werke für eine Million, die Guerbache für eine halbe Million Francs gekauft hatten, aus den zwei Millionen, die ihnen damals geblieben waren, wovon eine Million ihre Mitgift, die andre den Rest seines Vermögens gebildet hatte. Die übrigen fünfmalhunderttausend Francs waren dann Delaveau als Betriebskapital ausgehändigt worden. Ihr ganzes Vermögen war also festgelegt, und dazu kam noch, daß infolge der jüngst eingetretenen Schwierigkeiten eine Anleihe von sechsmalhunderttausend Francs hatte aufgenommen werden müssen, die das Unternehmen schwer belastete. Die Werke schienen verloren dadurch, daß eine Feuersbrunst sie eingeäschert hatte, denn man hätte erst die sechsmalhunderttausend Francs bezahlen müssen, ehe man an einen Wiederaufbau hätte denken können.

„Was gedenkst du also zu thun?“ fragte Suzanne.

Er setzte ihr hierauf auseinander, daß er zwischen zwei Auswegen schwanke, ohne sich für den einen oder den andern entscheiden zu können, da beide ungeheure Schwierigkeiten boten: entweder alles, was noch von den Werken übrig blieb, zu irgend einem Preis verkaufen, der wahrscheinlich kaum die Schuld von sechsmalhunderttausend Francs decken würde, oder neue Geldmittel auftreiben und eine Gesellschaft gründen, der er das Terrain und die geretteten Maschinen und Vorräte als seine Einlage mitbringen würde — eine Kombination, die ihm sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben schien. Und

dabei wurde es immer dringender, eine Lösung zu finden, denn mit jedem Tage wurde der Verlust größer.

„Wir haben noch die Guerdache,“ warf Suzanne ein. „Wir können die verkaufen.“

„O, die Guerdache verkaufen!“ stöhnte er auf. „Diesen Besitz verkaufen, an den wir so gewöhnt sind, an dem wir mit allen Fasern unsers Daseins hängen! Und dann sollen wir uns in irgend ein armseliges Nest vergraben! Wie qualvoll, wie entsetzlich wäre das wieder!“

Sie runzelte die Stirn, als sie sah, daß er sich noch immer nicht an den Gedanken eines stillen, einfachen Lebens gewöhnen konnte.

„Mein lieber Freund, darein müssen wir uns nun unter allen Umständen finden. Wir können unmöglich länger ein so kostspieliges Haus erhalten.“

„Nun ja, allerdings, wir werden die Guerdache verkaufen, aber später, bei günstiger Gelegenheit. Wenn wir sie jetzt zum Verkauf ausböten, so würden wir nicht die Hälfte des Wertes dafür bekommen. Man würde sehen, daß wir in einer Zwangslage sind, und alles würde sich vereinigen, um uns auszubeuten und sich an uns zu bereichern. Im übrigen ist die Guerdache dein Eigentum. Wie aus den Verträgen hervorgeht, wurde die Hälfte deiner Mitgift zum Ankauf des Landsitzes, die andre Hälfte als Beitrag zum Kaufpreis der Werke verwendet. Diese gehören uns also gemeinsam, die Guerdache aber dir allein, und nur deinetwegen möchte ich sie so lang als möglich erhalten.“

Suzanne wollte für den Augenblick nicht länger in ihn dringen, aber mit einer Gebärde drückte sie aus, daß sie seit langem zu allen Opfern entschlossen sei. Boisgelin sah sie an und schien sich plötzlich an etwas zu erinnern.

„Ja, ich wollte dich schon fragen — hast du deinen ehemaligen Freund, Monsieur Froment, nicht wiedergesehen?“

Sie blickte aufs höchste erstaunt auf. Als infolge der Gründung der Crêcherie und der daraus entstandenen scharfen Konkurrenz zwischen den beiden Unternehmungen der Bruch mit Lucas unvermeidlich geworden war, hatte diese Notwendigkeit keinen geringen Kummer zu ihren häuslichen Bitterkeiten gefügt. Sie verlor in Lucas einen brüderlichen, treuen Freund, der sie getröstet und ihr beigestanden hätte. Aber sie nahm auch diesen schmerzlichen Verzicht auf sich, und sie hatte ihn seither nur hie und da auf ihren seltenen Spaziergängen gesehen, ohne je wieder ein Wort mit ihm zu sprechen. Er selbst befolgte ihr Beispiel der Zurückhaltung und der Entsagung, und es schien für immer vorbei mit ihrer innigen Freundschaft von einst. Gleichwohl brachte Suzanne dem Lebenswerke Lucas' ein leidenschaftliches Interesse entgegen, das sie vor aller Augen verbarg. Sie stand mit ihrem Herzen nach wie vor an seiner Seite, in seinen edeln Plänen, in seinem gewaltigen Ringen, ein wenig Gerechtigkeit und Liebe auf Erden heimisch zu machen. Sie hatte mit ihm gelitten, mit ihm triumphiert, und als man ihn infolge des Messerstichs Ragus verloren glaubte, hatte sie sich zwei Tage lang in ihr Zimmer eingeschlossen und keinen Menschen sehen wollen. Auf dem Grunde ihres Schmerzes hatte sie damals ein unerträglich qualvolles Gefühl entdeckt, entstanden aus dem Bewußtsein, daß er Josine liebte, wie sie gleichzeitig erfuhr. Hatte sie also Lucas geliebt, ohne es zu wissen? Hatte sie nicht von dem Glück, von der Seligkeit geträumt, einen Gatten zu haben wie er, der einen so herrlichen Gebrauch von seinem Reichtum gemacht hätte? Hatte sie sich nicht ausgemalt,

wie sie ihm zur Seite gestanden hätte, welches Wunderwerk segensreicher Thätigkeit sie in Gemeinschaft mit ihm hätte vollbringen können? Aber er war ihr für immer verloren, er war nun der Gatte Josinens, und sie hatte entsagungsvoll ihr freudloses Dasein als verlassene Frau weitergeführt und ihr Leben nur noch ihrem Kinde gewidmet. Lucas hatte aufgehört, für sie zu existieren, und die Frage ihres Gatten griff in solche Fernen ihrer Vergangenheit zurück, daß sie wie aus einem langen Traum erwachend antwortete:

„Wie hätte ich Monsieur Froment wiedersehen sollen? Du weißt, daß unsre Beziehungen seit mehr als zehn Jahren vollständig aufgehört haben."

Boisgelin zuckte die Achseln.

„Trotz alledem hättet ihr einander begegnen und miteinander sprechen können. Ihr verstandet euch ja einmal so gut. Du stehst also in gar keiner Verbindung mehr mit ihm?"

„Nein," erwiderte sie kurz, „wenn es der Fall wäre, wüßtest du es."

Ihr Erstaunen wuchs, und zugleich fühlte sie sich verletzt über diese beharrlichen Fragen. Worauf wollte er hinaus? Weshalb wünschte er, daß sie in Verbindung mit Lucas geblieben wäre? Ihre Neugierde wurde rege.

„Warum fragst du mich das?"

„O nichts, es war nur so eine flüchtige Idee, die mir im Augenblick gekommen ist."

Nach kurzem Zögern verriet er gleichwohl seine Gedanken.

„Es handelt sich nämlich um folgendes. Ich sagte dir, es gebe nur zwei Wege: entweder alles verkaufen oder eine Gesellschaft ins Leben rufen, der ich mit angehören würde. Mir ist jedoch eben ein drittes Mittel eingefallen, das eine Kombination

der beiden andern darstellt, nämlich unsre Werke von der Crêcherie ankaufen zu lassen und uns den größern Teil des Reingewinnes zu bedingen. Verstehst du?“

„Nicht ganz.“

„Die Sache ist gleichwohl sehr einfach. Dieser Herr Lucas hat zweifellos lebhaftes Verlangen nach unserm Terrain. Nun hat er uns ja genug Schaden zugefügt, nicht wahr, und es wäre nicht mehr als billig, wenn wir ihm einen recht großen Betrag abnehmen könnten. Das wäre dann unsre Rettung, besonders wenn wir uns einen Anteil am Ertrag der Werke vorbehielten, was uns ermöglichen würde, die Guerdache zu behalten und unser Leben auf bisherigem Fuße weiterzuführen.“

Suzanne wurde von großer Traurigkeit ergriffen, während sie ihm zuhörte. Er war also immer noch derselbe Mensch, die schreckliche Lehre, die er erhalten, hatte ihn um nichts gebessert. Er dachte immer noch nur daran, auf Kosten andrer zu spekulieren, aus der Zwangslage, in der jene sich befinden mochten, Nutzen zu ziehen. Und seine Hauptsorge war nach wie vor, der Nichtsthuer, der Ausgehaltene, der Kapitalist zu bleiben, der er bis jetzt gewesen war. Die Verzweiflung, die ihn seit der Katastrophe zu Boden drückte, hatte zur Ursache nur seine Angst, seinen Abscheu vor der Arbeit, die quälende Frage, wie er es ermöglichen sollte, weiterzuleben, ohne etwas zu thun; und unter seinen kaum getrockneten Thränen kam plötzlich wieder der Genußmensch zum Vorschein.

Sie wollte jedoch alles wissen, was er dachte.

„Was habe ich aber in dieser Sache zu thun?“ fragte sie. „Warum wolltest du wissen, ob ich mit Monsieur Froment in Verbindung geblieben bin?“

„Mein Gott,“ antwortete er gelassen, „weil mir

das die Schritte erleichtert hätte, die ich bei ihm machen will. Du begreifst, nach so vielen Jahren der Entzweiung ist es nicht leicht, mit einer Geschäftssache an jemand heranzutreten, während die Schwierigkeit bedeutend verringert würde, wenn der Jemand dein Freund geblieben wäre. Du hättest dann die Angelegenheit ihm gegenüber einleiten können . . ."

Sie unterbrach ihn mit rascher Handbewegung.

„Niemals hätte ich unter solchen Umständen mit Monsieur Froment gesprochen! Du vergißt, daß ich ihm wie eine Schwester zugethan war."

Der Unglückliche! Er sank bis zu der Niedrigkeit herab, auf die Zuneigung zu spekulieren, die Lucas für sie bewahrt haben mochte, und er wollte sie dazu gebrauchen, den Gegner zu erweichen, um ihn dann um so leichter zu besiegen!

Er sah wohl an ihrer Blässe und hörte in ihrem Ton, daß er sie verletzt hatte und daß sie sich wieder von ihm zurückzog, und er versuchte, den schlechten Eindruck zu verwischen.

„Du hast recht, geschäftliche Angelegenheiten gehen die Frauen nichts an, und du hättest thatsächlich eine solche Mission nicht übernehmen können. Gleichwohl bin ich erfreut, daß mir dieser Einfall gekommen ist, denn je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr dünkt es mir, daß hier unsre einzige Rettung liegt. Ich werde meinen Angriffsplan entwerfen und werde schon ein Mittel finden, um mich mit dem Direktor der Crêcherie in Verbindung zu setzen. Wenn ich es nicht etwa so anstellen kann, daß er den ersten Schritt thut. Das wäre noch klüger."

Er war wieder von Zuversicht erfüllt durch die Hoffnung, einen andern zu benachteiligen und sein Wohlbehagen dadurch zu sichern, wie er es bisher

gethan hatte. Das Leben hatte noch seine Reize, wenn man es mit weißen, unthätigen Händen leben konnte. Er erhob sich mit einem Seufzer der Erleichterung und blickte durchs Fenster auf den großen Park, der sich im klaren Licht des Wintertages weiter zu erstrecken schien als je und den er im Frühling wieder mit festlichem Treiben zu erfüllen gedachte. „Wir wären dumm, wenn wir uns abhärmen würden!“ rief er aus. „Sind Leute wie wir dazu gemacht, im Elend zu leben?“

Suzanne war sitzen geblieben, und ihr Herz zog sich zusammen in wachsender Traurigkeit. Einen Augenblick hatte sie gehofft, diesen Mann zu einem bessern Menschen verwandeln zu können, und nun mußte sie einsehen, daß Stürme und Umwälzungen über ihn hinweggingen, ohne daß er sich änderte, ohne daß er die neue Zeit auch nur begriff. Die uralte Ausbeutung des Menschen durch den Menschen lag ihm im Blute, und er konnte nur leben und genießen auf Kosten andrer. Er blieb, was auch geschehen mochte, ein großes, unvernünftiges Kind, das ihr einmal zur Last fallen würde, wenn je die Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangte. Sie gab ihn auf und empfand nur noch mit Bitterkeit gemischtes Mitleid für ihn.

Während dieses langen Gespräches war Paul unbeweglich sitzen geblieben und hatte seinen Eltern mit seinem klugen und sanften Gesichtsausdruck zugehört. In seinen großen, gedankenvollen Augen spiegelten sich alle Gefühle, die seine Mutter bewegten. Er stand in inniger Seelenverbindung mit ihr, und er litt ebenso wie sie unter der Unwürdigkeit des Gatten und Vaters. Sie bemerkte seine schmerzliche Verlegenheit und fragte:

„Wohin wolltest du eben gehen, mein Kind?“

„Auf den Pachthof, Mutter. Feuillat muß, denke

ich, nun den neuen Pflug für die Wintersaaten bekommen haben."

Boisgelin lachte laut auf.

„Und das interessiert dich?"

„Ja, Vater. In Combettes haben sie Dampfpflüge, die mehrere Kilometer lange Furchen auf ihren Aeckern ziehen, die sie zu einem großen Gute vereinigt haben. Und das ist so wunderschön, wenn man sieht, wie die Erde bis in ihr Inneres aufgerührt und befruchtet wird."

Er hatte mit jugendlicher Begeisterung gesprochen. Seine Mutter lächelte ihm zärtlich zu.

„Geh, mein Kind, sieh dir den neuen Pflug an und arbeite, du wirst dich nur um so wohler ühlen."

In den folgenden Tagen bemerkte Suzanne, daß ihr Gatte sich nicht sehr beeilte, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Es schien ihm zu genügen, daß er das Mittel gefunden hatte, das nach seiner Meinung alle retten mußte, und er war wieder in seine schlaffe Thatlosigkeit zurückverfallen. Im übrigen hatte sie noch ein großes Kind auf der Guerdache, dessen Art und Weise ihr seit kurzer Zeit Sorgen verursachte. Monsieur Jérôme, der Großvater, der nun, trotz des lebenden Todes, in welchem ihn die Paralyse gefangen hielt, sein achtundachtzigstes Jahr erreicht hatte, führte nach wie vor sein abgesondertes, lautloses Leben und hatte keine andre Verbindung mit der Außenwelt als seine täglichen Spazierfahrten in dem von einem Bedienten geschobenen Rollwagen. Nur Suzanne kam in sein Zimmer, pflegte ihn und umgab ihn mit der zärtlichen Sorgfalt, die sie ihm schon als kleines Mädchen vor dreißig Jahren in diesem selben Gemache mit den auf den Park sehenden Fenstern gewidmet hatte. Sie war so gewöhnt an die Augen des Greises, an diese grundlosen,

wasserklaren Augen, daß sie die flüchtigsten Gedanken darin lesen konnte. Seit den letzten Ereignissen hatten sich jedoch diese Augen verdunkelt, es schien, als ob eine aus der Tiefe aufsteigende Sandwolke sie trübe. Seit langen, langen, sich gleichbleibenden Jahren hatte sie sich über sie gebeugt, ohne etwas darin zu sehen, und hatte sich gefragt, ob das Denken nicht für immer aus ihnen entflohen sei, da sie stets so hell und leer blieben. Kehrte das Denken nun wieder? Bedeuteten diese aufsteigenden Schatten, diese neue Fieberunruhe nicht etwa ein Wiedererwachen seines ganzes Wesens? Vielleicht war sogar sein Bewußtsein die ganze Zeit her wach und ungetrübt gewesen, und vielleicht lockerte sich nun durch ein Wunder das eiserne Band der Paralyse und befreite ihn, kurz vor dem Ende, ein wenig von dem Schweigen und der Unbeweglichkeit, in die er so lange eingeschlossen gewesen. Und sie folgte mit Staunen und wachsender Beklemmung dem Fortschreiten dieser langsamen Befreiung.

Eines Abends hielt der Bediente, der Monsieur Jérômes Wagen schob, Suzanne an, als sie eben das Zimmer des Greises verließ, tief bewegt von dem sprechenden Blick, mit welchem er sie bis zur Thür verfolgt hatte.

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen etwas mitteilen. Ich glaube, daß der alte Herr nicht mehr derselbe ist. Heute hat er gesprochen."

„Wie, er hat gesprochen?" rief sie bestürzt.

„Ja, schon gestern schien es mir, als hörte ich ihn mit halber Stimme undeutliche Worte lallen, als wir auf der Straße nach Brias vor der Hölle ein wenig anhielten. Aber heute, wie wir vor der Crêcherie vorüberkamen, hat er ganz sicher gesprochen."

„Und was hat er gesagt?"

„Ich konnte es nicht verstehen, gnädige Frau, ich glaube, es waren nur Worte ohne Zusammenhang und ohne Sinn.“

Von da ab überwachte Suzannens besorgte Zärtlichkeit den Großvater noch mehr als bisher. Der Bediente erhielt den Auftrag, ihr jeden Abend zu berichten, was sich während des Tages ereignet hatte. Und so konnte sie genau das Wachsen der unruhigen Bewegung verfolgen, von der Monsieur Jérôme ergriffen schien. Er legte ein lebhaftes Verlangen zu sehen und zu hören an den Tag, er verlängerte die Dauer seiner Spazierfahrten immer mehr, als könne er nicht genug von dem beobachten, was sich auf den Straßen seinen Blicken bot. Und besonders ließ er sich täglich an zwei Orte führen: vor die Hölle und vor die Crêcherie, und wurde nicht müde, stundenlang die schwarzen Ruinen der einen, die helle Fröhlichkeit der andern zu betrachten. Er bedeutete dem Bedienten, seinen Schritt zu verlangsamen, er ließ ihn wiederholt dieselbe kleine Strecke zurücklegen und stammelte dabei immer vernehmlicher jene Worte, deren Sinn man noch nicht begriff. Suzanne, die dieses langsame Erwachen in angstvolle Bestürzung versetzte, sandte endlich nach Doktor Novarre, um seine Meinung zu hören.

„Sie können sich nicht vorstellen, Herr Doktor,“ sagte sie, nachdem sie ihm alle Einzelheiten geschildert hatte, „mit welchem Schrecken mich das erfüllt. Mir ist, als sähe ich dem Erwachen eines Scheintoten zu. Mein Herz zieht sich zusammen, das alles kommt mir vor wie ein Wunderzeichen, das große Ereignisse ankündigt.“

Novarre lächelte über diese Frauennervosität und wollte vor allen Dingen selbst sehen und beobachten. Aber es war nicht so leicht an Monsieur Jérôme heranzukommen, der seine Thür den Aerzten ebenso

verschlossen hatte wie allen übrigen Menschen; und da sein Zustand keine Behandlung erforderte, hatte der Doktor seit Jahren thatsächlich keinen Versuch gemacht, sich ihm zu nähern. Er erwartete ihn also im Park, bis er seine gewohnte Spazierfahrt antrat, grüßte ihn und folgte ihm in einiger Entfernung; dann wagte er es sogar, ihn anzusprechen, und die Augen des Greises belebten sich, seine Lippen öffneten sich zu gestammelten, unverständlichen Worten. Der Arzt war seinerseits erstaunt und bewegt.

„Sie haben recht, gnädige Frau,“ sagte er zu Suzanne, „es ist ein sehr merkwürdiger Fall. Wir haben es hier offenbar mit einer starken Krisis zu thun, die einer heftigen seelischen Erregung entstammen muß.“

„Und was ist Ihre Prognose, Herr Doktor?“ fragte sie ängstlich. „Was sollen wir thun?“

„Wir können nichts thun, gnädige Frau, das ist leider zweifellos. Und was die Prognose eines solchen Falles betrifft, so würde ich es nicht wagen, irgend etwas mit Sicherheit vorherzusagen. Ich kann Ihnen nur das eine sagen, daß solche Beispiele allerdings selten, aber nicht unerhört sind. So habe ich einmal im Armenhaus von Saint-Cron einen alten Mann behandelt, der seit nahezu vierzig Jahren dort gelebt hatte, ohne daß die Wärter ihn je ein einziges Wort hätten sprechen hören. Plötzlich schien er zu erwachen, sprach zuerst verwirrt, dann sehr klar und verständlich, und bald erging er sich stundenlang in einem Strom ununterbrochenen Redens. Aber das Merkwürdigste war, daß dieser alte Mann, den man für schwachsinnig gehalten hatte, während der vierzig Jahre seines scheinbaren Geistesschlummers alles gesehen, alles gehört, alles verstanden hatte. Und was er nun in einem nicht enden wollenden

Schwall von Worten hervorsprudelte, das war eben die Wiedergabe seiner Empfindungen, seiner Erinnerungen, die sich während des vierzigjährigen Aufenthalts im Armenhause in ihm aufgehäuft hatten."

Suzanne erbebte und suchte die heftige Erregung zu verbergen, in die dieses Beispiel sie versetzte.

„Und was ist aus dem Unglücklichen geworden?" fragte sie.

Novarre zögerte einen Augenblick.

„Er starb drei Tage danach. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, gnädige Frau, daß diese Krisen fast immer das Anzeichen des nahen Endes sind. Es ist das alte Bild von der Lampe, die noch einmal heller aufflackert, ehe sich erlischt."

Ein tiefes Schweigen folgte. Sie war sehr bleich geworden, der Schauer des Todes hatte sie angeweht. Aber mehr noch als das nahe Ende des unglücklichen Großvaters bereitete ihr ein andrer Gedanke schmerzliche Pein. Hatte auch er, gleich dem alten Mann in Saint-Cron, alles gesehen, alles gehört, alles verstanden? Sie wagte noch eine Frage.

„Halten Sie die Geisteskräfte unsers teuren Kranken für gelähmt, Herr Doktor? Glauben Sie, daß er versteht, was um ihn vorgeht, daß er denkt?"

Der Doktor machte die unbestimmte Gebärde des Mannes der Wissenschaft, der nur das fest behauptet, was zweifellos bewiesen ist.

„Da fragen Sie mich zu viel, gnädige Frau. Alles ist möglich in dem geheimnisvollen Behältnis des Gehirns, in welches wir fast noch gar nicht eingedrungen sind. Die Denkkraft kann unbeeinträchtigt geblieben sein, wenn auch die Sprache gelähmt ist. Wenn jemand nicht spricht, so beweist

das noch nicht, daß er auch nicht denkt. Gleichwohl hätte ich eine Abschwächung auch der geistigen Fähigkeiten Monsieur Jérômes diagnostiziert, ich hätte ihn für in senile Kindlichkeit verfallen gehalten."

„Aber Sie sagen, es ist möglich, daß er noch im Besitze seiner vollen Geisteskräfte sei?"

„Sehr möglich, und ich halte es nun sogar für wahrscheinlich, angesichts dieses Wiedererwachens seines ganzen Wesens, das mit einer allmählichen Rückkehr des Sprechvermögens verbunden zu sein scheint."

Die Folge dieser Unterredung war ein vorherrschendes Gefühl schmerzlicher Angst in der Seele Suzannens. So oft sie liebevoll im Zimmer des Großvaters verweilte, konnte sie nicht ohne geheimes Entsetzen seine Wiederauferstehung beobachten. Wenn er alles gesehen, alles gehört, alles verstanden hatte, in der stummen Starrheit, in die er durch die Paralyse gebannt war, welch entsetzliches Drama hatte sich unter der Decke seines Schweigens in seiner Seele abgespielt! Seit mehr als dreißig Jahren war er ein unbeweglicher Zeuge des Verfalles seines Geschlechts, sahen seine hellen Augen den Untergang der Seinen mit an, einen Sturz, den der Schwindel des Besitzes vom Vater auf den Sohn beschleunigte. Zwei Generationen hatten genügt, um am verzehrenden Feuer der Genußsucht das von ihm und seinem Vater geschaffene Vermögen zu verbrennen, das er für so festbegründet gehalten hatte. Er hatte gesehen, wie sein Sohn Michel, Witwer geworden, sich durch kostspielige Frauen ruinierte und dann seinem Leben durch eine Revolverkugel ein Ende machte, während seine Tochter Laure, in Mystizismus versunken, sich im Kloster begrub, und sein zweiter Sohn Philippe, der eine Dirne geheiratet hatte, nach einem wüsten Leben im Duell fiel. Er

hatte gesehen, wie sein Enkel Gustave, der Sohn Michels, diesen zum Selbstmord trieb, indem er ihm zugleich die Geliebte und hunderttausend Francs stahl, die der Vater für Fälligkeiten beiseite gelegt hatte, während sein andrer Enkel André, der Sohn Philippes, in der Zelle eines Irrenhauses endete. Er hatte gesehen, wie Boisgelin, der Gatte seiner Enkelin Suzanne, das dem Untergang nahe Werk gekauft und einem armen Vetter, Delaveau, zur Leitung anvertraut hatte, der es, nachdem er es einer kurzen Blüte zugeführt, selbst in Asche legte, als es abermals vor dem Ruin stand und als er von dem Verrat seiner Frau Fernande und des schönen Lebemannes Boisgelin erfahren hatte, die in ihrer tollen Gier nach Luxus und Genuß sich selbst und alles um sie herum ins Verderben gestürzt hatten. Er hatte die Stahlwerke, seine geliebte Schöpfung, die Fabrik, die er so klein aus den Händen seines Vaters übernommen hatte, unter seinen Händen sich vergrößern und ins Riesenhafte wachsen gesehen, und er hatte gesehen, wie diese Werke, aus denen, wie er glaubte, sein Geschlecht eine ganze Stadt, ein mächtiges Reich des Eisens und des Stahles machen würde, wie diese Werke so rasch dem Untergang anheimfielen, daß schon nach der zweiten Generation kein Stein mehr auf dem andern geblieben war. Und er hatte gesehen, wie sein Geschlecht, in dem sich so langsam, in einer langen Reihe vom Elend bedrückter Arbeitergenerationen, die Schöpferkraft aufgesammelt hatte, die dann in seinem Vater und ihm hervorgebrochen war, er hatte gesehen, wie dieses Geschlecht sofort durch den Mißbrauch des Reichtums verdorben, entartet, zerstört wurde, wie schon in seinen Enkeln nichts mehr von der gewaltigen Arbeitskraft der Qurignons zu spüren war. Welche furchtbare Menge

von Erinnerungen waren in dem Kopfe dieses achtundachtzigjährigen Greises aufgehäuft, welche lange Folge schrecklicher Ereignisse, welch ein Ueberblick über ein Jahrhundert des Mühens und Ringens, über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Familie! Und welch ein grauenhaftes Behältnis, dieser Kopf, in welchem die Erinnerungen, die bisher zu schlafen schienen, langsam erwachten, und welcher nun alles in einem mächtigen Strom von Wahrheit wiedergeben zu wollen schien, wenn die noch stammelnden Lippen erst klare Worte zu formen im stande sein würden!

Diesem entsetzlichen Erwachen harrte nun Suzanne mit steigender Angst entgegen. Sie und ihr Sohn waren die letzten des Geschlechts, Paul war der letzte männliche Abkömmling der Qurignons. Die Tante Laure war im Kloster der Karmeliterinnen gestorben, wo sie mehr als vierzig Jahre gelebt hatte; und auch der Vetter André war schon seit Jahren tot, nachdem er seit seiner Kindheit tot für die Welt gewesen war. Wenn Paul nun manchmal seine Mutter zum Großvater begleitete, sah ihn dieser lange an mit seinen Augen, in denen ein immer klarerer Ausdruck erwachte. Dies war nun der einzige, zarte Zweig der starken Eiche, von der er einst gehofft hatte, daß sie sich mächtig entwickeln und ausbreiten werde. War der Familienbaum nicht strotzend von jungen Säften, von Gesundheit und Lebenskraft, die das Erbteil von Generationen derber Arbeiter waren? Mußte seine Nachkommenschaft sich nicht vermehren und verbreiten, um siegreich alle Güter und alle Genüsse dieser Erde zu erobern? Und schon bei seinen Enkeln waren die Säfte verdorrt, das sinnlose Leben des Reichtums hatte in weniger als einem halben Jahrhundert die lange aufgespeicherten Kräfte zahlloser Geschlechter verzehrt.

Welche Bitterkeit mußte den unglücklichen Großvater erfüllen, den letzten Zeugen, der noch aufrecht stand inmitten so vieler Ruinen, wenn er keinen andern Erben seines Bluts vor sich sah als den sanften, zarten Paul, ein letztes Geschenk des Lebens, das den Quorignons diesen kostbaren Sproß gelassen zu haben schien, damit er in neuer Erde wurzeln und blühen könne! Und welche schmerzliche Ironie des Schicksals, daß heute nur noch dieses sanftmütige, klug überlegende Kind übrig war auf der weitgedehnten Guerdache, dem königlichen Landsitz, den Monsieur Jérôme seinerzeit zu so hohem Preise erworben hatte, in der stolzen Hoffnung, ihn eines Tages mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft zu bevölkern. Er sah im Geiste seine weiten Gemächer von zehn Ehepaaren bewohnt, er hörte das fröhliche Lachen einer unaufhörlich wachsenden Schar von Knaben und Mädchen, dies sollte der prächtige, glückliche Familiensitz werden, auf welchem das immer stolzer erblühende Geschlecht der Qurignons herrschte. Aber er mußte im Gegenteil sehen, wie die Gemächer sich jeden Tag mehr leerten; die Trunkenheit, die Tollheit, der Tod waren eingedrungen und hatten ihr Zerstörungswerk gethan; und zuletzt war noch die Verderberin gekommen, die den vollständigen Untergang des Hauses herbeiführte. Seit der letzten Katastrophe waren zwei Drittel der Zimmer geschlossen; der ganze zweite Stock war dem Staub überlassen, die Empfangsräume im Erdgeschoß wurden nur jeden Samstag geöffnet, um gelüftet zu werden. Das Geschlecht mußte erlöschen, wenn Paul es nicht neu begründete, und der Wohnsitz, wo es hätte residieren sollen, war nur noch ein großes leeres Haus, das das entzweite Ehepaar nicht aufrecht erhalten konnte und das vollkommen zerfallen mußte, wenn man ihm nicht neues Leben einflößte.

Wieder verging eine Woche. Der Bediente konnte nun einzelne Worte in dem Gestammel Monsieur Jérômes verstehen. Dann tauchte ein Wort immer häufiger, immer deutlicher auf, und der Bediente berichtete es Suzannen.

„Es war nicht leicht zu verstehen, aber jetzt kann ich der gnädigen Frau bestimmt versichern, daß der alte Herr heute vormittag einigemal gesagt hat: ‚Zurückerstatten, zurückerstatten!‘“

Suzanne blieb ungläubig. Das hatte keinen Zusammenhang. Was sollte man zurückerstatten?

„Hören Sie recht aufmerksam zu und suchen Sie genau zu verstehen, was er sagt,“ trug sie dem Diener auf.

Am nächsten Tag war der Mann seiner Sache noch gewisser.

„Ich versichere der gnädigen Frau, daß der alte Herr gesagt hat: ‚Zurückerstatten, zurückerstatten!‘ und zwar zwanzigmal, dreißigmal hintereinander, mit leiser, aber angestrengter Stimme, als ob er alle Kraft darauf wendete, die ihm geblieben ist.“

An diesem Abend entschloß sich Suzanne, selbst den Großvater zu überwachen, um womöglich zu erkunden, was er sagen wollte. Am nächsten Tag konnte er sich nicht mehr erheben. Während das Gehirn sich befreite, wurden die Beine und bald darauf der Oberkörper vollends gelähmt, wie bereits vom Tode ergriffen. Voll Schrecken sandte sie abermals nach Doktor Novarre, der aber machtlos war und sie sanft darauf vorbereitete, daß das Ende nahe sei. Von da ab verließ Monsieur Jérôme sein Zimmer nicht mehr.

Es war ein weites, schwer getäfeltes, mit dicken Tapeten verkleidetes Gemach, ganz in Rot gehalten, mit geschnitzten Palissandermöbeln, einem mächtigen, säulengeschmückten Bett und einem großen Spiegel,

in welchem man fast den ganzen Park sah. Von den Fenstern aus hatte man über die Rasenflächen hinweg und zwischen den Gipfeln hundertjähriger Bäume hindurch eine weitgedehnte Fernsicht auf das Gedränge der Dächer von Beauclair, auf die Monts Bleuses, auf die Crêcherie mit dem Hochofen und auf die Schornsteine der Hölle, die noch immer hoch emporragten.

Eines Morgens saß Suzanne beim Bette, nachdem sie die Vorhänge aufgezogen hatte, damit die Wintersonne hereindringen könne, als sie zu ihrer tiefen Bewegung Monsieur Jérôme sprechen hörte. Seit einer kleinen Weile lag er mit dem Gesicht zum Fenster und sah mit seinen großen, hellen Augen weit hinaus auf den Horizont. Dann sagte er:

„Herr Lucas."

Suzanne, die diese zwei Worte deutlich gehört hatte, war betroffen. Warum Herr Lucas? Niemals war der Großvater in irgend welche Berührung mit Lucas gekommen, ja er konnte gar nichts von seiner Existenz wissen, wenn er nicht etwa die letzten Ereignisse miterlebt, alles gesehen, alles verstanden hatte, wie sie bisher nur hatte vermuten und fürchten können. Dieses „Herr Lucas", das von seinen so lange verschlossenen Lippen fiel, war der erste Beweis, daß hinter seinem Schweigen ein vollkommen wacher Geist gelebt hatte, der alles sah und begriff. Ihr Herz krampfte sich zusammen.

„Sagten Sie Herr Lucas, Großvater?"

„Ja, ja, Herr Lucas!"

Er sprach mit zunehmender Deutlichkeit und Energie, und seine Augen waren verlangend auf sie geheftet.

„Und warum sprechen Sie von Herrn Lucas? Sie kennen ihn also, Sie haben ihm etwas zu sagen?"

Er konnte sichtlich nicht die Worte finden, die er aussprechen wollte; dann wiederholte er mit kindischer Ungeduld abermals den Namen Lucas.

„Einmal war er mir ein guter Freund,“ sagte sie. „Aber schon seit vielen Jahren kommt er nicht mehr zu uns.“

Er nickte heftig mit dem Kopfe; und als ob seine Zunge sich allmählich immer mehr löste:

„Ich weiß, ich weiß. Ich will, daß er herkommt.“

„Sie wollen, daß Herr Lucas herkomme, Sie wollen mit ihm sprechen, Großvater?“

„Ja, ja, so ist's. Er soll gleich kommen, ich will mit ihm sprechen.“

Das Erstaunen Suzannens wuchs mit dem geheimen Grauen, das sie beschlichen hatte. Was konnte Monsieur Jérôme Lucas zu sagen haben? So viele peinliche Möglichkeiten schienen ihr daraus entstehen zu können, daß sie versuchte, den Greis von diesem Wunsche abzubringen, in welchem sie nur die Phantasie eines abirrenden Verstandes sah. Aber sie überzeugte sich bald, daß er im vollkommenen Besitz seiner Geisteskräfte sei, er bat sie mit einer wachsenden Dringlichkeit und Leidenschaft, in welcher er die letzten Kräfte seines armen siechen Körpers aufbot. Sie war davon in tiefster Seele ergriffen, und sie fragte sich, ob sie nicht ein Verbrechen begehe, wenn sie sich dem Wunsche eines Schwerkranken widersetzte, weil sie unklar fühlte, daß schwere, weithinwirkende Dinge daraus folgen konnten.

„Sie können es nicht mir sagen, Großvater?“

„Nein, nein, Herrn Lucas. Ich will mit ihm sprechen, gleich, gleich!“

„Gut, Großvater, ich werde ihm schreiben, und ich hoffe, daß er kommen wird.“

Aber als Suzanne daran ging, den Brief an Lucas zu schreiben, zitterte ihre Hand. Sie schrieb

nur zwei Zeilen: „Lieber Freund, ich bedarf Ihrer, kommen Sie sogleich.“ Sie mußte zweimal innehalten, fast hatte sie nicht die Kraft, diese wenigen Worte zu vollenden, so viel Erinnerungen riefen sie in ihr wach, an ihr verlorenes Leben, an das Glück, das nahe an ihr vorbeigegangen war, und das sie niemals, niemals kennen lernen sollte. Es war kaum zehn Uhr morgens, als ein Laufbursche sich mit dem Briefe nach der Crêcherie auf den Weg machte.

Lucas hatte eben seinen Morgenrundgang beendet und befand sich vor dem Gemeinhause, als ihm der Brief übergeben wurde; und ohne einen Augenblick zu verlieren, folgte er dem Laufburschen. Auch er war tief bewegt, sein Herz war hingeschmolzen, als er die einfachen, rührenden Worte las: „Lieber Freund, ich bedarf Ihrer, kommen Sie sogleich.“ Zwölf Jahre waren es her, seit die Ereignisse sie getrennt hatten, und sie schrieb ihm, als ob sie sich gestern zum letzten Male gesehen hätten, überzeugt, daß er ihrem Rufe folgen werde. Sie hatte keinen Augenblick an dem Freunde gezweifelt, und er war zu Thränen gerührt, als er sah, daß sie noch immer dieselbe war, ihm noch immer in schwesterlicher Zuneigung verbunden wie einst. Die schrecklichsten Dramen hatten sich rings um sie abgespielt, alle Leidenschaften hatten entfesselt getobt, hatten Menschen und Dinge hinweggefegt, und sie fanden sich nach so vielen Jahren der Trennung ganz von selbst wieder, Hand in Hand. Dann fragte er sich, während er rasch der Guerdache zuschritt, warum sie ihn rufen mochte. Es war ihm nicht unbekannt, daß Boisgelin beabsichtigte, ihm die Hölle so teuer als möglich zu verkaufen, indem er von den Umständen Nutzen zog. Jedoch war sein Entschluß gefaßt: er wollte die Werke unter keiner Bedingung kaufen.

Der einzige Weg, den er der Hölle eröffnen konnte, war, der Association der Crêcherie beizutreten, so wie die andern, kleineren Fabriken ihr beigetreten waren. Einen Augenblick tauchte der Gedanke in Lucas auf, daß Boisgelin seine Frau vielleicht dazu gedrängt hatte, die Unterhandlungen mit ihm einzuleiten. Aber er kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich zu einer solchen Rolle niemals hergeben würde. Nein, sie mußte von etwas Schwerem bedrückt sein, sie bedurfte seiner offenbar infolge irgendwelcher unglücklicher Umstände. Er suchte nicht länger, sondern eilte, um von ihr selbst zu erfahren, was sie von seiner Freundschaft begehrte.

Suzanne erwartete Lucas in dem kleinen Salon, und als er eintrat, glaubte sie umsinken zu müssen vor übermächtiger Erregung. Auch er war tief erschüttert, und eine Weile konnte keines sprechen, konnten sie einander nur schweigend ansehen.

„Lieber, lieber Freund!“ flüsterte sie endlich.

In diesen wenigen Worten drängte sich die Erinnerung an alles, was in diesen zwölf Jahren geschehen war, an ihre lange, nur von wenigen stummen Begegnungen unterbrochene Trennung, an ihr eignes schreckliches Leben in ihrem entehrten, befleckten Hause, und besonders an das große Werk, das er mittlerweile vollbracht hatte, und dem sie aus der Ferne mit begeisterter Seele gefolgt war. Er war zum Helden in ihren Augen geworden, sie sah bewundernd zu ihm auf, sie hätte mögen vor ihm niederknieen, seine Wunden verbinden, seine Gefährtin, seine Trösterin und Helferin sein. Aber eine andre war gekommen, Josine, und sie hatte dadurch so viel gelitten, daß die Liebe in ihrem Herzen erstickt war, jenes Gefühl, von dem niemand etwas wußte, und von dem sie selbst nicht mehr wissen wollte, ob es je existiert habe. Aber als sie nun den verehrten

Mann vor sich sah, da stiegen alle diese Empfindungen wieder empor aus den Tiefen ihres Wesens, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Hände zitterten.

„O, mein teurer Freund, da sind Sie also wieder, ich habe Sie nur zu rufen brauchen!“

Auch Lucas war in tiefster Seele aufgerührt durch die Erinnerung der Vergangenheit. Er hatte gesehen, wie unglücklich sie war, welche Schmach sie erdulden mußte von der Maitresse, der Verderberin, die fast als Herrin in ihrem Hause schaltete. Er hatte gesehen, wie sie voll Würde und Heldenmut auf ihrem Platze ausharrte und hocherhobenen Kopfes die Ehre ihres Namens bewahrte, um ihres Sohnes, um ihrer selbst willen. Trotz der langen Trennung war daher ihr Bild weder aus seinen Gedanken noch aus seinem Herzen geschwunden, er hatte ihr hohe Verehrung bewahrt und hatte innig mit ihr gefühlt, so oft ein neuer Kummer sie betraf. Oft hatte er sich gefragt, ob er ihr nicht beistehen, nicht irgendwie hilfreiche Hand bieten könnte. Es hätte ihn so glücklich gemacht, ihr beweisen zu können, daß er sich in nichts geändert hatte, daß er noch immer der Freund von einst geblieben war, der diskrete Mitwisser ihrer guten Thaten! Daher war er so schnell auf ihren ersten Ruf herbeigeeilt, erfüllt von liebevoller Teilnahme, und er sagte nun mit überströmendem Herzen:

„Ja, Ihr Freund, der nie aufgehört hat, Ihr Freund zu sein, der nur auf diesen Ruf gewartet hat, um zu Ihnen zu eilen!“

Sie waren Geschwister geblieben, und das Gefühl dieser unwandelbaren Geschwisterliebe überkam sie mit solcher Macht, daß sie einander in die Arme sanken. Sie küßten sich auf die Wangen, als Freunde, als Kameraden, die nichts mehr von den

menschlichen Thorheiten fürchteten, die sicher waren, daß sie einander nie Leid zufügen, daß sie einander nur Frieden und Stärkung bringen konnten. Alles, was die Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau Starkes und Zartes enthalten kann, lag in dem Kusse, den sie tauschten.

„Ach, teure Freundin, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, als ich sehen mußte, daß das Unternehmen Ihres Mannes unter meinen Streichen fallen mußte! Ich Sie ruinieren! Wie stark mußte der Glaube meiner Seele sein, daß ich durch diesen Gedanken mich nicht aufhalten ließ! Oft war ich die Beute tiefer Traurigkeit, ich dachte, Sie müßten mich verwünschen, Sie könnten mir nie vergeben, daß ich der Urheber der schweren Sorgen bin, unter denen Sie heute seufzen."

„Ich Sie verwünschen, teurer Freund! Ich war ja auf Ihrer Seite, ich habe für Sie gebetet, Ihre Erfolge waren meine einzigen Freuden! Es war mir ein so süßes Bewußtsein, inmitten dieser Welt, in der ich leben mußte, und die Sie verabscheute, daß ich Sie begriff und Sie liebte, daß ich Ihnen im verborgensten Winkel meiner Seele ein Heiligtum errichtet hatte, von dem niemand etwas ahnte."

„Gleichwohl habe ich Sie ruiniert, Suzanne. Was werden Sie anfangen, Sie, die Sie seit Ihrer Kindheit an die Behaglichkeit des Reichtums gewöhnt sind?"

„O, der Ruin wäre auch ohne Sie unvermeidlich gewesen. Mich haben andre ruiniert. Sie werden sehen, ob ich Mut habe, wenn Sie mich auch für verweichlicht halten."

„Und Ihr Kind, und Paul?"

„Paul? Kein größeres Glück hätte ihm widerfahren können, als daß er wird arbeiten müssen. Sie sehen, was der Reichtum aus uns gemacht hat."

Hierauf teilte sie ihm mit, warum sie ihn so eilig hatte rufen lassen. Monsieur Jérôme, von dessen beängstigendem Wiedererwachen sie ihm erzählte, wollte ihn sehen. Es war der Wunsch eines Sterbenden, der Doktor Novarre sah ein baldiges Ende voraus. Erstaunt gleich ihr, und gleich ihr von unbestimmtem Schrecken ergriffen über diese wunderbare Auferstehung, erwiderte er, daß er ihr ganz zur Verfügung stehe, daß er alles thun wolle, was sie wünsche.

„Sie haben Ihrem Mann von dem Wunsche Ihres Großvaters und von meinem Besuche unterrichtet?“ fragte er.

Sie sah auf und zuckte leicht die Achseln.

„Nein, ich habe gar nicht daran gedacht, und es ist auch überflüssig. Seit langer Zeit scheint der Großvater nicht mehr zu wissen, daß mein Mann existiert. Er spricht nicht zu ihm, er sieht ihn nicht. Uebrigens ist auch mein Mann heute zeitig morgens auf die Jagd gegangen und ist noch nicht zurückgekehrt.“

Dann setzte sie hinzu:

„Wenn Sie mir folgen wollen, führe ich Sie sogleich hin.“

Als sie das Zimmer Monsieur Jérômes betraten, fanden sie ihn in dem großen Palissanderbette sitzend, durch Kissen unterstützt, und den Kopf noch immer dem Fenster zugewandt, dessen Vorhänge aufgezogen geblieben waren. Er schien die Augen nicht von dem Park und der prächtigen Fernsicht gewandt zu haben, die sich dahinter entrollte, mit den Schornsteinen der Hölle und dem Hochofen der Crêcherie drüben an der Wand der Monts Bleuses, jenseits der gedrängten Dächer von Beauclair. Dieses Schauspiel schien ihn mächtig anzuziehen, ihm ein Bild der Vergangenheit, der Gegenwart

und der Zukunft darzustellen, das er in den langen Jahren seiner Stummheit unablässig vor Augen gehabt hatte.

„Großvater,“ sagte Suzanne, „ich bringe Ihnen Herrn Lucas Froment; er hat die Freundlichkeit gehabt, sogleich hierherzukommen.“

Langsam wendete der Greis den Kopf und richtete auf Lucas seine großen Augen, die noch größer schienen als sonst, von tiefer, unergründlicher Klarheit. Er sagte jedoch nichts, kein Wort des Willkomms oder des Dankes. Eine geraume Weile verharrte er so schweigend, ohne den Blick von diesem Unbekannten, dem Gründer der Crêcherie zu wenden, als ob er ihn hätte ganz ergründen, mit seinen Augen, die bald über dieses Leben hinaussehen sollten, bis in den letzten Winkel seiner Seele hätte blicken wollen.

Ein wenig verlegen, sagte Suzanne wieder:

„Großvater, Sie kannten Herrn Froment nicht? Haben Sie ihn nicht vielleicht während Ihrer Spazierfahrten bemerkt?“

Er schien nicht zu hören und antwortete noch immer nichts. Nach einer kurzen Weile wandte er wieder den Kopf und ließ die Augen wie suchend im Zimmer umherschweifen. Dann sagte er ein Wort:

„Boisgelin!“

Suzanne wurde dadurch in neues Erstaunen versetzt, in das sich Unruhe und Verlegenheit mengten.

„Sie verlangen nach meinem Mann, Großvater? Sie wollen, daß er herkommt?“

„Ja, ja. Boisgelin.“

„Er ist aber noch nicht wieder heimgekehrt, glaube ich. Mittlerweile könnten Sie vielleicht Herrn Froment sagen, was Sie von ihm wünschen.“

„Nein, nein! Boisgelin!“

Er wollte offenbar nur in Gegenwart Boisgelins sprechen. Suzanne entschuldigte sich bei Lucas und

verließ das Zimmer, um ihren Mann zu holen. Und Lucas blieb allein mit Monsieur Jérôme, dessen unergründliche, klare Augen noch immer auf ihm ruhten. Auch er sah den Greis an und fand ihn eigenartig schön mit seinem weißen Gesichte, seinen markanten, regelmäßigen Zügen, über die das Nahen des Todes, verbunden mit den Spuren eines großen Entschlusses, eine ehrfurchtgebietende Majestät gebreitet hatte. Das Warten dauerte lange, und nicht ein Wort wurde mittlerweile zwischen den beiden Männern gewechselt, die einander unverwandt in die Augen sahen. Um sie herum schien das Zimmer mit seinen dicken Vorhängen und seinen massiven Möbeln unter der Last seines schweren Luxus in tiefem Schlafe zu liegen. Nicht ein Laut, nicht ein Hauch war zu spüren, nichts als der Schauer, der von den leeren Salons, von den verödeten Wohnräumen durch die Mauern hereindrang. Und nichts war feierlicher, nichts schicksalsschwerer als dieses stumme Warten.

Endlich erschien Suzanne wieder und brachte Boisgelin mit, der eben zurückgekehrt war. Er war noch im Jagdanzug, mit Gamaschen und Handschuhen, denn sie hatte ihm nicht Zeit gelassen, auch nur den Rock zu wechseln. Und er trat mit ängstlicher Miene ein, ziemlich bestürzt über diese unerwartete Berufung unter so merkwürdigen Umständen. Seine Frau hatte ihm in aller Eile mitgeteilt, daß Lucas durch Monsieur Jérôme hergebeten worden sei und sich im Zimmer des Greises befinde, daß diesem die Vernunft und die Sprache wiederkehre und daß er nur auf ihn, Boisgelin, warte, um zu sprechen — und all dieses Unerwartete, über das nachzudenken ihm keine Zeit blieb, verursachte ihm Schwindel im Kopfe.

„Hier ist also mein Mann, Großvater,“ sagte

Suzanne. „Sagen Sie uns nun, was Sie sagen wollen. Wir werden Sie mit größter Aufmerksamkeit anhören."

Aber wieder ließ der Greis seinen Blick suchend rings um das Zimmer schweifen. Und wieder sagte er:

„Paul. Wo ist Paul?"

„Sie wollen auch Paul hier haben?"

„Ja, ja, ich will!"

„Paul dürfte auf dem Pachthof sein, und es wird wohl mehr als eine Viertelstunde dauern, bis er hier sein kann."

„Er soll kommen. Ich will, ich will!"

Sie erfüllte seinen Wunsch und sandte eiligst einen Bedienten nach Paul. Das Warten war noch feierlicher, noch schicksalsschwerer als vorher. Lucas und Boisgelin hatten sich stumm begrüßt und saßen nun stumm einander gegenüber in diesem Zimmer, durch das bereits der erhabene Hauch des Todes zu wehen schien. Niemand sprach ein Wort, nichts war hörbar in der durchschauerten Atmosphäre, als der etwas schwere Atem Monsieur Jérômes. Seine erweiterten, lichterfüllten Augen hatten sich wieder dem Fenster zugewandt, sahen hinaus auf das Bild der angestrengten menschlichen Arbeit, der vollendeten Vergangenheit und der nahenden Zukunft, das sich draußen entrollte. Langsam, gleichmäßig verflossen die Minuten in der beklommenen Erwartung des Kommenden, des großen souveränen Aktes, dessen Nahen alle fühlten.

Leichte Schritte wurden hörbar, und Paul trat ein mit frischem, von der freien Luft gerötetem Gesichte.

„Mein Kind," sagte Suzanne, „dein Großvater hat uns alle hier zusammenberufen und will nur in deiner Gegenwart sprechen."

Auf den so lange unbeweglich gebliebenen Lippen Monsieur Jérômes erschien ein unendlich liebevolles

Lächeln. Er winkte Paul herbei und ließ ihn ganz dicht am Bette Platz nehmen. Hauptsächlich zu ihm wollte er sprechen, zu dem letzten Sproß der Qurignons, in dem das Geschlecht neu aufblühen und noch gute Früchte tragen konnte. Als er ihn tief bewegt sah, vom Schmerz des nahen Abschieds ergriffen, blickte er ihn mit zärtlicher Ermunterung an. Für ihn war der Tod süß, da er seinem Urenkel als Frucht eines langen Lebens eine gute That, eine That des Friedens und der Gerechtigkeit vermachen konnte.

Endlich sprach er inmitten des ehrfurchtvollen Schweigens aller. Den Kopf gegen Boisgelin wendend, sagte er vorerst nur das eine Wort, das der Bediente ihn so oft inmitten andrer unverständlicher Worte hatte wiederholen hören:

„Zurückerstatten, zurückerstatten!"

Von dem Schauer erfaßt, der durch das Gemach wehte, hatte Suzanne mit Lucas einen Blick gewechselt; und während Boisgelin, von Beklemmung und Furcht ergriffen, so that, als erwarte er irgend ein Gefasel eines schwachsinnigen Greises, fragte sie:

„Was wollen Sie damit sagen, Großvater, und was sollen wir zurückerstatten?"

Die Sprache Monsieur Jérômes wurde immer deutlicher und leichter.

„Alles, mein Kind. Dort drüben die Hölle — hier die Guerdache — auf dem Pachthof die Aecker. Wir müssen alles zurückerstatten, weil nichts uns gehören darf, weil alles allen gehören muß."

„Aber wem sollen wir zurückerstatten, Großvater? Erklären Sie sich."

„Ich sage es dir ja, mein Kind: allen. Nichts gehört uns von dem, was wir für unser Eigentum gehalten haben. Wenn dieses Eigentum uns vergiftet, uns vernichtet hat, so kommt dies nur davon, weil es das Eigentum andrer war. Um unsers

Glückes, um des Glückes aller willen müssen wir zurückerstatten — zurückerstatten . . ."

Und nun folgte eine Scene voll erhabener Schönheit und unendlicher Größe. Der Greis fand nicht immer die Worte für das, was er sagen wollte, aber die Gebärde vervollständigte seine Rede. Langsam und oft mühevoll zu seinen in weihevollem Schweigen verharrenden Hörern sprechend, gelang es ihm gleichwohl alle seine Gedanken kundzuthun. Er hatte alles gesehen, alles gehört, alles verstanden. Und wie Suzanne es mit angstvoller Beklemmung geahnt hatte, so kam nun die ganze Vergangenheit wieder zum Vorschein, die ganze Wahrheit der furchtbaren Vergangenheit entströmte unaufhaltsam dem Munde dieses so lange stumm und unbeweglich in seinen Rollsessel gebannt gewesenen Zeugen. Er schien so viel schreckliche Ereignisse, das Aufblühen und die Vernichtung einer ganzen Familie nur überlebt zu haben, um die große Lehre daraus zu ziehen. Am Tage seines Erwachens, ehe er die Schwelle des Todes überschritt, entrollte er die lange Leidensgeschichte eines Mannes, der, nachdem er gewähnt hatte, die Herrschaft seines Geschlechtes in dem von ihm begründeten Reiche für immer gesichert zu haben, lange genug gelebt hatte, um das Reich und das Geschlecht vom Sturm der Zukunft hinweggeweht zu sehen. Und er sprach aus, warum solches geschehen war, er richtete und sühnte.

Es zog vorüber der erste Qurignon, der Streckarbeiter, der das Werk im Verein mit einigen Kameraden gegründet hatte, arm gleich ihnen, aber zweifellos geschickter und sparsamer. Auf diesen folgte er selbst, der zweite Qurignon, der das große Vermögen, die Millionen in hartnäckigem Kampfe erobert hatte, in welchem er sich als Held der Energie und Tüchtigkeit, als unvergleichlicher Feldherr erwies.

Aber wenn er auch Wunder der Thatkraft und des schöpferischen Geistes vollführt, durch geniale Ausnützung der Kaufs- und Verkaufsverhältnisse ein gewaltiges Vermögen gewonnen hatte, so wußte er doch, daß er nur ein Ausläufer war, daß lange Generationen von Arbeitern in ihm endigten und die Quelle seiner Kraft und seiner Siege waren. Wie viel Bauern hatten mit ihrem Schweiß die Scholle düngen, wie viel Arbeiter ihre Muskeln in der Handhabung des Werkzeugs abnützen müssen, damit die beiden ersten Qurignon, die Triumphatoren, aus ihnen entstanden! In ihnen war das jahrhundertelange heiße Streben nach dem Besseren, nach dem Reichtum, nach einer höheren Gesellschaftsklasse, war die langsame Befreiung des unter der Knechtschaft seufzenden Sklaven endlich zum Ziele gelangt. Endlich war ein Qurignon stark genug geworden, um zu siegen, die Ketten zu zerbrechen, den so heißbegehrten Reichtum zu erwerben, selber ein Herr zu sein! Und gleich danach, in nur zwei Generationen, war das Geschlecht schon entartet, verfiel wieder der Not und dem schweren Kampf ums Dasein, geschwächt durch die Ueppigkeit, von der Genußsucht verzehrt wie von einer Flamme!

„Wir müssen zurückerstatten, zurückerstatten!“

Sein Sohn Michel hatte sich, nach Verübung vieler Thorheiten, am Vorabend eines großen Zahltages getötet. Sein andrer Sohn, Philippe, an ein leichtfertiges Weib verheiratet und durch sie in den Sumpf gezogen, war im Duell gefallen. Seine Tochter Laure war, den Geist von mystischen Visionen verdunkelt, ins Kloster gegangen und dort unfruchtbar gestorben. Sein Enkel André, Sohn Philippes, hatte rhachitisch und schwachsinnig seine Tage in einer Irrenanstalt verlebt und beschlossen, und sein andrer Enkel, Gustave, hatte auf einer Straße in

Italien einen gewaltsamen Tod gefunden, nachdem er seinen Vater zum Selbstmord getrieben hatte, indem er ihm seine Geliebte und das für Zahlungen bereit gelegte Geld stahl. Und endlich seine Enkelin, Suzanne, die Vielgeliebte, die Sanfte und Kluge, hatte einen Mann geheiratet, der, nachdem er die Werke und die Guerdache angekauft hatte, die Zerstörung vollendete. Die Werke lagen in Asche, noch warm von der Feuersbrunst, die sie als Sühne für alle Thorheiten und alle Schmach verzehrt hatte. Die Guerdache, wo er gehofft hatte, sein Geschlecht in reicher Blüte sich vermehren zu sehen, dehnte ihre Einöde um ihn, ihre leeren Salons, ihren trübseligen Park, durch den nur noch das blasse Gespenst der Vergifterin, der Verderberin schwebte, jener Fernande, die den schließlichen Ruin herbeigeführt hatte. Und während seine Abkömmlinge so einer nach dem andern hinsanken und den stolzen Bau, den sein Vater und er errichtet hatten, zum Einsturz brachten, hatte er gerade gegenüber einen neuen Bau entstehen sehen, die Crêcherie, die mächtig emporblühte und vom brausenden Leben der Zukunft erfüllt war. Er wußte alle diese Dinge, weil er sie hatte vor seinen klaren Augen sich abspielen sehen, während er in stummer Beobachtung sich längs der Straßen hinrollen ließ, oder vor der Hölle hielt, wenn die Arbeiter herauskamen, oder vor der Crêcherie, deren alte Arbeiter ihn noch grüßten, oder wieder vor der Hölle, an dem Morgen, da von dieser seiner geliebten Schöpfung nur noch rauchende Trümmer übrig geblieben waren.

„Wir müssen zurückerstatten, zurückerstatten, zurückerstatten!“

Dieser Ausruf, den er unaufhörlich in den langsamen Fluß seiner Worte einflocht, den er mit immer steigender Energie betonte, entrang sich ihm wie die

unausweichliche letzte Konsequenz der unglücklichen Ereignisse, unter denen er so sehr gelitten hatte. Wenn alles um ihn herum so rasch dem Niedergang verfallen war, so war dies nur die Folge davon, daß der durch die Arbeit andrer erworbene Reichtum vergiftet war und vergiftete. Der Genuß, den er verschafft, ist das sicherste aller zersetzenden Fermente, er schwächt das Geschlecht, er zerstört die Familie, er führt alle Abscheulichkeiten und Gewaltthaten herbei. Dieser Reichtum hatte in weniger als einem halben Jahrhundert die in langen Jahrhunderten harter Arbeit in den Qurignons aufgesammelte Reserve von Kraft, Tüchtigkeit und schöpferischem Genie verzehrt. Der Fehler dieses kraftvollen Arbeitergeschlechtes war gewesen, daß sie geglaubt hatten, um ihres persönlichen Vorteils willen den Reichtum an sich raffen und genießen zu dürfen, den sie vermittelst der Arme ihrer Mitarbeiter schufen. Und eben der heißersehnte, endlich eroberte Reichtum war ihnen zur Zuchtrute geworden. Nichts ist von einer falscheren Moral, als den reich gewordenen Arbeiter zum Muster aufzustellen, der nun selber ein Herr ist, unumschränkter Gebieter über Tausende unter das Joch des Hungers gebeugte Menschen, die in harter Frone das Geld herbeischaffen, womit sein Stolz sich brüstet. Wenn man sagt: „Hier seht ihr, daß ein einfacher Arbeiter durch Sparsamkeit und Intelligenz alles erreichen kann," so leitet man nur immer mehr zu ungerechtem Streben und Handeln an, vergrößert man nur immer mehr die soziale Ungleichheit. Das Glück des Erwählten besteht nur aus dem Unglück der andern, aus dem, was er den andern an Glück stiehlt und entreißt. Ein Kamerad, der Erfolg hat, versperrt damit tausend Kameraden den Weg und lebt fortan von ihrem Elend und ihren Leiden. Und oft wird dieser Glückliche be-

straft durch eben diesen Erfolg, durch den eilig erworbenen, übermäßigen Reichtum, der ihm zum tödlichen Gift wird. Daher liegt die einzige Wahrheit in der Rückkehr zur rettenden Arbeit, zur Arbeit aller, zu einer Gesellschaft, in der jeder thätig ist und seine Freuden nur seiner eignen geistigen und körperlichen Leistung dankt.

„Wir müssen zurückerstatten, zurückerstatten, zurückerstatten!“

Wir müssen zurückerstatten, weil man stirbt an dem Gute, das man den andern stiehlt. Wir müssen zurückerstatten, weil das einzige Heil, die einzige Sicherheit, die einzige Wohlfahrt darin liegen. Wir müssen zurückerstatten aus Gerechtigkeitsgefühl und noch mehr aus eignem Interesse, da das Glück eines jeden einzelnen nur im Glücke aller begründet sein kann. Wir müssen zurückerstatten, um uns wohl zu fühlen, um inmitten eines allgemeinen Friedens ein gesundes und frohes Leben zu führen. Wir müssen zurückerstatten, weil, wenn alle ungerechten Vergewaltiger, alle egoistischen Besitzer des allgemeinen Gutes morgen die Reichtümer hergäben, die sie nur zu ihrem eignen Genusse verschwenden: die großen Güter, die reichen Bergwerke, die Fabriken, die Eisenbahnen, die Städte, — weil dann augenblicklich allgemeiner Friede herrschen, die Liebe zwischen allen Menschen wieder aufblühen, ein solcher Ueberfluß eintreten würde, daß es keinen einzigen Notleidenden mehr gäbe. Wir müssen zurückerstatten, müssen ein Beispiel geben, wenn wir wollen, daß andre Reiche einsehen lernen, woher die Uebel kommen, unter denen sie leiden, und daran gehen, ihre Nachkommen mit frischer Kraft zu erfüllen durch das Stahlbad eines thätigen Lebens, der täglichen Arbeit, des selbsterworbenen Brotes, des einzigen, das eine gesunde Nahrung bildet. Wir müssen zurückerstatten,

solang es noch Zeit ist, solange noch Größe darin liegt, zu den Kameraden zurückzukehren und ihnen durch die That zu beweisen, daß wir unsers Irrtums inne geworden sind und unsern Platz in der allgemeinen Werkstatt wieder einnehmen wollen, in Erhoffung des nahen Tages der Gerechtigkeit und des Friedens. Wir müssen zurückerstatten und dann mit reinem Gewissen, mit dem frohen Bewußtsein erfüllter Pflicht aus dieser Welt scheiden, dem Nachkommen die befreiende, sühnende Lehre als Vermächtnis hinterlassend, damit er das Geschlecht wieder aufrichte, es vom Irrtum befreie und in Kraft, Schönheit und Fröhlichkeit fortpflanze.

„Wir müssen zurückerstatten, zurückerstatten, zurückerstatten!"

Suzannens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, als sie sah, in welche Begeisterung die Worte des Urgroßvaters ihren Sohn Paul versetzten, während Boisgelin sein nervöses Mißbehagen durch ungeduldige Bewegungen kundgab.

„Aber wem und wie sollen wir zurückerstatten, Großvater?" fragte Suzanne.

Der Greis wandte seine leuchtenden Augen gegen Lucas.

„Wenn ich gewünscht habe, daß der Schöpfer der Crêcherie zugegen sei, so war es, damit er mich höre und euch helfe, meine Kinder. Er hat bereits tapfer am Werke der Rückerstattung gearbeitet, und nur er kann vermitteln und euch die richtigen Wege weisen, um das, was von unserm Vermögen bleibt, den Kameraden zurückzugeben, den Söhnen und Enkeln der Kameraden von einst."

Lucas, der tief erschüttert war von dieser feierlichen Scene und von der Seelengröße des Greises, konnte gleichwohl nicht umhin, zu zögern, da er sah, wie feindselig Boisgelin sich verhielt.

„Ich kann nur eines thun," sagte er, „und das ist, die Eigentümer der Hölle einfach in unsre Association aufnehmen, wenn sie dies wünschen. Gleich den andern Fabriken, die sich uns schon angeschlossen haben, wird die Hölle unsre große Arbeitsfamilie vermehren und unsre neue Stadt um ein gewaltiges Gebiet vergrößern. Wenn Sie unter Zurückerstatten diesen Versuch, etwas mehr Gerechtigkeit zu schaffen, dieses Anbahnen der vollkommenen Gerechtigkeit verstehen, dann kann ich Ihnen beistehen, dann bin ich hierzu aus ganzem Herzen bereit."

„Ich weiß," erwiderte Monsieur Jérôme. „Ich verlange nicht mehr."

Nun konnte aber Boisgelin nicht länger an sich halten.

„Dies entspricht aber durchaus nicht meinen Wünschen," sagte er. „Ich bin bereit, trotz des großen Schmerzes, den es mir verursacht, die Hölle der Crêcherie abzutreten. Der Preis müßte vereinbart werden, und ich bedinge mir, außer dem festzusetzenden Betrage, einen Anteil am Reingewinn, der ebenfalls zu vereinbaren wäre. Da ich leider baren Geldes bedarf, muß ich mich von dem Werke trennen."

Das war der Plan, den er seit einigen Tagen mit sich herumtrug. Er ging von dem Glauben aus, daß Lucas gieriges Verlangen nach dem Terrain der Hölle trage, und daß er bereit sein werde, ihm einen großen Kaufpreis dafür zu bezahlen und überdies eine Rente zuzusichern. Aber der Plan stürzte zusammen wie ein Kartenhaus, als Lucas in festem Tone, aus dem ein unerschütterlicher Entschluß sprach, erwiderte:

„Es ist ausgeschlossen, daß wir etwas kaufen. Das ist dem Geiste unsers Unternehmens entgegen. Wir sind nur eine Association, eine Familie, die allen Brüdern offen steht, die sich uns anschließen wollen."

Monsieur Jérôme, der seinen Flammenblick auf Boisgelin gerichtet hatte, sagte nun ohne Zorn, mit gebieterischer Ruhe:

„Ich allein habe zu wollen und zu befehlen. Meine hier anwesende Enkelin Suzanne, Mitbesitzerin der Werke, wird unbedingt ihre Zustimmung zu jeder meinen Wünschen nicht entsprechenden Maßregel verweigern. Und ich bin überzeugt, daß sie gleich mir nur eines bedauern wird, nämlich, daß sie nicht alles zurückerstatten kann, daß sie sich den Zinsengenuß ihres Kapitals vorbehalten muß. Ueber diese Zinsen wird sie nach ihrem Gutdünken verfügen."

Boisgelin verstummte und fügte sich in der Betäubung und Kraftlosigkeit, der er seit seinem Ruin anheimgefallen war. Und der Greis fuhr fort:

„Das ist noch nicht alles. Es bleiben noch die Guerdache und der Pachthof. Auch diese müssen zurückerstattet werden, alles muß zurückerstattet werden!"

Mit nun immer schwerer werdender Zunge fuhr er fort, seinen letzten Willen kundzugeben. So wie die Hölle mit der Crêcherie verschmelzen sollte, so sollte der Pachthof sich der Assoziation von Combettes anschließen und mit seinen Aeckern die zusammengelegten Aecker Lenfants, Yvonnots und der andern Bauern vergrößern, die in brüderlicher Eintracht beisammen lebten, seitdem ihr wohlverstandenes Interesse sie miteinander versöhnt hatte. Es sollte nur noch eine Erde, nur eine Mutter geben, die von allen geliebt, von allen betreut wurde und alle ernährte. Die ganze Ebene der Roumagne sollte dereinst wie ein einziger ungeheurer Acker erscheinen, die reiche Kornkammer des wiedergeborenen Beauclair. Und was die Guerdache betraf, die ja Suzannen allein gehörte, so trug er dieser auf, sie

den Armen und Elenden wiederzuerstatten, um ja nichts von dem vergifteten Reichtum zu behalten, welcher den Qurignons den Tod gebracht hatte. Dann wandte er sich wieder zu Paul, der noch immer am Bettrande saß, und seine Hände in die seinigen nehmend und ihn mit Augen ansehend, die sich allmählich zu trüben begannen, sagte er immer leiser und leiser:

„Wir müssen zurückerstatten, alles zurückerstatten, mein Kind. Du darfst nichts behalten, du mußt diesen Park den ehemaligen Kameraden geben, damit sie sich an Feiertagen hier erlustigen, damit ihre Frauen und ihre Kinder darin spazieren gehen und unter den schönen Bäumen in gesunder Luft fröhliche Stunden verleben. Du mußt ihnen auch das Haus zurückerstatten, dieses weitläufige Schloß, das wir trotz unsers Geldes nicht haben mit Leben erfüllen können; ich will, daß es ebenfalls den Frauen, den Kindern der armen Arbeiter gehöre. Behalte nichts, gieb alles zurück, mein Kind, alles, alles, wenn du dich vor dem Gifte bewahren willst. Und arbeite, lebe nur von deiner Arbeit, wähle dir die Tochter eines ehemaligen Kameraden, die auch arbeitet, und heirate sie, zeuge mit ihr Kinder, die arbeiten sollen, die gerecht und glücklich sein werden, und die wieder schöne Kinder haben werden, um die Kette der Arbeit in alle Ewigkeit fortzusetzen. Behalte nichts, mein Kind, gieb alles zurück, alles, darin allein liegt das Heil, der Friede und das Glück!“

Alle weinten, nie war ein edlerer, erhabenerer Hauch über menschliche Seelen hingegangen. Das weite Gemach war dadurch zum Tempel geweiht worden. Und die Augen des Greises, in denen ein helles Leuchten aufgegangen war, erloschen allmählich immer mehr, während auch seine Stimme immer

schwächer wurde, je mehr sie sich dem ewigen Schweigen näherte. Er hatte sein erhabenes Werk der Wiedererstattung, der Wahrheit und Gerechtigkeit vollbracht, hatte sein Teil beigetragen zum Glück, welches das erste aller menschlichen Rechte ist. Am Abend starb er.

Als Lucas das Zimmer Monsieur Jérômes verließ, begleitete ihn Suzanne, und sie befanden sich eine Weile allein im kleinen Salon. Sie waren beide so in tiefster Seele erregt und erschüttert, daß ihnen das Herz auf die Lippen trat.

„Zählen Sie auf mich," sagte er. „Ich schwöre Ihnen, daß ich alle Kraft für die Ausführung des letzten Willens einsetzen werde, der in Ihre Hände niedergelegt wurde. Fortan soll dies meine heiligste Aufgabe sein."

„O, mein teurer Freund," sagte sie, seine Hände ergreifend, „ich setze alle meine Zuversicht auf Sie. Ich weiß, welche Wunder an Gutthaten Sie schon vollbracht haben, und ich zweifle nicht, daß Ihnen auch das Wunder gelingen wird, uns alle zu versöhnen. Nichts kommt doch der Liebe gleich! Ach, wenn ich geliebt worden wäre, wie ich geliebt habe!"

Er sah sie am ganzen Körper beben, während sie sich in diesem feierlichen Augenblick das Geheimnis ihres Herzens entschlüpfen ließ, das ihr selbst so lange unbekannt geblieben war.

„Lieber, lieber Freund, welche Kräfte hätte ich entwickeln können für das Gute, welche nützliche Helferin hätte ich sein können, am Arme eines gerechten Mannes, eines wahren Helden! Ich hätte ihn zu meinem Gott gemacht! Aber wenn es hierzu auch unwiderruflich zu spät ist, wollen Sie mich dennoch annehmen, als Freundin, als Schwester, die Ihnen nach ihrem schwachen Vermögen beistehen will?"

Er verstand: hier wiederholte sich die traurig-süße Geschichte Soeurettens. Sie hatte ihn geliebt, ohne es einer menschlichen Seele zu sagen, ohne es sich auch nur selbst zu gestehen, eine unglückliche anständige Frau, die nach Liebe lechzte, die auf ihn die geheime Hoffnung ihres Herzens setzte, in ihm Trost für die Martern ihrer Ehe zu finden hoffte. Und hatte er selbst sie nicht geliebt in jenen vergangenen Tagen, da sie sich so oft bei den armen Leuten getroffen hatten, durch die ihre Bekanntschaft entstanden war? Es war ein köstlich geheimes Gefühl gewesen, eine traumhafte Liebe, durch deren stärkeres Bewußtwerden er geglaubt hätte, sie zu beleidigen, und deren Duft noch jetzt in seinem Herzen wehte, wie der einer Blume, die zwischen zwei Blättern gepreßt gelegen hat. Und nun, da Josine die Erwählte war, da diese Dinge tot waren und keine Auferstehung möglich, nun bot sie sich ihm gleich Soeurette als schwesterliche Gefährtin, als ergebene Freundin an, die keinen andern Wunsch hatte, als an seiner Mission, an seinem Werke mitzuwirken.

„Ob ich Sie will!“ rief er, zu Thränen gerührt. „O ja, o ja! Wir können nie genug Liebe, nie genug thätigen guten Willen haben. Unsre Aufgabe ist so groß, daß Sie darin Ihr Herz mit vollen Händen ausgeben können. Kommen Sie zu uns, geliebte Freundin, und verlassen Sie mich nie mehr, werden Sie ein Teil meiner Seele und meines Herzens!“

Von ihren Gefühlen überwältigt, warf sie sich in seine Arme, und sie küßten sich. Unlöslich schlang sich um sie das Band einer makellos reinen Seelenehe, in der keine andre Leidenschaft waltete als die für die Armen und Elenden, kein andres Verlangen als das, dem Jammer der Menschen ein Ende zu

machen. Er hatte eine geliebte, fruchtbare Gattin, die ihm die Kinder gebar, die seinem Blut entsprangen, und er hatte nun auch zwei Freundinnen, zwei Gefährtinnen, die ihm mit sanften Frauenhänden helfen wollten in seinem großen Werke.

Monate vergingen mit der Ordnung der verwickelten Angelegenheiten der Hölle, die sich sehr schwierig gestaltete. Vorerst einmal galt es, die Schuld von sechsmalhunderttausend Francs zu tilgen, die schwer auf dem Unternehmen lastete. Es wurden Verhandlungen mit den Gläubigern gepflogen, die sich endlich einverstanden erklärten, in Annuitäten bezahlt zu werden aus den Gewinnen, die auf die Aktien der Hölle entfallen würden, wenn sie in die Association der Crêcherie eingetreten war. Die aus dem Feuer geretteten Maschinen und Vorräte wurden einer Schätzung unterzogen und bildeten mit dem großen Terrain, das sich längs der Mionne bis zu Alt-Beauclair erstreckte, die Einlage der Boisgelin; und diesen wurde eine bescheidene Rente zugesichert, die dem auf sie entfallenden Gewinnanteil entnommen werden sollte, ehe dieser an die Gläubiger verteilt wurde. Der letzte Wille des alten Qurignon war somit eigentlich nur zur Hälfte erfüllt in diesem Uebergangsstadium, wo das Kapital der Arbeitskraft und dem führenden Geiste noch als gleichberechtigter Faktor zur Seite stand, bis die Zeit gekommen war, wo es ganz verschwand vor der einzig und souverän gebietenden Arbeit. Aber zum mindesten wurden die Guerdache und der Pachthof vollkommen der Allgemeinheit, den Nachkommen jener Arbeiter zurückerstattet, die sie einst mit ihrem Schweiße erkauft hatten. Denn sobald die Aecker des Pachthofes der Association von Combettes angeschlossen waren, und, die lange gehegten Gedanken Feuillats bewährend, reiche Ernten und reiche Ge-

winne lieferten, wurde all das Geld, das dadurch einkam, dazu verwendet, um aus der Guerdache eine Pflege- und Erholungsstätte für schwache Kinder und für Wöchnerinnen zu machen. Es wurden Betten gestiftet, Freiplätze errichtet, und der herrliche grüne Park gehörte nun den Armen dieser Welt, ein weitgedehnter Garten, ein blühendes Paradies, wo die Kinder spielten, wo die Mütter wieder gesund und kräftig wurden, wohin das ganze Volk kam, um sich zu erholen, wie in einem Palast der Natur, der nun das gemeinsame Eigentum aller war.

Jahre gingen hin. Lucas hatte dem Ehepaar Boisgelin eines der kleinen Häuschen der Crêcherie eingeräumt, das in geringer Entfernung von dem alten Häuschen stand, welches er nach wie vor bewohnte. Die erste Zeit dieser bescheidenen Existenz war sehr hart für Boisgelin, der sich nicht ohne heftige Auflehnung in das Unvermeidliche ergab. Vorübergehend hatte er sogar daran gedacht, nach Paris zurückzukehren und dort aufs Geratewohl nach seinem Geschmacke zu leben. Aber seine lebenslange Unthätigkeit, die vollkommene Unmöglichkeit für ihn, seinen Unterhalt zu erwerben, machten ihn schwach wie ein Kind und lieferten ihn willenlos dem aus, der sich seiner bemächtigen wollte. Seit den Unglücksfällen, die das Haus betroffen hatten, übte die kluge, sanfte, aber feste Suzanne eine unbedingte Herrschaft über ihn aus, und er that schließlich alles, was sie wollte, ein armer, haltloser Mensch, der von den Wellen des Lebens hin und her geschleudert wurde. Bald begann seine Unthätigkeit inmitten dieser Welt emsiger Arbeiter so schwer auf ihm zu lasten, daß er selbst nach einer Beschäftigung begehrte. Es wurde ihm unerträglich, den ganzen Tag müßig umherzugehen, er fing an sich zu schämen und das Bedürfnis nach einer Thätigkeit zu

empfinden, da es ihm nicht mehr möglich war, wie früher mit dem Ausgeben reicher Geldmittel nutzlos seine Zeit auszufüllen. Im Winter hatte er noch die Jagd; aber in der schönen Jahreszeit wußte er außer spazieren zu reiten nichts mit sich anzufangen, und die tödliche Langweile drückte ihn nieder. Suzanne bat daher Lucas, ihm eine Beschäftigung zu geben, und dieser wies ihm eine Aufseherstelle in den Genossenschaftsmagazinen zu, die ihn drei Stunden täglich in Anspruch nahm. Seine Gesundheit, die gelitten hatte, festigte sich ein wenig, aber er blieb gleichwohl unglücklich, betäubt, verloren, wie einer, der auf einen fremden Planeten gefallen ist.

Und wieder gingen Jahre hin. Suzanne war die Freundin, die Schwester Josinens und Soeurettens geworden und stand ihnen in ihren Obliegenheiten getreulich zur Seite. Alle drei umgaben Lucas, unterstützten ihn, ergänzten ihn, waren gleichsam die Verkörperung seiner Güte, seiner Sanftmut, seiner Menschenliebe. Er nannte sie lächelnd seine drei Tugenden und sagte, sie bildeten, jede in ihrer Art, eine Erweiterung seines Wesens, die Erfüllung alles dessen, was er Gutes und Schönes gewollt. Sie bewachten und betreuten die Krippen, die Schulen, die Spitäler, die Rekonvalescentenhäuser, sie waren überall, wo es Schwache zu beschützen, Schmerzen zu lindern, Freuden zu spenden gab. Soeurette und Suzanne besonders nahmen die undankbarsten Verrichtungen auf sich, welche die größte Selbstüberwindung und Selbstverleugnung erforderten; während Josine, durch ihre Kinder, durch ihr sich immer mehr vergrößerndes Haus in Anspruch genommen, sich natürlicherweise weniger den andern widmen konnte. Sie war die Liebende und Geliebte, das schöne und begehrenswerte Weib, während Soeurette und Suzanne nur die Freundinnen, die Trösterinnen und

Beraterinnen waren. Oft erfuhr Lucas große Bitterkeiten und Herzeleid in seinem Werke; und da waren es die beiden Freundinnen, die er befragte, die er damit betraute, die Wunden zu heilen, indem sie alle ihre Kräfte dem Heilswerke widmeten. Denn durch das Weib und für das Weib sollte die neue Stadt erstehen und bestehen.

Acht Jahre waren so verflossen, als Paul Boisgelin, der sein siebenundzwanzigstes Jahr vollendete, Antoinette, die älteste Tochter des Arbeiters Bonnaire, heiratete, die vierundzwanzig Jahre zählte. Paul hatte sich, seit die Felder der Guerdache der Association von Combettes angeschlossen waren, zusammen mit dem ehemaligen Pächter Feuillat mit Begeisterung der Bodenkultur gewidmet, nicht um des Gewinnes willen, sondern um die Fruchtbarkeit der Erde immer mehr zu erhöhen. Er war Landmann geworden, er leitete einen Abschnitt des großen Gemeingutes, denn dieses war in mehrere Teile geteilt worden, die alle zum gemeinsamen Besten verwaltet wurden. Und bei seiner Mutter, in dem Häuschen der Crêcherie, wohin er alle Abend heimkehrte, hatte er Antoinette kennen lernen, die mit ihren Eltern das nächste Häuschen bewohnte. Zwischen der ehemaligen Erbin der Guerdache, die nun ein so einfaches, von Menschenfreundlichkeit erfülltes Leben führte, und der Arbeiterfamilie waren freundschaftliche Beziehungen entstanden. Zwar war Madame Bonnaire, die schreckliche Toupe, noch immer wenig umgänglich; aber dafür entschädigte der einfache, angeborene Seelenadel Bonnaires, des Helden der Arbeit, der einer der Gründer der Crêcherie gewesen war. Und es war erquickend, zu sehen, wie zwischen den Kindern der beiden Häuser die Liebe erwuchs und das Band, das sich um die einander einst feindlich bekämpfenden Klassen schlang, enger knüpfte.

Antoinette, die ihrem Vater ähnelte, ein kräftiges, schönes, anmutiges Mädchen, hatte Soeurettens Schulen durchgemacht und half ihr nun in der großen Milchwirtschaft, die am Ende des Parkes, nahe den Hängen der Monts Bleuses angelegt worden war. Wie sie lachend sagte, war sie nur eine Kuhmagd, die mit dem Melken, mit der Butter- und Käsebereitung gut Bescheid wußte. Und als die beiden miteinander vereinigt wurden, der zur Erde zurückgekehrte Städter und die arbeitende Tochter des Volkes, da gab es ein großes Fest; man wollte diese symbolische Hochzeit mit besonderem Glanze feiern, die ein sichtbares Zeichen war der Versöhnung, der Vereinigung des reumütigen Kapitals mit der siegreichen Arbeit.

Im folgenden Jahr, nach der ersten Entbindung Antoinettens, befanden sich Boisgelin, Suzanne und Lucas an einem warmen Junitage zusammen auf der Guerdache. Es war nun nahezu zehn Jahre, daß Monsieur Jérôme tot war, und wie es sein Wille gewesen, war der Besitz dem Volke zurückgegeben worden. Antoinette, die eine schwere Entbindung durchgemacht hatte, war seit zwei Monaten Pflegling des Rekonvalescentenhauses, zu welchem das Schloß, in dem einst die Qurignons geherrscht hatten, umgewandelt worden war. Sie konnte nun am Arm ihres Mannes einen Spaziergang unter den schönen Bäumen des Parkes machen, während Suzanne als gute Großmutter den Neugeborenen auf den Armen trug. In einiger Entfernung folgten Boisgelin und Lucas. Welche Erinnerungen erwachten da, angesichts dieses nun zu einer Stätte der Brüderlichkeit gewordenen fürstlichen Wohnsitzes, dieser hohen, alten Stämme, dieser Rasenplätze, dieser Alleen, die nicht mehr vom Lärm kostspieliger Feste, galoppierender Pferde und bellender Hunde wieder-

hallten, wo aber die Armen dieser Welt sich endlich der köstlichen Ruhe in freier, gesunder Luft und im kühlen Schatten der Bäume erfreuen konnten. Aller Luxus des prächtigen Landsitzes war ihnen dienstbar gemacht, das Rekonvalescentenhaus bot ihnen seine hellen Zimmer, seine schönen Salons, seine wohlbestellten Küchen, ebenso wie der Park seine schattigen Alleen, seine klaren Quellen, seine herrlichen, von Gärtnern in Stand gehaltenen Blumenbeete. Hier wurde ihnen endlich ihr Teil an Schönheit und Lebenszier, der ihnen so lange war vorenthalten worden. Und es war herrlich zu sehen, wie diese Kinder, diese Mütter, die seit Jahrhunderten in lichtlose, schmutzige Höhlen, in unentrinnbares Elend waren verbannt gewesen, nun plötzlich der Freuden dieses Lebens, des Glückanteils eines jeden menschlichen Wesens, des Luxus, des Genusses teilhaftig wurden, welche zahllose Generationen unglücklicher Enterbter nur von weitem sehnsüchtig erblickt hatten, ohne jemals daran rühren zu können.

Als nun das junge Paar, von den andern gefolgt, an einen Teich kam, dessen klare Fläche das Blau des Himmels widerspiegelte, sagte Lucas mit leisem Lachen:

„Ach, liebe Freunde, welch eine ferne hübsche Erinnerung kehrt mir wieder! Ob ihr wohl noch daran denkt? Am Ufer dieses friedlichen, stillen Wassers haben sich Paul und Antoinette vor nun zwanzig Jahren verlobt!“

Er erzählte die reizende Kinderscene, deren Zeuge er damals, bei seinem ersten Besuche auf der Guerdache gewesen: das Eindringen der drei barfüßigen Proletarierkinder, Nanet, Lucien und Antoinette, die durch eine Hecke gekrochen waren, um sich von Nanet zu dem Teiche führen zu lassen, den er entdeckt hatte; und die geniale Erfindung Luciens, das Schiff, das

von selber auf dem Wasser lief; und das Herbeikommen der drei Stadtkinder, Paul Boisgelin, Nise Delaveau und Louise Mazelle, die, von dem Schiffe bezaubert, sogleich mit den drei andern gut Freund waren; und wie sich gleich von selbst drei kleine Paare gebildet hatten, Paul und Antoinette, Nise und Nanet, Louise und Lucien, unter der lächelnden Mitwirkung der guten Natur, der ewigen Allmutter.

„Erinnert ihr euch nicht mehr?“ fragte Lucas fröhlich.

Das junge Paar meinte lachend, es sei etwas lange her.

„Da ich damals vier Jahre alt war,“ sagte Antoinette, „so wird mein Gedächtnis noch nicht viel wert gewesen sein.“

Aber Paul dachte angestrengt nach, verlor sich im Rückschauen in die Vergangenheit.

„Ich war schon sieben ... Warten Sie, es tauchen schattenhafte Bilder in meinem Gedächtnis auf: ein Schiffchen, das wir mit einer Stange zurückholten, wenn die Räder sich nicht mehr drehten; und ein kleines Mädchen, das um ein Haar ins Wasser gefallen wäre; und dann, wie die Barfüßler davon liefen, als Leute kamen.“

„Ja, so war's, so war's!“ rief Lucas. „Sie erinnern sich also noch! Und ich erinnere mich, daß mich an jenem Tage ein ahnungsvoller Schauer der Zukunft erfaßte, denn ich sah hier den Keim der einstigen Versöhnung entstehen. Die göttliche Kindheit bereitete da in ihrer reinen Unschuld einen neuen Schritt zum Frieden und zur Gerechtigkeit vor. Und was euch vom neuen Glück zu genießen beschieden sein wird, das wird dieser kleine Herr hier für sich und seine Zeitgenossen noch erweitern und vermehren.“

Er deutete auf den Neugeborenen, den kleinen

Ludovic, den Suzanne, die glückliche Großmutter, auf den Armen hielt. Und sie sagte heiter:

„Augenblicklich ist er brav, weil er schläft ... Dereinst, mein lieber Lucas, werden wir ihn mit einer Ihrer Enkelinnen verheiraten, und dann wird die Versöhnung vollendet, alle feindlichen Kämpfer von einst werden in ihren Nachkommen vereinigt sein. Wir wollen gleich die Verlobung aussprechen; sind Sie einverstanden?"

„Ob ich einverstanden bin! Unsre Enkel und Urenkel werden Hand in Hand unser Werk vollenden!"

Paul und Antoinette umarmten sich in glücklicher Rührung, während Boisgelin, der nicht zugehört hatte, den Park, seinen ehemaligen Besitz, trübselig, aber nicht einmal mit Bitterkeit betrachtete, so verwirrte und betäubte ihn diese neue Welt. Dann setzten alle ihren Spaziergang durch die schattigen Alleen fort. Lucas und Suzanne sprachen nicht mehr und sahen einander nur mit einem stillen Lächeln innerer Freude an.

Von Tag zu Tag verwirklichte sich die Zukunft immer mehr. Als sie zur Guerdache zurückkehrten, blieben sie einen Augenblick vor der Fassade des Schlosses links von der Freitreppe stehen, unter den Fenstern des Zimmers, wo Monsieur Jérôme gestorben war. Von hier aus sah man durch die Wipfel der Bäume hindurch in der Ferne die Dächer von Beauclair, die Crêcherie und die Hölle. Schweigend ließen sie die Augen auf der weiten Rundsicht ruhen. Man unterschied deutlich die Gebäude der Hölle, die nach dem Muster der Crêcherie neu erbaut worden waren und nun mit dieser nur noch eine einzige Stadt der neugeordneten, veredelten Arbeit bildeten, die der Stolz, die Gesundheit und die Freude der Menschen geworden war. Immer mehr Gerechtigkeit und Liebe entstand hier mit jedem neuen Tag. Und

die Flut der kleinen hellen, von Grün umgebenen Häuschen, diese Flut, die Delaveau voll Unruhe sich immer weiter hatte wälzen sehen, sie hatte nun das ehemalige schwarze Terrain überschwemmt, und noch immer dehnte sich die Stadt der Zukunft weiter aus. Sie bedeckte nun den ganzen Raum zwischen den Hängen der Monts Bleuses und der Mionne, bald überschritt sie auch den schmalen Fluß, um das alte Beauclair, den Haufen schmutziger Hütten, dumpfer Wohnstätten der Sklaverei und des Elends wegzufegen. Immer weiter, immer weiter sollten die Häuser vordringen, bis weit hinaus in die fruchtbare Ebene der Roumagne, und sollten, Stein zu Stein fügend, unter dem brüderlichen Himmel die Stadt der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Glücks vollenden.

II.

So wirkte in der Entwicklung Beauclairs zu seinem neuen Zustande, in dem steten Wachsen der Zukunftsstadt, die Liebe als mächtige Triebkraft mit jungem, feurigem, siegreichem, unwiderstehlichem Schwung. Immer neue Paare vereinigten sich zum Ehebunde, die einst getrennten Klassen wurden immer inniger vermengt, jede neue Ehe bildete einen Schritt weiter zum Zustande der vollkommenen Eintracht, des endgültigen Friedens. Die siegreiche Liebe warf alle Hindernisse nieder, triumphierte über jeden Widerstand, richtete in allen Herzen ihr fröhliches, sonniges Reich auf, lehrte allen Menschen die köstliche Freude am Leben, am Lieben, am Fortpflanzen des Geschlechtes.

Lucas und Josine hatten das Beispiel gegeben. Während der zwölf Jahre, die verflossen waren,

entsprangen fünf Kinder ihrem Bunde, drei Knaben und zwei Mädchen. Hilaire, der älteste, der noch vor dem Untergang der Hölle geboren worden, war bereits elf Jahre alt; dann waren in Abständen von zwei zu zwei Jahren gefolgt: Charles, neun Jahre, Therese sieben, Pauline fünf, Jules drei Jahre alt. In dem alten Häuschen, das durch einen Anbau vergrößert worden, tummelte sich diese blühende Jugend, lachte und tollte und wuchs der Zukunft entgegen. Wie der glückliche Lucas häufig zu der lächelnden Josine sagte: ihre unwandelbare gegenseitige Liebe entstand aus dieser triumphierenden Fruchtbarkeit, mit jedem neuen Kinde, das sie ihm gab, wurde Josine mehr die Seinige. Das liebende Weib, das einst sein Verlangen erweckt und ihn zum Kämpfer, zum Sieger gemacht hatte, war nun abgelöst von der Mutter seiner Kinder, von der Hausfrau, die an seinem Herde waltete, während er unablässig daran arbeitete, das eroberte Gebiet zu pacifizieren und vollends der neuen Ordnung zu gewinnen. Gleichwohl liebten sie sich immer noch als Liebende, die Liebe alterte nicht, sie blieb die unsterbliche Flamme, der ewige Feuerherd, an welchem sich alles Leben entzündet. Ihr Haus war erfüllt von sonniger Freude, von Kinderlachen und Blumenduft. Alle, die darin wohnten, liebten einander so warm, so innig, so fröhlich, daß das Unglück nicht an sie heran konnte. Und wenn die Erinnerung an die schmerzensreiche Vergangenheit auftauchte, wenn Josine ihrer schrecklichen Leiden gedachte und wie sie nahe daran gewesen, vollends in den Abgrund zu sinken, wenn Lucas ihr nicht hilfreiche Hand geboten hätte, dann warf sie sich in überströmender Dankbarkeit an seine Brust, während er tief bewegt fühlte, daß sie ihm gerade durch die ungerechte Schmach, aus der er sie gerettet hatte, teuer geworden war.

„O, wie liebe ich dich, mein teurer Lucas, und wie kann ich dir je genug danken, daß du mich so hoch erhoben, so glücklich gemacht hast!“

„Meine einzige Josine, ich muß dir dankbar sein, denn ohne dich hätte ich nichts von all dem gethan, was ich gethan habe.“

Sie waren beide geläutert und erhöht durch diese Schöpfung der Gerechtigkeit und des Friedens, die ihnen entstammte; und sie sagten auch:

„Wir müssen die andern lieben, wie wir uns lieben, dasselbe Gefühl vereinigt alle Wesen, unser Glück als Liebende und Gatten kann nur Bestand haben im Glücke aller. Göttliche Liebe, da alles nur durch dich entstehen und dauern kann, hilf uns unser Werk vollenden, entzünde die Herzen, mache, daß alle Paare unsrer Stadt lieben und Kinder zeugen, verknüpfe uns alle durch dein holdes Band!“

Sie nannten das lächelnd das Vaterunser der neuen Religion der Menschlichkeit. Und bei ihnen, in ihrem glückerfüllten Hause, war denn auch die Blume der Liebe köstlich erblüht in den ersten Jahren nach dem Brande der Qurignonschen Werke. Nanet, der kleine Nanet, der nun zum Manne wurde, wohnte bei Lucas, bei seiner großen Schwester, wie er Josine noch immer nannte. Mit scharfem Verstand, mit einem tapferen Herzen begabt, hatte er Lucas so vollständig bezaubert, daß dieser ihn zu seinem Lieblingsjünger machte; und der Jünger erfüllte sich begeistert mit der Lehre des Meisters. Mittlerweile wuchs im Hause nebenan bei den Geschwistern Jordan Nise, die kleine Nise, unter der mütterlichen Fürsorge Soeurettens heran, die sie nach der Katastrophe zu sich genommen hatte und sich mit diesem anmutigen Adoptivkinde innig freute. Und die jungen Leute, die sich täglich sahen, hatten bald nur noch Augen

und Gedanken füreinander. Ihre Verlobung reichte ja bis zu ihrer Kinderzeit zurück, bis zu den fernen Tagen, wo der unschuldige Trieb der Natur sie zu einander hingezogen hatte, wo sie den Verboten getrotzt und Mauern überklettert hatten, um sich zu treffen und miteinander zu spielen. Sie waren damals beide blonde Krausköpfe, sie lachten dasselbe fröhliche, silberne Lachen, sie fielen einander in die Arme, so oft sie sich sahen, ohne zu wissen, daß die Gesetze der Welt sie voneinander schieden, sie, das Bürgerskind und Tochter des Herrn, und ihn, den barfüßigen Gassenjungen, das Kind der verachteten, elenden Arbeit. Dann war der schreckliche Flammensturm gekommen, und das Feuer hatte sie zu neuen Menschen gemacht, hatte sie vereinigt, die Gerettete und den Retter, beide von Brandwunden bedeckt und dem Tode nahe. Und heute waren sie wieder blond und krausköpfig beide, lachten beide dasselbe fröhliche Lachen, einander beinahe ähnlich geworden wie Geschwister. Aber sie war nun ein großes Mädchen und er ein großer Junge, und sie liebten einander.

Die Idylle dauerte noch nahezu sieben Jahre, während welcher Zeit Lucas einen Mann aus Nanet machte, und Nise unter der Aufsicht Soeurettens in Schönheit und Herzensgüte erblühte. Sie war dreizehn Jahre alt gewesen zur Zeit des schrecklichen Endes ihrer Eltern, von deren Körpern man nicht einmal eine Spur in der Asche hatte finden können, und sie bewahrte noch lange schaudernd die entsetzliche Erinnerung. Man drängte sie daher auch nicht, man wartete ab, bis sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, damit sie selbst mit gereiftem Verstande, freien Willens über sich verfügen könne. Auch Nanet war übrigens noch jung, kaum drei Jahre älter als sie, und noch im Begriffe, seine Lehrjahre unter der

liebevollen Leitung des Meisters zu vollenden. Und sie waren beide noch so kindlich, so voll heiterer Unbefangenheit, daß sie keine Ungeduld verspürten, daß ihnen nichts zu ihrem Glücke fehlte, wenn sie nur fröhlich beisammen sein und einander anlachen konnten. Sie trafen sich jeden Abend und unterhielten sich köstlich, indem sie einander die Erlebnisse des Tages erzählten, unbedeutende kleine Ereignisse, die sich stets wiederholten. So saßen sie stundenlang Hand in Hand in glücklicher Gemeinschaft, und nur beim Abschiednehmen für die Nacht gaben sie sich einen einzigen Kuß. Freilich wurde dieses zärtliche Einvernehmen hier und da durch einen Liebesstreit unterbrochen. Nanet fand Nise zu stolz und eigenwillig, sie spielte die Prinzessin, wie er sagte. Sie war ihm auch zu gefallsüchtig, liebte schöne Kleider und die Feste, wo sie sich darin zeigen konnte. Es war gewiß nichts Arges dabei, schön zu sein, im Gegenteil, je schöner man sein konnte, desto besser. Aber es war nicht recht, wenn man seine Schönheit damit verdarb, daß man andre, weniger Begünstigte, von oben herab ansah. Nise, in der etwas von ihrer genußsüchtigen Mutter und ihrem despotischen Vater lebte, wurde erst böse, denn sie wollte haben, daß Nanet sie für die Vollkommenheit in Person erkläre. Da sie aber heftig verliebt in Nanet war, unterwarf sie sich schließlich, hörte auf seine Ermahnungen und bemühte sich, um ihm zu gefallen, bescheiden und sanftmütig zu werden. Und wenn ihr das nicht gelang, was häufig genug der Fall war, sagte sie lachend, daß ihre Tochter, wenn sie eine haben sollte, in dieser Hinsicht gewiß besser sein würde. Man müsse eben dem Blute der Vornehmen dieser Welt Zeit lassen, sich in einer immer brüderlicher werdenden Nachkommenschaft zu demokratisieren.

Als dann Nise zwanzig und Nanet dreiundzwanzig Jahre alt geworden war, fand endlich ihre lang ersehnte und vorausgesehene Vereinigung statt. Seit sieben Jahren war kein Tag vergangen, der nicht einen neuen Schritt zu diesem Ende der langen und glücklichen Idylle bedeutet hätte. Und da diese Heirat, die die Tochter Delaveaus mit dem Bruder Josinens und Schwager Lucas' verband, allen Haß für immer vertilgte und den Bund der Eintracht besiegelte, wurde beschlossen, die Hochzeit zu einem großen Feste zu gestalten, das die vollzogene Sühne der Vergangenheit, das strahlende Aufgehen der Zukunft freudig feiern sollte. Gesang und Tanz sollten auf dem Terrain der ehemaligen Hölle stattfinden, in einer der Arbeitshallen des neuerbauten Werkes, das nun eine Fortsetzung der Crêcherie und mit ihr zusammen eine ganze Industriestadt bildete, die viele Hektare bedeckte und noch immer wuchs.

Lucas und Soeurette, die die Brautführer waren, er für Nanet, sie für Nise, nahmen auch die Anordnung des Festes auf sich. Es sollte ein prächtiger Tag werden, ein Freudenfest endlich erfüllter Hoffnung, eine Siegesfeier der Stadt der Arbeit und des Friedens, die nun fest begründet und des Gedeihens sicher war. Es ist gut, dem Volke häufig Gelegenheit zur Fröhlichkeit zu geben, das öffentliche Leben bedarf zahlreicher Tage der Schönheit, der Freude, der Begeisterung. Lucas und Soeurette wählten also die Halle der großen Gußstücke zum Festschauplatz, einen gewaltigen Raum mit riesigen Dampfhämmern, hohen Rollbrücken und mächtigen Kränen. Die neuen Bauten, ganz aus Ziegel und Eisen, mit großen Fensterscheiben, durch die Licht und Luft in breiten Strömen eindringen konnten, waren ungemein hell, sauber und fröhlich. Man ließ selbstverständlich alle Maschinen an Ort

und Stelle, denn man hätte für dieses Fest der siegreichen Arbeit keinen schöneren Schmuck erdenken können als diese Riesenwerkzeuge, deren Linien eine eigenartig erhabene Schönheit zeigten, die Schönheit ungeheurer Kraft, die sich mit Klugheit und Zweckmäßigkeit eint. Aber man umwand sie mit Grün, man bekränzte sie mit Blumen, so wie die Altäre in alter Zeit. Längs der Wände zogen sich Guirlanden hin, und der Fußboden wurde mit Rosenblättern bestreut. So wurde hier die menschliche Arbeit köstlich geschmückt, das jahrhundertelang mühselig zum Glücke hinstrebende Geschlecht war endlich zum Licht emporgedrungen, die Schönheit des Lebens umduftete die Thätigkeit des Arbeiters, die einst so qualvoll und ungerecht gewesen, und nun frei und fröhlich war und nur Glückliche schuf.

Zwei Hochzeitszüge setzten sich in Bewegung, einer aus dem Hause der Braut, einer aus dem Hause des Bräutigams. Lucas führte den Helden des Tages, Nanet, gefolgt von Josine und ihren Kindern. Soeurette führte die Heldin des Tages, Nise, ihre und ihres Bruders Adoptivtochter. Jordan verließ heute sein Laboratorium, in welchem er Jahre in unermüdlichen Forschungen verbrachte, als ob es Stunden wären. Auf dem ganzen weiten Gebiete der jungen Arbeitsstadt ruhte heute die Arbeit als an einem frohen Festtage, und alle ihre Bewohner standen in den Straßen, die das junge Paar durchzog, und begrüßten es mit herzlichen Zurufen. Die Sonne strahlte hell hernieder, die buntgezierten Mauern der Häuser glänzten fröhlich, die Bäume blühten, und in den Zweigen sangen die Vögel. Hinter dem Hochzeitszuge drängte sich dann die Menge der Arbeiter und erfüllte die hohen und weiten Hallen der Werke. Das junge Paar begab sich in die Halle der großen Gußstücke, die

alsbald, trotz ihres mächtigen Raumes, zu eng wurde für die Zahl der Hochzeitsgäste. Außer Lucas und den Seinen und den Geschwistern Jordan befanden sich da das Ehepaar Boisgelin, Paul, der Vetter der Braut, der damals noch nicht mit Antoinette vermählt war, denn ihre Hochzeit fand erst vier Jahre später statt; dann die Familien Bonnaire, Bourron, Fauchard, alle die Arbeiter, deren Arme diesen Sieg der Arbeit hatten miterringen helfen. Sie hatten sich vermehrt, die Männer voll Kraft und Treue, die Arbeiter der ersten Tage; denn alle die Leute, die sich nun hier drängten, die waren ihre Nachkommen, ihre Brüder, deren Zahl immer noch wuchs und wuchs. Sie waren ihrer fünftausend, und sie sollten bald zehntausend zählen, hunderttausend, eine Million, die ganze Menschheit.

Inmitten der gewaltigen, blumengeschückten Maschinen vollzog sich nun die Zeremonie in ergreifender, würdevoller Einfachheit. Lucas und Soeurette legten lächelnd die Hände Nanets und Nises ineinander.

„Liebet euch mit Leib und Seele und zeuget schöne Kinder, die einander lieben werden, wie ihr euch geliebt habt.“

Die Menge brach in jubelnden Beifall aus und ließ die Liebe hochleben, die Königin Liebe, die allein die Arbeit erheben konnte, indem sie das Geschlecht immerzu vermehrte durch die Begierde, den ewigen Feuerherd des Lebens.

Aber allzuviel Feierlichkeit war nicht nach dem Geschmacke Nanets und Nises. Ihre Liebe war entstanden als Kinderliebe, und wenn sie nun auch erwachsen waren und in festlichen Kleidern den Mittelpunkt einer festlichen Handlung bildeten, so waren sie doch fröhliche Kinder geblieben. Ohne sich um

die vielen Zeugen zu kümmern, fielen sie einander um den Hals.

„Ach, meine kleine Nise, wie bin ich froh, daß ich dich habe, nachdem ich so viele Jahre auf dich warten mußte!“

„Ach, mein kleiner Nanet, wie froh bin ich, daß ich ganz dir gehöre, nachdem ich schon so lange dir gehöre. Denn du hast mich dir wohl erkämpft!“

„Und erinnerst du dich, kleine Nise, wie ich dir auf die Mauer hinaufhalf, oder dich Huckepack trug und wie ein Pferd mit dir herumgaloppierte?“

„Und erinnerst du dich, kleiner Nanet, wie wir Versteckens spielten und du mich hinter den Rosenbüschen fandest, obgleich ich mich so gut versteckt hatte, und wir uns halbtot lachen wollten, so lustig war's?“

„Kleine Nise, kleine Nise, wir werden uns lieben, wie wir gespielt haben, in Fröhlichkeit, Kraft und Gesundheit!“

„Kleiner Nanet, kleiner Nanet, wir haben so viel miteinander gespielt und wir werden uns so sehr lieben, daß wir uns noch in unsern Kindern lieben und noch mit den Kindern unsrer Kinder spielen werden.“

Und sie küßten sich und lachten und hüpften vor Glück und Uebermut. Von diesem Schauspiel begeistert, brach die Menge in laute, fröhliche Zurufe aus, klatschte in die Hände, jubelte der Liebe zu, der allmächtigen Liebe, die unaufhörlich neues Glück und neues Leben schafft. Die Liebe hatte die junge Stadt gegründet, und sie besäte sie mit der Saat besserer Menschen, damit die künftige Ernte der Gerechtigkeit und des Friedens aufgehe. Dann begannen heitere Gesänge, die Stimmen vereinigten sich zu Chören und teilten sich im Wechselgesang, die Greise sangen von ihrer wohlverdienten köstlichen

Ruhe, die Männer vom Stolz der siegreichen Arbeit, die Frauen von dem stärkenden Beistand der Liebe, die Kinder von ihrer glücklichen Zuversicht in die Zukunft. In lustigem Tanze drehte sich alt und jung, und endlich vereinigten sich alle Hochzeitsgäste zu einem großen Schlußreigen, der sie Hand in Hand beim Klange jubelnder Musik durch das ganze weite Gebiet der Werke führte. Der Reigen begann in der Halle der Puddelöfen und Walzwerke, durchzog die Halle der Tiegelgußöfen, schlang sich durch die Halle der Drehbänke, kehrte durch die Halle der großen Gußstücke zurück und erfüllte mit seinem fröhlichen Lärm, mit seinem jauchzenden Rhythmus die hohen Räume, durch die sonst nur der ernste Atem der Arbeit brauste. Früher hatten die Menschen so viel gelitten, so qualvoll gekeucht in dem schwarzen, schmutzigen, ungesunden Kerker, der auf diesem Platze gestanden und den das Feuer vernichtet hatte. Heute war alles erfüllt von Licht, Luft und freier Lebensfreude. Und der Hochzeitsreigen schlang sich immerzu um die mächtigen Werkzeuge, um die gewaltigen Pressen, die riesigen Hämmer, die ungeheuren Walzwerke, deren gigantische Formen heute unter dem Schmuck des Grüns und der Blumen lächelten, während die beiden jungen Menschen, die sich heute vermählten, allen voran tanzten, wie die frohe Seele des Festes, wie die Verkörperung der gerechteren und brüderlicheren Zukunft, die sie durch ihre langjährige Liebe gewonnen hatten.

Lucas hatte für Jordan eine Ueberraschung vorbereitet. Er wollte heute auch ihn feiern, dessen stille Gelehrtenarbeit mehr für das Glück der Menschen that als hundert Jahre Politik. Sowie es Nacht geworden war, erstrahlte das ganze Werk im hellen Lichte tausender elektrischer Lampen. Die Forschungen

Jordans waren nämlich zum Ziele gelangt, er hatte endlich, nach hundertmaligem Mißlingen, das Mittel gefunden, die elektrische Kraft ohne jeden Verlust weiterzuleiten. Die Kosten des Transports der Kohle wurden nun erspart, diese wurde gleich am Förderungsorte verbrannt, genial erdachte Maschinen verwandelten die Wärme in Elektricität, welche dann in besonders konstruierten Kabeln, die jeden Stromverlust vermieden, zur Crêcherie geleitet wurde. Dadurch waren mit einem Schlag die Kosten der Elektricität auf die Hälfte vermindert, und dank dieser glorreichen Erfindung war die Crêcherie nun reich beleuchtet, alle Maschinen und Apparate mit Ueberfluß an Kraft versehen, die Arbeit unendlich erleichtert, der Reichtum vermehrt, das Leben verschönert. Es war ein großer Schritt weiter auf dem Wege zum Glück.

Als Jordan die liebevolle Absicht Lucas' erkannte, ihm mit dieser festlichen Beleuchtung eine Huldigung darzubringen, lachte er kindlich beglückt.

„Vielen Dank, liebster Freund, für diese schöne Aufmerksamkeit! Ich habe sie vielleicht ein wenig verdient, denn wie Sie wissen, mühe ich mich nun schon zehn Jahre, um die Lösung des Problems zu finden. Welche Hindernisse haben sich mir in den Weg gestellt, welche Niederlagen habe ich erlitten, gerade wenn ich schon den Sieg zu halten glaubte! Aber trotz allem begann ich auf den Trümmern meiner verfehlten Experimente am nächsten Tage neu zu bauen. Man muß schließlich durchdringen, wenn man unentwegt weiterarbeitet."

Lucas drückte ihm warm die Hand, wie immer erquickt und gestärkt durch den Mut und die Zuversicht des Freundes.

„Ich weiß es, und Sie sind der lebende Beweis dafür. Ich kenne keinen besseren und größeren Lehr=

meister der Thatkraft als Sie, und ich habe mich nach Ihrem Beispiel gebildet. — So ist denn die Nacht endgültig besiegt, Sie haben die Finsternis in die Flucht geschlagen, und wir können fortan, wenn wir wollen, mit diesem Strom billiger Elektricität, sowie es Abend wird, oberhalb der Crêcherie ein Gestirn entzünden, um die Sonne zu ersetzen. Und Sie haben auch die menschliche Anstrengung verringert, ein Mann genügt nun, wo früher zwei nötig waren, dank dem Ueberfluß an mechanischer Kraft, die allmählich alle Pein der Arbeit aus der Welt schaffen wird. Wir feiern Sie als den Meister des Lichts, der Wärme und der Kraft!“

Jordan, den Soeurette warm eingehüllt hatte, um ihn vor der kühlen Nachtluft zu bewahren, blickte sinnend auf die gewaltigen Bauten der Werke, deren Umrisse in Flammenlinien erstrahlten gleich Feenpalästen. Klein, schwächlich und blaß, wie immer aussehend, als ob er keinen Tag mehr zu leben hätte, wandelte er durch die weiten, taghell erleuchteten Hallen. Und da er seit zehn Jahren sein Laboratorium kaum verlassen hatte, so tief in seine Studien versenkt, daß er so gut wie nichts von den Ereignissen der Außenwelt wußte, so ging er hier umher wie ein Gast aus einem andern Planeten, staunte über die erzielten Resultate, über den Erfolg des großen Werkes, dessen unscheinbarster und wertvollster Mitschöpfer er war.

„Ja, ja,“ sagte er halblaut, „das ist schon nicht übel, es ist schon hübsch viel Boden gewonnen worden. Es geht vorwärts, das Zukunftsideal rückt näher. Und ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, mein lieber Lucas, denn ich habe Ihnen ja nicht verhehlt, daß ich anfangs an Ihre Mission nicht recht glauben wollte. Es ist seltsam, wie schwer es uns wird,

den Glauben andrer zu teilen, wenn sie auf einem von dem unsrigen verschiedenen Gebiete thätig sind. Aber ich bin nun vollkommen bekehrt, zweifellos befördert Ihr Wirken das menschliche Glück, und jeder Tag sieht etwas mehr Gerechtigkeit und Solidarität verwirklicht. Aber es bleibt noch viel für Sie zu thun, und ich, ach, habe noch gar nichts geleistet, im Vergleich zu dem, was ich noch schaffen möchte!"

Er war ernst und sorgenvoll geworden.

„Der Kostenpreis der Elektricität, den wir um die Hälfte vermindert haben, ist noch immer viel zu hoch. Und dann, alle die komplizierten und kostspieligen Einrichtungen am Grubenschacht, deren es noch bedarf, die Kessel, die Dampfmaschinen, abgesehen von den Kilometern von Kabeln, deren Unterhaltung so viel kostet — alles das ist barbarisch, alles das verschlingt zu viel Zeit und Geld. Wir brauchten etwas ganz anderes, etwas Praktischeres, Einfacheres, Unmittelbareres. O, ich weiß wohl, in welcher Richtung ich suchen soll, aber dennoch scheint der Gedanke Wahnsinn, ich wage niemand zu sagen, nach welchem Ziel ich strebe, da ich es kaum selbst klar bezeichnen kann. Ja, der Kessel und die Dampfmaschine müßten beseitigt werden, sie sind das hindernde Zwischenglied zwischen der Kohle und der daraus zu gewinnenden Elektricität. Mit einem Wort, man müßte die Wärme-Energie, die in der Kohle gebunden ist, direkt in elektrische Energie verwandeln können, ohne sich des Mittels der mechanischen Energie zu bedienen. Wie? Das weiß ich noch nicht. Wenn ich es wüßte, dann wäre das große Problem gelöst. Aber ich habe mich an die Arbeit gemacht und ich hoffe, ich baue darauf, daß ich es lösen werde. Und dann, dann sollen Sie sehen, dann würde die Elektricität fast nichts mehr

kosten, wir könnten sie allen zugänglich machen, sie an alle verteilen, sie zum siegreichen Hilfsmittel der allgemeinen Wohlfahrt machen."

Seine kleine Gestalt schien gewachsen, der sonst so stille, in sich gekehrte Mann sprach voll feuriger Begeisterung, mit lebhaften Gebärden.

„Der Tag muß kommen, wo die Elektricität allen gehört, wie das Wasser der Flüsse, wie die Winde des Himmels. Sie soll nicht nur freigegeben, sondern verschwendet werden, der Mensch soll sie nach Gefallen verbrauchen können wie die Luft, die er atmet. Sie wird durch die Städte fließen wie das Blut des sozialen Lebens. In jedem Haus wird man einfach nur einige Knöpfe zu drehen haben, um Ueberfluß an Kraft, an Wärme, an Licht hereinströmen zu lassen, so wie heute das Wasser hereinströmt. Und in der Nacht wird sie am dunkeln Himmel eine zweite Sonne entzünden, die die Sterne überstrahlen wird. Sie wird den Winter für immer verjagen, wird einen ewigen Sommer schaffen, indem sie die alte Erde erwärmt und den ewigen Schnee von den höchsten Bergwipfeln wegschmilzt ... Darum bin ich nicht sehr stolz auf das, was ich gethan habe; es ist so unendlich wenig neben dem, was noch zu vollenden bleibt!"

Und mit stiller Geringschätzung schloß er:

„Ich kann noch nicht einmal meine elektrischen Schmelzöfen praktisch in Thätigkeit setzen. Sie sind nach wie vor nur Experimentieröfen, Laboratoriumsapparate. Die Elektricität ist noch immer viel zu teuer, als daß ihre Verwendung zum Schmelzprozeß sich lohnen könnte, und daher sage ich noch einmal, daß sie nicht mehr kosten darf als das Wasser und die Luft. Wenn ich sie werde in Strömen verschwenden können, ohne zu rechnen, dann werden meine Oefen die Metallurgie umgestalten. Ich weiß

den einzigen Weg, der zu diesem Ziele führt, und ich habe mich ans Werk gemacht.“

Das Nachtfest war prächtig, alles Volk nahm daran teil, in all den lichtdurchfluteten Hallen erscholl Gesang, drehten sich die Paare im Tanz. Was alle so froh und glücklich machte, das war die befreite, wieder zu Ehren gekommene, zur Gesundheit und Freude gewordene Arbeit; das war, daß das Elend beseitigt, das allgemeine Gut allmählich der Allgemeinheit wiedergegeben worden war, im Namen des heiligen Rechtes, das jedes Wesen an das Leben und an das Glück hat; und es war die Hoffnung auf eine Zukunft noch höherer Gerechtigkeit und vollendeten Friedens, in welcher das Ideal einer freien und brüderlichen Gemeinschaft endlich vollkommen erreicht sein würde. Die Liebe wird dieses Wunder vollbringen. Und man geleitete Nanet und Nise in ihr neues Heim und ließ die Liebe hochleben, die sie vereinigt hatte, die Liebe, die aus ihnen immer neue liebende Wesen würde entspringen lassen.

Um diese Zeit revolutionierte die Liebe auch die Bürgerschaft von Beauclair, und gerade durch das Haus des Ehepaares Mazelle, der friedlichen Rentner, der liebenswürdigen Nichtsthuer, blies ihr gewaltiger Sturmhauch. Ihre Tochter Louise hatte die guten Leute von Kindheit auf in Erstaunen gesetzt und aus dem Gleichgewicht gebracht, so ganz und gar verschieden war sie von ihnen; sie war ungemein lebhaft und beweglich und von einem so unzähmbaren Thätigkeitstriebe erfüllt, daß sie sagte, sie müßte sterben, wenn sie eine Stunde müßig bliebe. Das war nun den Eltern vollkommen unfaßbar, deren höchstes Glück gerade im Nichtsthun bestand, und die sich dieses Glück durch weisen, gefahrlosen, von allem Ehrgeiz freien Gebrauch ihres einst ge-

wonnenen Reichtums zu sichern gewußt hatten. Sie konnten nicht begreifen, wie sich Louise den ganzen Tag mit überflüssiger Arbeit abquälen konnte. Sie war eine einzige Tochter, sie erbte einmal ein schönes, in guten Staatspapieren angelegtes Vermögen, wie konnte sie nur so thöricht sein und nicht in ihrem gesicherten Winkel sorgenlos ihr Leben genießen? Sie selbst fühlten sich so behaglich in ihrem egoistischen Glücke, von dem kein Fenster nach dem Unglück andrer sah, und lebten im wechsellosen Gleichmaß der Tage als ehrenhafte, gutmütige Leute, die ungemein liebevoll gegeneinander waren, wenn schon nicht gegen andre, die einander pflegten, betreuten, verhätschelten, als zärtliche und treue Gatten. Warum kümmerte sich ihre einzige Tochter um den Bettler auf der Straße, um die neuen Ideen, die die Welt veränderten, um die Ereignisse, die das Volk in Aufregung versetzten? Sie war immer voll Leben und Bewegung, nahm an allen Dingen leidenschaftliches Interesse, verteilte ihr Herz an alle Menschen. Die guten Alten, die ihr Kind vergötterten, staunten es zugleich an wie ein unerforschliches Wunder, begriffen nicht, wie sie hatten eine Tochter in die Welt setzen können, die so gar nichts von ihnen hatte. Und nun brachte sie sie vollends außer Fassung durch eine Leidenschaft, über die sie zuerst als über eine kindische Liebelei die Achseln gezuckt hatten, die aber mittlerweile so ernst geworden war, daß sie das Ende der Welt nahe glaubten.

Louise Mazelle, die die Herzensfreundin Nise Delaveaus geblieben war, besuchte sie häufig bei den Boisgelin, seitdem diese in der Crêcherie wohnten. Und hier war sie wieder mit Lucien Bonnaire zusammengetroffen, ihrem Spielkameraden aus der fröhlichen Zeit, da sie vom Hause fortgelaufen war, um sich den Straßenkindern zuzugesellen. Sie

waren beide auch mit dabei gewesen, an dem denkwürdigen Tage, da Luciens Schiffchen ganz von selbst über das Wasser gefahren war; und sie waren mit dabei gewesen, wenn die Kinder von hüben und drüben über die Gartenmauer kletterten, um im geheimen miteinander zusammenzukommen. Heute jedoch war Lucien ein hübscher, kräftiger Junge von dreiundzwanzig Jahren, während sie selbst zwanzig zählte. Er verfertigte allerdings keine Schiffchen mehr, die von selbst übers Wasser liefen, aber er war unter Lucas' Leitung ein sehr tüchtiger, erfindungsreicher Mechaniker geworden, der sich mit dem Montieren von Maschinen beschäftigte, und von dem erwartet wurde, daß er der Crêcherie dereinst noch sehr wertvolle Dienste leisten werde. Er war durchaus kein feiner Herr geworden, sondern setzte im Gegenteil eine Art Stolz darein, ein einfacher Arbeiter zu bleiben wie sein Vater, den er verehrte. Die Leidenschaft, die Louise für ihn gefaßt hatte, wurzelte zum Teil sicherlich auch in ihrer ungestümen Auflehnung gegen die Denkart ihrer Klasse, in ihrem tiefinnerlichen Trieb, den Anschauungen ihrer Umgebung entgegen zu handeln. Jedenfalls wurde die Kinderfreundschaft, die sie mit Lucien verband, bei ihr bald zur leidenschaftlichen Liebe, und die Hindernisse, die dieser Liebe entgegengestellt wurden, verstärkten nur ihre Leidenschaft. Lucien selbst, durch die Zuneigung des hübschen, lebhaften, frohsinnigen Mädchens beglückt, liebte sie bald mit gleicher Innigkeit. Aber er war der Ueberlegendere von beiden, er wollte niemand wehe thun, und obendrein konnte er sich trüber Zweifel nicht erwehren, ob sie nicht viel zu fein, viel zu reich für ihn sei. Er beobachtete daher eine resignierte Passivität und sagte nur, er würde nie eine andre heiraten, wenn er sie verlöre. Sie jedoch bäumte sich bei dem Gedanken, daß man

sie hindern könnte, ihm zu gehören, in heftiger Empörung auf und wollte ganz einfach ihrem Elternhaus samt ihrem Reichtum den Rücken kehren, um mit ihm zu leben.

Sechs Monate dauerte der Kampf der Liebenden um ihr Glück. Bei den Eltern Luciens erregte der Gedanke an eine solche Heirat, die sie für ein Glück hätten halten sollen, nur tiefinneres Mißtrauen. Besonders Bonnaire in seiner festen Klugheit hätte es lieber gesehen, daß sein Sohn die Tochter eines Kameraden heirate. Die Zeiten waren vorgeschritten, und es war keine Ehre mehr, an der Hand einer Tochter der sterbenden Bürgerklasse um eine Stufe aufzusteigen. Bald war wohl die Zeit da, wo es umgekehrt im Interesse der Bürgerklasse sein mußte, durch Vermischung mit dem Volke ihr Blut zu verbessern und ihm neue Gesundheit und Kraft einzuflößen. Im Hause Bonnaires entstand Streit aus diesem Anlasse, denn seine Frau, die schreckliche Toupe, hätte wohl ihre Einwilligung gegeben, aber unter der Bedingung, daß sie selbst eine Dame werden und Schmuck und schöne Kleider tragen könnte. Die ganze große Veränderung, die rings um sie vorgegangen war, hatte ihre Lust zu glänzen und zu herrschen nicht im geringsten vermindert. Sie hatte ihren boshaften, zänkischen Charakter beibehalten, trotz der gesicherten, behaglichen Verhältnisse, in denen sie jetzt lebten, und sie warf ihrem Mann vor, daß er es nicht verstanden habe, sich ein Vermögen zu machen, wie zum Beispiel Monsieur Mazelle, der ein Schlaukopf gewesen war und jetzt seit langem nichts mehr zu arbeiten brauchte. Sie hätte gern Hüte getragen, wäre gern als Rentnerin, die gar nichts mehr zu thun hatte, auf der Promenade stolziert. Als daher Lucien erklärte, daß er, falls Louise Mazelle die Seinige würde,

nicht einen Sou ihres Geldes annehmen wollte, da geriet sie ganz außer sich und wurde fortan die heftigste Gegnerin einer Heirat, die ihr keinen Vorteil mehr versprach. Wozu dieses magere, unhübsche, halbverrückte Ding heiraten, wenn nicht um ihres Geldes willen? Das wäre die Krone aller der unsinnigen Dinge, die sie betäubt rings um sich geschehen sah, und von denen sie seit langem nichts mehr verstehen konnte.

Eines Abends gab es eine besonders heftige Auseinandersetzung zwischen der Toupe, Bonnaire und Lucien in Gegenwart des nun mehr als siebzigjährigen alten Ragu, der noch immer lebte. Sie hatten das Abendessen beendet und saßen in dem kleinen, hellen, sauberen Eßzimmer, dessen Fenster auf den grünen Garten ging. Auch Blumen standen auf dem Tische, von welchem eben die reichliche Mahlzeit abgetragen worden war. Der alte Ragu, dem nun Tabak nach Herzenslust zu Gebote stand, hatte seine Pfeife angezündet, und die Tischgenossen hielten beim Dessert, als die Toupe wieder giftig wurde um nichts, bloß um des Vergnügens willen sich zu erbosen, wie dies ihre Natur geblieben.

„Du bleibst also dabei,“ sagte sie zu Lucien, „du willst sie heiraten, das Fräulein? Heute habe ich dich wieder beim Hause der Boisgelin mit ihr gesehen. Wenn du uns ein wenig liebtest, würdest du endlich den Verkehr mit ihr aufgeben, da du weißt, daß dein Vater und ich dieser Heirat entgegen sind.“

Lucien vermied es sonst als guter Sohn, zu widersprechen, was übrigens nutzlos war, wie er wußte. Er wandte sich jedoch jetzt gegen Bonnaire.

„Ich denke aber, der Vater willigt ein,“ sagte er.

Die Toupe traf das wie ein Peitschenschlag, und sie fuhr auf ihren Mann los.

„Wie, du willigst auf einmal ein, ohne mir auch

nur etwas zu sagen? Noch keine vierzehn Tage sind es her, da sagtest du mir, daß eine solche Heirat dir nicht ratsam schiene, und daß du um das Glück unsers Kindes bange wärst, wenn er diese Dummheit beginge! Du drehst dich also wie eine Windfahne?"

„Ich hätte es allerdings lieber gesehen, wenn der Junge eine andre Wahl getroffen hätte," erwiderte Bonnaire gelassen. „Aber er ist nun bald vierundzwanzig Jahre alt, und ich will ihm in einer Herzenssache nicht meinen Willen aufzwingen. Er weiß, wie ich denke, und wird nun thun, was er für gut findet."

„Nun, du bist ja sehr leicht herumzukriegen!" rief die Toupe heftig. „Du magst dich noch so sehr für einen freien Menschen halten, schließlich thust du doch immer das, was andre wollen. Seit zwanzig Jahren, daß du hier bei Herrn Lucas arbeitest, wiederholst du ohne Unterlaß, daß du nicht mit seinen Ideen einverstanden bist, daß es notwendig wäre, sich vor allen Dingen der Arbeitsmittel zu bemächtigen, ohne das Geld der Bourgeois anzunehmen; trotzdem aber unterwirfst du dich ganz ruhig seinen Weisungen, und vielleicht bist du heute schon so weit, zu finden, daß das, was ihr beide zusammen gemacht habt, sehr gut ist!"

In diesem Ton fortfahrend, trachtete sie ihn in seinem Stolz, in seinen Ueberzeugungen zu treffen, denn sie kannte seine empfindliche Stelle. Oft schon war es ihr gelungen, ihn fast zur Verzweiflung zu bringen, indem sie versuchte, ihn in Widerspruch mit sich selbst zu setzen. Heute jedoch zuckte er bloß die Achseln.

„Gewiß, das, was wir beide zusammen gemacht haben, ist sehr gut. Ich könnte es vielleicht noch bedauern, daß er nicht meinen Ideen gefolgt ist.

Du aber hast gewiß am wenigsten Grund, dich über den jetzigen Zustand zu beklagen, denn wir wissen nicht mehr, was Elend heißt, wir leben angenehm, keiner der Rentner, die dein Ideal sind, führt ein so glückliches Dasein."

Die Toupe wurde nur noch wütender.

„Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir diesen jetzigen Zustand erklären würdest, denn wie du weißt, habe ich mir nie einen Reim darauf machen können. Wenn du dich glücklich fühlst, um so besser, ich fühle mich nicht glücklich. Glücklich sein heißt so viel Geld haben, daß man sich zur Ruhe setzen kann und gar nichts mehr zu thun braucht. Mit allen euren Geschichten hier, eurer Gewinnteilung, euren Magazinen, wo man billig einkauft, euren Kassen und Bons werde ich niemals hunderttausend Francs in der Tasche haben, die ich nach meinem Gefallen ausgeben kann, um mir das zu kaufen, was mir gefällt! Ich bin unglücklich, sehr unglücklich!"

Sie übertrieb, um ihm unangenehm zu sein; aber so viel war doch wahr, daß sie sich in der Crêcherie nicht acclimatisiert hatte, daß die kommunistische Gemeinschaft, die sich hier anbahnte, alle die tief in ihr wurzelnden Instinkte eines koketten und verschwenderischen Weibes verletzte. Sie war eine fleißige und reinlichkeitsliebende Hausfrau, aber zänkisch und unverträglich, starrköpfig und beschränkt, wenn es ihr nicht gefiel, zu verstehen, und sie machte ihr Haus nach wie vor zur Hölle, trotz der Behaglichkeit, in der sie und die Ihrigen nun hätten leben können.

Bonnaire ließ sich hinreißen, ihr zuzurufen:

„Du bist verrückt, nur du selbst machst dich und uns unglücklich!"

Darauf brach sie in Schluchzen aus, und Lucien, dem solche Streitigkeiten zwischen seinen Eltern stets

höchst peinlich waren, umarmte sie zärtlich und versicherte ihr, daß er sie liebe und achte. Aber noch gab sie nicht nach und rief ihrem Manne zu:

„Frag doch einmal den Vater, was er von eurer wundervollen Fabrik auf Aktien hält, von der Gerechtigkeit und dem Glück, die der Welt ein neues Gesicht geben sollen! Er ist ein alter Arbeiter, da wirst du wohl nicht behaupten können, daß es Weibergeschwätz ist, was er sagt, und er ist siebzig Jahre alt und muß wohl die Welt kennen.“

Sie wandte sich gegen den Alten, der mit einfältiger Behaglichkeit an seiner Pfeife sog.

„Nicht wahr, Vater, sie sind dumm mit allen ihren neuen Erfindungen, um die Herren abzuschaffen, und sie werden nur selber den Schaden davon haben!“

Der Alte sah sie eine Weile verwirrt an, ehe er erwiderte:

„Freilich, freilich! Ja, ja, die Ragu und die Qurignon, das waren einmal Kameraden. Monsieur Michel war um fünf Jahre älter als ich. Unter seinem Vater, Monsieur Jérôme, bin ich in das Werk gekommen. Aber vor diesen beiden war Monsieur Blaise, mit dem mein Vater Jean Ragu und mein Großvater Pierre Ragu zusammen gearbeitet haben. Pierre Ragu und Blaise Qurignon, das waren Kameraden gewesen, zwei Schmiede, die am selben Amboß arbeiteten. Und jetzt sind die Qurignons große Herren und vielfache Millionäre, und die Ragus sind arme Teufel geblieben. Ja, ja, es bleibt immer dieselbe Geschichte, es geht nun einmal nicht anders in der Welt, und so muß es wohl so gut sein.“

Er faselte manchmal ein wenig, er war schwachsinnig geworden, ein altes, lahmes Lasttier, das vom Tode vergessen worden war. Oft erinnerte er sich

am nächsten Tage nicht mehr, was sich gestern ereignet hatte.

„Aber gerade seit einiger Zeit geht vieles ganz anders, Vater Ragu,“ sagte Bonnaire. „Monsieur Jérôme, von dem Sie sprechen, ist tot, und er hat alles zurückgegeben, was ihm von seinem Vermögen geblieben war.“

„Wie, zurückgegeben?“

„Er hat den Kameraden den Reichtum zurückgegeben, den er ihrer Arbeit, ihren langjährigen Leiden verdankte. Erinnern Sie sich nur, es ist schon eine Weile her.“

Der Alte suchte in seinem dämmernden Gedächtnis.

„Ja, ja, ich erinnere mich an diese sonderbare Geschichte. Nun, wenn er alles zurückgegeben hat, so war er ein dummer Kerl!“

Er sagte das mit voller Geringschätzung, denn der höchste Traum des alten Ragu war stets nur gewesen, einmal sehr reich sein zu können wie die Qurignons, um dann als vornehmer Herr das Leben in vollkommenem Nichtsthun und unaufhörlicher Unterhaltung zu genießen. Bei diesem Ideal war er stehen geblieben, gleich der ganzen Generation niedergedrückter, ausgebeuteter Sklaven, die sich stumpf in ihr Schicksal fügten und nur den einen Wunsch hatten, selber einer der Ausbeuter sein zu können.

Die Toupe lachte höhnisch auf.

„Siehst du, der Vater ist nicht so dumm wie ihr, er geht nicht aus, um Hammel mit fünf Beinen zu finden. Geld bleibt Geld, und wenn man Geld hat, so ist man der Herr, basta!“

Bonnaire zuckte die breiten Achseln, während Lucien schweigend durchs Fenster auf die blühenden Rosenstöcke des Gartens blickte. Wozu mit ihr streiten? Sie verkörperte die starrsinnige Vergangenheit, und sie würde im kommunistischen Paradies,

im erreichten Zustande brüderlichen Glücks sterben, indem sie es beharrlich leugnete, indem sie sich nach der Zeit der Armseligkeit und des Elends zurücksehnte, wo sie mit schwerer Mühe zehn Sous zusammenbrachte, um sich dafür ein Band zu kaufen.

Eben trat Babette Bourron ein. Sie, die immer Heitere, lebte im Gegenteil in fortwährendem Entzücken über ihre neue Lage. Mit Hilfe ihres fröhlichen Optimismus hatte sie ihren Mann, den einfältigen Bourron, davor bewahrt, in den Abgrund zu stürzen, in welchem Ragu sein Ende finden sollte. Stets hatte sie hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt, fest überzeugt, daß noch alles gut gehen werde, und hatte oft Geschichten von wunderbaren Glücksfällen erfunden, um sich und die Ihrigen über das fehlende Brot zu trösten. Und war nun, wie sie heiter sagte, in dieser Crêcherie, wo die Arbeit reinlich, angenehm und geehrt war, wo man alle die Freuden genoß, die einmal nur den Herren erreichbar waren, war hier nicht ihr Paradies verwirklicht? Ihr rundes, noch immer frisches Puppengesicht strahlte denn auch vor Freude, daß sie einen Mann hatte, der sich nicht mehr betrank, und zwei schöne, gesunde Kinder, die sie bald würde verheiraten können, in einem Hause, das ihr gehörte, und das schön und behaglich eingerichtet war wie das Haus eines Reichen.

„Na, es ist also endlich wahr geworden?“ rief sie sogleich. „Lucien bekommt seine Louise Mazelle, das kleine, hübsche Fräulein, das sich unser nicht schämt?“

„Wer sagt das?“ fragte die Toupe scharf.

„Madame Lucas, Josine hat's mir gesagt, als ich sie heute traf.“

Die Toupe wurde bleich vor unterdrückter Wut. Ihr nicht zu besänftigender Grimm gegen die Crêcherie war nicht zum wenigsten auf ihren Haß gegen Josine zurückzuführen. Sie konnte „diesem Frauenzimmer“

ihre Vereinigung mit Lucas nicht verzeihen, konnte es nicht ertragen, sie so hoch erhoben als Frau des allgeliebten Helden, als Mutter schöner Kinder zu sehen. Wenn sie bedachte, daß sie sich der Zeit erinnerte, wo diese Bettlerin von ihrem Bruder hinausgeworfen worden war und nicht wußte, womit sie ihren Hunger stillen sollte! Sie meinte zu ersticken, wenn sie sie auf der Straße sah, mit einem Hute einherstolzierend wie eine Dame. Dieses Glück, das einer andern zu teil geworden, das war's, was sie nicht verwinden konnte.

„Anstatt sich um andrer Leute Heiraten zu kümmern," sagte sie brutal, „thäte diese Josine besser, über ihre eigne nachzudenken, die vom Dompfaff eingesegnet worden ist. Im übrigen ärgert ihr mich alle miteinander, laßt mich in Ruh!"

Sie verließ das Zimmer, indem sie die Thür hinter sich zuschlug, und ließ die andern in verlegenem Schweigen zurück. Babette fand zuerst ihr Lachen wieder; sie war an die Art ihrer Freundin gewöhnt, die sie mit ihrer heiteren Nachsicht für eine brave Frau erklärte, wenn sie auch eine scharfe Zunge hatte. Luciens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, denn es war sein Lebensglück, über welches hier mit so viel heftigen und bösen Worten verhandelt wurde. Doch sein Vater drückte ihm freundschaftlich die Hand, wie um ihm zu versprechen, daß er schon dafür sorgen werde, daß alles gut ginge. Er selbst, der wackere Bonnaire, war tief betrübt, da er sehen mußte, daß das Glück, selbst wenn mehr Gerechtigkeit und Friede errungen worden, von häuslichen Streitigkeiten verkümmert wurde. Genügte also ein einziger böswilliger, zänkischer Mensch, um die Früchte der Brüderlichkeit zu verbittern? Und nur der alte Ragu, der mit der Pfeife im Munde halb eingeschlafen war, bewahrte seine stumpfsinnige Zufriedenheit.

Wenn jedoch Lucien an der schließlichen Einwilligung seiner Eltern nicht zweifeln konnte, so traf Louise bei den ihrigen auf viel stärkeren, zäheren Widerstand. Da Vater und Mutter Mazelle ihre Tochter abgöttisch liebten, so fanden sie gerade in dieser abgöttischen Liebe einen triftigen Grund, um ihrem Herzenswunsche nicht zu willfahren. Sie traten ihr nicht etwa mit heftigen Worten entgegen, sondern mit gutmütiger Passivität, einer Art bleierner Unbeweglichkeit, die, wie sie hofften, ihre Laune allmählich einschläfern würde. Mochte Louise auch noch so ungestüm durch die Zimmer flattern, fieberhaft ihr Klavier bearbeiten, frische Bouquets zum Fenster hinauswerfen und noch hundert andre Zeichen leidenschaftlicher Erregung geben — ihre Eltern lächelten ihr liebevoll zu, thaten, als merkten sie nichts, und überhäuften sie mit Süßigkeiten und Geschenken. Sie aber wurde dadurch, daß man ihr alle möglichen schönen Dinge aufdrängte und gerade nur das eine verweigerte, nach dem sie leidenschaftlich verlangte, so gereizt und empört, daß sie krank zu werden drohte. Sie legte sich auch wirklich zu Bett, drehte sich gegen die Wand und gab keine Antwort, wenn man zu ihr sprach. Doktor Novarre, den die ängstlichen Eltern herbeiriefen, erklärte, daß solche Krankheiten nicht in sein Fach fielen. Es gäbe nur ein Mittel für liebekranke Mädchen, und das sei, ihnen den Gegenstand ihrer Liebe zu geben. Als nun die guten Mazelle sahen, daß die Sache ernst wurde, gerieten sie in Bestürzung und verbrachten eine schlaflose Nacht im ehelichen Alkoven, um miteinander zu beraten, ob sie nachgeben sollten. Die Angelegenheit erschien ihnen jedoch so schwerwiegend, so folgenreich, daß sie es nicht wagten, auf Grund ihrer eignen Einsicht eine Entscheidung zu treffen; sie beschlossen daher, ihre Freunde zu versammeln und

ihnen den Fall vorzulegen. War es nicht eine Fahnenflucht, wenn sie ihre Tochter einem Arbeiter gaben, in einer Zeit, wo ganz Beauclair sich in heftiger Gärung befand? Mußte eine solche Heirat nicht entscheidende Bedeutung erlangen, nicht als Zeichen der vollständigen Abdankung des Bürgertums, des Handels und der Rente erscheinen? Und natürlicherweise wendeten sie sich an die Autoritäten, an die Spitzen der besitzenden und herrschenden Klasse um Rat. Eines Nachmittags luden sie also den Unterpräfekten Châtelard, den Bürgermeister Gourier, den Präsidenten Gaume und den Abbé Marle zu einer Tasse Thee in ihren schönen blühenden Garten, wo sie so viele Tage in behaglichem Nichtsthun verbracht hatten, einander gegenüber in weichen Fauteuils sitzend, und auf die blühenden Rosen blickend, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, miteinander zu sprechen.

„Wir werden thun, was die Herren uns raten,“ sagte Mazelle. „Sie verstehen mehr als wir, und niemand kann uns etwas vorwerfen, wenn wir ihrem Rate folgen. Ich für meinen Teil weiß vor lauter Nachdenken über diese schreckliche Sache schon nicht mehr, wo mir der Kopf steht.“

„Ich auch nicht,“ klagte Madame Mazelle. „Das ist kein Leben, wenn man immer überlegen soll. Ich fühle, daß meine Krankheit sich dadurch sehr verschlimmert.“

Der Theetisch wurde an einem schönen, sonnigen Nachmittag in einer schattigen Laube gedeckt. Der Unterpräfekt Châtelard und der Bürgermeister Gourier erschienen als erste. Sie waren unzertrennlich geblieben, ja ein noch engeres Band schien sie zu vereinigen, seitdem sie Madame Gourier, die schöne Léonore, verloren hatten. Fünf Jahre hindurch hatten sie sie gepflegt, die durch eine Lähmung der Beine an ihren Fauteuil gefesselt war, hatten sie mit zärtlicher Sorgfalt umgeben, und der gute Freund

war bei ihr geblieben, wenn der Gatte fortging, hatte sie unterhalten und ihr vorgelesen. Nie hatte ein Verhältnis in friedlicherer Weise bis zum Tode gedauert. Und in den Armen Châtelards war Léonore eines Abends plötzlich gestorben, als er ihr eine Tasse Lindenblütenthee reichte, während Gourier ein wenig ausgegangen war, um eine Zigarre zu rauchen. Als er dann heimkehrte, hatten beide miteinander geweint. Nun verließen sie einander fast gar nicht mehr; die Verwaltung der Stadt ließ ihnen reichliche Muße, denn nach langen und eingehenden Beratungen hatte der Präfekt den Bürgermeister bewogen, seinem Beispiel zu folgen, die Augen zuzudrücken, die Dinge ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht unnötigerweise das Leben zu verbittern mit dem Ankämpfen gegen eine Umwandlung, die kein Mensch der Welt aufhalten konnte. Gleichwohl wurde es Gourier, der manchmal starke Anwandlungen von Angst hatte, in denen er sehr schwarz sah, nicht leicht, dieser liebenswürdigen Philosophie nachzuleben. Er hatte sich mit seinem Sohn Achille versöhnt, den Blauchen in ihrem so tapfer eroberten und verteidigten Liebesheim mit einem reizenden Töchterchen, Léonie, beschenkt hatte, in deren Gesichtchen die herrlichen, himmelblauen, unergründlich tiefen Augen ihrer Mutter strahlten; und diese Enkelin, die nun bald zwanzig Jahre alt war, hatte den Großvater bezaubert. Er hatte sich daher entschlossen, dem in freier Ehe lebenden Paare, dem Sohne, der sich einst gegen ihn aufgelehnt hatte, und der Tochter des Arbeiters, die er noch jetzt manchmal eine Wilde nannte, sein Haus zu öffnen. Es war zwar hart für einen Bürgermeister, sagte er, für den vollziehenden Beamten der legalen Ehe, ein solches aufrührerisches Paar, das sich in einer warmen Sommernacht ohne Zeugen vermählt hatte, bei sich aufzunehmen.

Aber die Zeiten waren so seltsam, es gingen so merkwürdige Dinge vor, daß eine entzückende kleine Enkelin, mochte sie auch der unbußfertigen freien Liebe entsprungen sein, ein sehr annehmbares Geschenk war. Châtelard hatte in seiner leichten, heiteren Weise die Versöhnung herbeigeführt, und Gourier fühlte sich, seitdem sein Sohn ihm Léonie zum erstenmal gebracht hatte, immer stärker in den Bannkreis der Crêcherie gezogen; diese blieb jedoch für ihn immer noch eine Quelle der Katastrophen, obgleich er sich genötigt gesehen hatte, seine Schuhfabrik in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln und alle Interessenten der Bekleidungsindustrie ihr anzuschließen.

Der Präsident Gaume und der Abbé Marle ließen auf sich warten, und Mazelle konnte sich nicht enthalten, dem Unterpräfekten und dem Bürgermeister sogleich seinen Fall vorzulegen. Sollten er und seine Frau der unvernünftigen Laune Louisens nachgeben?

„Sie begreifen, Herr Unterpräfekt," sagte Mazelle mit wichtiger und bekümmerter Miene, „abgesehen von dem persönlichen Schmerz, den uns eine solche Heirat bereiten würde, handelt es sich auch noch um den beklagenswerten Eindruck in der Oeffentlichkeit, um die Verantwortung gegenüber den hervorragenden Persönlichkeiten unsrer Klasse, die wir auf uns lasten fühlen .... Wir gleiten einem Abgrunde zu!"

Die kleine Gesellschaft saß im kühlen Schatten der Laube, die vom Duft der Rosen durchzogen war, an einem mit buntem Linnen gedeckten Tische, auf dem allerlei appetitliche Kuchen standen; und Châtelard, noch immer ein eleganter Mann von schöner Haltung, trotz seines Alters, lächelte in seiner diskret ironischen Weise.

„Wir sind bereits in dem Abgrund, mein verehrter Herr. Sie thäten sehr unrecht, sich nur den geringsten Zwang aufzuerlegen um des Staates, um der Stadt oder auch selbst nur um der guten

Gesellschaft willen. Denn alle diese Dinge, sehen Sie, bestehen nur mehr dem Anschein nach. Allerdings bin ich noch immer Unterpräfekt, und mein Freund Gourier ist noch immer Bürgermeister. Aber da hinter uns kein wirklicher, festgefügter Staat mehr steht, sind wir nichts andres als Schatten. Ebenso verhält es sich mit den Mächtigen und Reichen, deren Macht und Reichtum jeden Tag mehr von der neuen Organisation der Arbeit abgebröckelt werden. Geben Sie sich doch keine Mühe, sie zu verteidigen, da sie selber, vom Schwindel erfaßt, zu Beförderern der Revolution werden. In Gottes Namen, widerstehen Sie nicht länger, ergeben Sie sich!"

Er liebte es, in dieser Weise zu scherzen und damit die letzten Altbürger von Beauclair zu erschrecken. Er bediente sich dieser liebenswürdig-humoristischen Form, um die Wahrheit zu sagen, um seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß die alte Welt im Begriffe war, auseinanderzufallen, und daß eine neue Welt auf ihren Trümmern emporwuchs. In Paris vollzogen sich schwerwiegende Ereignisse, Stein um Stein des morschen Gebäudes bröckelte ab, und dieses wurde allmählich durch einen provisorischen Bau ersetzt, an welchem die Linien des künftigen Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens bereits deutlich erkennbar waren. Alles dies bewies ihm, wie richtig sein Verhalten von jeher gewesen war. Er war glücklich, daß es ihm gelungen war, in diesem Provinzwinkel in Vergessenheit zu geraten, indem er so wenig als möglich regierte, und er war nun überzeugt, daß er hier eines natürlichen Todes sterben werde, zugleich mit dem Regime, das er nun schon seit vielen Jahren mit dem Lächeln des Philosophen und Weltmannes zu Grabe geleitete.

Die Mazelle waren erbleicht. Während die Frau

regungslos in ihrem Fauteuil lehnte, die Augen auf die Kuchen des Theetisches geheftet, rief der Mann ängstlich:

„Wirklich, glauben Sie, daß wir so schwer bedroht sind? Ich weiß wohl, daß man davon spricht, die Renten zu beschneiden!“

„Die Renten,“ erwiderte Châtelard gelassen, „werden abgeschafft werden, ehe zwanzig Jahre um sind; oder man wird wenigstens eine Kombination durchführen, um die Rentner allmählich aus ihrem Besitz zu verdrängen. Die betreffenden Pläne werden gegenwärtig studiert.“

Madame Mazelle stieß einen Seufzer aus, als wollte sie den Geist aufgeben.

„Ach, ich hoffe, daß wir vorher sterben werden, um diese Schändlichkeiten nicht mit erleben zu müssen. Nur unser armes Kind wird darunter leiden. Das ist ein Grund mehr, um sie zu zwingen, eine gute Heirat zu machen.“

Châtelard entgegnete unbarmherzig:

„Es giebt aber keine guten Heiraten mehr, da das Erbrecht aufgehoben wird. Das ist so ziemlich beschlossene Sache. Fortan wird jedes junge Paar gezwungen sein, sich selbst sein Glück zu schaffen. Ob also Ihre Louise den Sohn eines reichen Bürgers oder den eines Arbeiters heiratet, so wird sie ihren Hausstand mit demselben Grundkapital beginnen: die Liebe, wenn sie und ihr Mann das Glück haben, einander zu lieben, und die Arbeit, wenn sie klug genug sind, sich nicht der Trägheit hinzugeben.“

Es folgte ein langes Schweigen, und man hörte das Flattern eines Vogels in den Rosenbüschen.

„Ist das also Ihr Rat, Herr Unterpräfekt?“ fragte endlich Mazelle niedergeschmettert. „Sie empfehlen uns, diesen Lucien Bonnaire zu unserm Schwiegersohn zu machen?“

„Du lieber Gott, ja, warum nicht? Die Erde wird sich deswegen ruhig weiterdrehen, glauben Sie mir. Und da die beiden jungen Leute sich sehr gern haben, so werden Sie sich wenigstens des schönen Bewußtseins erfreuen, zwei Glückliche geschaffen zu haben.“

Gourier hatte noch nichts gesagt. Es war ihm ziemlich peinlich, daß er in einer solchen Sache um Rat gefragt wurde, er, den sein Sohn verlassen hatte, um mit Blauchen, der Tochter der Berge, zu leben, die er nun in seinem ehrenfesten Hause empfing. Und er verriet sein Unbehagen mit den Worten:

„Ach ja, das beste bleibt noch, sie zu verheiraten. Wenn die Eltern sie nicht verheiraten, gehen sie durch und verheiraten sich selbst. Mein Gott, was sind das für Zeiten!“

Er hob die Arme zum Himmel empor, und es bedurfte des ganzen Einflusses Châtelards, daß er nicht in Trübsinn verfiel. Infolge seiner Gelüste von einst, seiner Leidenschaft für die kleinen Arbeiterinnen, war er nun im Alter ein wenig schwachgeistig geworden, was sich unter anderm in großer Schlafsucht äußerte. Er schlief überall ein, bei Tische, mitten im Gespräch, selbst auf der Straße, während eines Spazierganges. Er schloß in dem resignierten Tone eines besiegten Tyrannen:

„Was wollen Sie? Nach uns die Sündflut, wie viele der unsern sagen. Wir sind abgethan.“

In diesem Augenblick traf, sehr verspätet, der Präsident Gaume ein. Seine Beine waren geschwollen, und er ging mühsam mit Hilfe eines Stockes. Er war nahezu siebzig Jahre alt und erwartete seine Pensionierung, von immer stärkerem verborgenem Abscheu erfüllt gegen die menschliche Gerechtigkeit, in deren Namen er so viele Jahre hindurch geurteilt hatte, sich streng an den Buchstaben des Gesetzes

haltend, wie ein Priester, der nicht mehr glaubt und sich nur noch an das Dogma klammert. In seinem Hause hatte sich das Drama von Liebe und Verrat unaufhaltsam, unbarmherzig weiterentwickelt. Nachdem seine Frau sich vor seinen Augen getötet hatte, indem sie ihre Schuld bekannte, hatte seine Tochter das Unheil vollendet, indem sie ihren Mann durch einen Geliebten hatte töten lassen, um dann mit diesem zu entfliehen. Die lüsterne und kokette Tochter betrog den Gatten, so wie ihre Mutter den ihrigen betrogen hatte, und verwickelte ihn schließlich in einen Zweikampf, der nicht viel besser war als ein Mord. Durch einen anonymen Brief benachrichtigt, hatte der Hauptmann seine Frau in flagranti ertappt, in den Armen eines großen, kräftigen Menschen, der ihm ein Messer zuwarf, damit sie ihren Handel auf der Stelle austrügen. Wie einige wissen wollten, hatte sich der Hauptmann nicht einmal verteidigt, sondern sich einfach töten lassen, voll Entsetzen dieser neuen Welt entfliehend, welche ihm nur Schande und Bitterkeit brachte. Schon seit längerer Zeit war er gesenkten Kopfes umhergegangen, niedergedrückt von dem Untergang alles dessen, was ihm teuer war. Er diskutierte nicht mehr, er kämpfte nicht mehr, er sah unthätig dem Siege der Arbeit und des Friedens zu, da er offenbar erkannt hatte, daß die Rolle des Säbels ausgespielt war. Und vielleicht hatte er noch zuletzt seinen ganzen Mut zusammengerafft, um sich von dem Messer durchbohren zu lassen, dessen Heft seine angebetete, verabscheuungswürdige Frau hielt. So war denn auch dieser entsetzliche Sturm über den Präsidenten Gaume hingegangen; seine Tochter war auf der Flucht und wurde von der Polizei verfolgt, sein Schwiegersohn war in einer Blutlache gefunden worden und wurde mit durchbohrtem Herzen in die Erde gesenkt; und

er war allein zurückgeblieben mit seinem nun schon sechzehn Jahre alten Enkel André, der einzigen Hinterlassenschaft seiner unseligen Tochter, einem zarten, liebevollen Knaben, an welchem das schwergeprüfte Herz des Großvaters mit ängstlicher Liebe hing. Es war nun genug, das rächende Geschick, das irgend ein altes, unbekanntes Verbrechen sühnte, hatte nun wohl endlich seine Wut erschöpft. Und er fragte sich, welcher segensreichen Kraft, welcher Zukunft wahrer Gerechtigkeit und treuer Liebe er diesen Jüngling zuführen sollte, damit sein Geschlecht, geläutert und endlich glücklich geworden, in ihm neu erblühe.

Als nun der Hausherr auch ihm die Frage vorlegte, ob er seine Tochter mit Lucien Bonnaire verheiraten solle, rief Gaume sogleich:

„Geben Sie sie ihm, geben Sie sie ihm, wenn die beiden jungen Leute einander so lieben, daß weder der Widerstand der Familien noch alle sonstigen Hindernisse sie bewegen können, voneinander zu lassen. Nur die Liebe entscheidet über das Glück.“

Gleich darauf schien es ihn aber zu reuen, daß er mit diesem Ausruf einen Blick in seine Seele hatte thun lassen; denn er verbarg nach wie vor seine wahren Gefühle hinter einer starren Außenseite, hinter einem strengen und kalten Antlitz. Er fuhr fort:

„Erwarten Sie den Abbé Marle nicht länger. Ich bin ihm eben begegnet, und er bat mich, Ihnen seine Entschuldigung zu überbringen. Er ist zu Madame Jollivet, einer Tante meines Schwiegersohns, berufen worden, um ihr die letzte Oelung zu reichen, da sie im Sterben liegt. Der arme Abbé hatte Thränen in den Augen; er verliert da eines seiner letzten Beichtkinder.“

„O, die Pfaffen sollen nur alle verschwinden!“ rief Gourier, der ein unversöhnlicher Feind der

Geistlichen geblieben war. „Das ist noch das einzige Gute an der Sache. Die Republik würde noch uns gehören, wenn sie sie nicht hätten an sich reißen wollen. Dadurch haben sie das Volk dazu getrieben, alles zu zerstören und selbst die Herrschaft in die Hand zu nehmen.“

„Armer Abbé Marle!“ sagte Châtelard mitleidig. „Es greift einem ans Herz, wenn man ihn in seiner leeren Kirche ausharren sieht; es ist sehr löblich von Ihnen, Madame Mazelle, daß Sie ihm nach wie vor Wachskerzen für die heilige Jungfrau senden.“

Wieder trat ein Schweigen ein, der Schatten des unglücklichen Priesters zog vorüber durch die sonnige, rosendurchduftete Luft. Er hatte mit Léonore sein geliebtestes und treuestes Pfarrkind verloren. Allerdings war ihm Madame Mazelle geblieben; aber sie war keine wirklich Gläubige, sie betrachtete die Religion bloß als eine Zierde, als ein unentbehrliches Attribut vollwichtigen Bürgertums. Und der Abbé wußte, welchem Schicksal er entgegenging; er sah voraus, daß man ihn eines Tages tot an seinem Altar finden werde, unter den Trümmern der Kirchenwölbung begraben, die schon sehr schadhaft war und die er aus Mangel an Geld nicht reparieren lassen konnte. Weder im Stadthaus noch auf der Unterpräfektur verfügte man über Mittel zu diesem Zwecke. Er hatte sich an die Gläubigen gewendet und hatte mit großer Mühe einen lächerlich unbedeutenden Betrag zusammengebracht. Nun erwartete er resigniert den Zusammenbruch, fuhr fort, den Gottesdienst zu versehen, scheinbar ohne Bewußtsein der Gefahr, die über seinem Kopfe schwebte. Seine Kirche leerte sich, sein Gott schien langsam zu sterben, und er wollte mit ihm sterben, wenn das alte Gotteshaus eines Tages auseinanderbarst und das große Christusbild an der Wand ihn mit seiner

Wucht erdrückte. So würde er dann mit ihm in dasselbe Grab sinken, in die Erde, wohin alles zurückkehrt.

Madame Mazelle war übrigens durch ihren eignen Kummer viel zu sehr in Anspruch genommen, um sich in diesem Augenblicke mit dem traurigen Schicksal des Abbés Marle zu befassen. Wenn diese Sache nicht bald ein Ende nahm, so fürchtete sie, ernstlich krank zu werden, sie, die ihrer namenlosen Krankheit so viele Stunden der Zärtlichkeit und Verhätschelung verdankte. Ihre Gäste waren nun vollzählig, und sie hatte ihren Fauteuil verlassen, um den Thee einzugießen, der in den durchsichtigen Porzellantassen dampfte, während ein Sonnenstrahl die kleinen Kuchen vergoldete, die appetitlich und in reicher Zahl die Glasteller füllten. Sie schüttelte den Kopf, mit schmerzlichem Ausdrucke auf ihrem vollen, friedlichen Gesichte.

„Was Sie auch sagen mögen, verehrte Freunde, diese Heirat scheint mir eine wahre Katastrophe, und ich kann mich nicht dazu entschließen.“

„Wir werden noch warten,“ sagte Mazelle. „Wir werden Louisens Geduld erschöpfen.“

Aber die guten Leute verstummten erschrocken, als sie plötzlich Louise selbst am Laubeneingang zwischen den sonnenbeschienenen Rosen stehen sahen. Sie hatten geglaubt, sie sei in ihrem Zimmer, auf der Chaiselongue ausgestreckt, an der geheimnisvollen Krankheit leidend, die nach dem Ausspruch des Doktors Novarre bloß der geliebte Mann heilen konnte. Sie mochte wohl ahnen, daß hier über ihr Schicksal entschieden wurde, hatte rasch ihre schönen schwarzen Haare aufgesteckt, war in einen weißen Schlafrock mit kleinen roten Blumen geschlüpft und herabgeeilt. Nun stand sie da, tief atmend vor leidenschaftlicher Erregung, reizend anzusehen

mit ihrem feinen Gesichtchen, mit den etwas schiefgestellten schwarzen Augen, deren munteres Blitzen selbst der Kummer nicht ganz hatte überschatten können.

„O Mama, o Papa, was sagt ihr da? Glaubt ihr denn, daß es sich bei mir bloß um eine Kinderlaune handelt? Ich habe euch erklärt, daß ich Lucien zum Mann haben will, und Lucien wird mein Mann werden.“

Mazelle, durch diese Ueberrumpelung fast besiegt, wehrte sich gleichwohl noch.

„Aber, unglückseliges Kind, bedenke doch. Unser Vermögen, das du einmal erben solltest, ist bereits vermindert, und du wirst vielleicht eines Tages ohne Geld dastehen!“

„Sei doch nur vernünftig,“ fügte Madame Mazelle in dringendem Tone hinzu. „Mit unserm Gelde, wenn es auch vermindert ist, kannst du noch immer einen sehr wohlhabenden Mann bekommen.“

Da brach Louise heftig und zugleich in fröhlichem Uebermut los.

„Ich mache mir nicht so viel aus eurem Geld! Ihr könnt es behalten, euer Geld! Wenn ihr es mir mitgäbet, euer Geld, so würde Lucien mich nicht nehmen! Warum denn Geld? Wozu braucht man Geld? Doch nicht, um sich zu lieben und glücklich zu sein? Lucien wird verdienen, was wir brauchen, und wenn es nötig ist, werde ich auch verdienen. Das wird wundervoll sein!“

Sie rief das mit solch jugendlicher Kraft, solch zuversichtlichem Feuer hinaus, daß ihre Eltern, in dem Glauben, sie sei nahe daran, den Verstand zu verlieren, sich beeilten, ihre Zustimmung zu geben, um sie zu beruhigen. Sie waren übrigens auch nicht die Leute, um noch länger zu widerstehen, denn sie wollten vor allen Dingen wieder Ruhe und Frieden um sich haben. Der Unterpräfekt Châtelard, der

Bürgermeister Gourier und der Präsident Gaume waren, ihren Thee schlürfend, mit einigermaßen verlegenem Lächeln dieser Scene gefolgt, denn sie fühlten, daß die freie Liebe dieses ungestümen Kindes sie alle wegblies wie Strohhalme. Man mußte wohl zulassen, was man nicht verhindern konnte.

Und Châtelard sprach in seiner liebenswürdigen, kaum merklich ironischen Weise das Schlußwort.

„Unser Freund Gourier hat recht. Wir sind abgethan, denn unsre Kinder regieren nun die Welt.“

Die Hochzeit Lucien Bonnaires mit Louise Mazelle fand einen Monat später statt. Um sich ein Vergnügen zu machen, wußte Châtelard seinen Freund Gourier zu bereden, daß er am Hochzeitsabend einen Ball im Stadthause gab, angeblich seinen Freunden, den Mazelle, zu Ehren. In Wirklichkeit fand es Châtelard sehr lustig, die Bürgerschaft Beauclairs auf dieser Hochzeit tanzen zu lassen, die gleichsam das Symbol der Herrschaftsübernahme des Volkes war. Die Festgäste sollten auf den Ruinen der gestürzten Autorität tanzen, in diesem Stadthause, das allmählich zum wirklichen Gemeinhause wurde, da die Rolle des Bürgermeisters schon jetzt nur noch darin bestand, das verbindende Glied zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen zu bilden. Der Saal war prächtig geschmückt, es gab Gesang und Tanz wie bei der Hochzeit Nanets und Nises. Und auch hier erhoben sich laute, freudige Zurufe, als das junge Paar erschien, Lucien breitschultrig und kräftig, mit allen Kameraden von der Crêcherie, Louise, zierlich und lebhaft, gefolgt von der guten Gesellschaft Beauclairs, deren Anwesenheit die Mazelle, als eine Art letzten Protestes, durchaus gewünscht hatten. Aber es geschah, daß die gute Gesellschaft in dem Strom des Volkes unterging, von der allgemeinen Freude mitgerissen und verschlungen wurde,

so daß aus diesem Abend viele neue Ehen zwischen jungen Männern und Mädchen der beiden Klassen entstanden. Wieder triumphierte die Liebe, die allmächtige Liebe, die ewige Bewegkraft des lebenden Weltalls, die es seiner glücklichen Bestimmung zuträgt.

Und die Jugend blühte allerorten, neue Ehen wurden geschlossen, Paare, die durch eine Welt voneinander getrennt zu sein schienen, machten sich Hand in Hand auf den Weg zur Stadt der Zukunft, durch die ewige Begierde miteinander vereinigt. Der alte Handel Beauclairs, der nun widerstandslos das Feld räumte, gab selbst seine Töchter und Söhne den Arbeitern der Crêcherie, den Bauern von Combettes. Niemand anders als die Laboque machten den Anfang, indem sie ihren Sohn Auguste mit Marthe Bourron und ihre Tochter Eulalie mit Arsène Lenfant verheirateten. Sie hatten, vollständig besiegt, seit vielen Jahren den Kampf aufgegeben, sie fühlten, daß der alte Handel, das überflüssige Rad, das nur Kraft und Reichtum verzehrte, rettungslos verloren war. Erst hatten sie sich darein fügen müssen, daß ihr Laden in der Rue de Brias zu einer einfachen Niederlage der Erzeugnisse der Crêcherie und der andern verbündeten Fabriken verwandelt wurde. Dann hatten sie es zulassen müssen, daß dieser Laden ganz geschlossen wurde und in den großen Genossenschaftsmagazinen aufging, wo die Gutherzigkeit Lucas' ihnen, als eine Art Altenteil, Aufseherstellen eingeräumt hatte. Mittlerweile waren sie auch alt geworden, und sie lebten nun ganz zurückgezogen, verbittert, entsetzt über diese Welt, der ihre Gewinngier fremd geworden war, beiseite geschoben von der neuen Generation, die nach andrer Befriedigung und andern Genüssen verlangte. So hatten denn ihre Kinder Auguste und Eulalie, der Liebe, der großen Schafferin des Friedens und der

Eintracht folgend, sich nach ihrem Gefallen verheiraten können, ohne bei ihren Eltern andern Widerstand zu finden als die grollende Mißbilligung alter Leute, die um die Vergangenheit klagen. Die beiden Hochzeiten fanden am selben Tage in Combettes statt, das nun ein großer, blühender Ort geworden war, ein Vorort von Beauclair, mit großen, schönen Gebäuden, in denen sich der unerschöpfliche Reichtum der Erde verriet. Man feierte das Doppelfest am letzten Erntetag, als sich auf der unermeßlichen, goldgelben Ebene zahllose Garbenpyramiden erhoben, soweit das Auge reichte.

Schon vorher hatte Feuillat, der ehemalige Pächter auf der Guerdache, seinen Sohn Léon mit Eugénie, der Tochter Yvonnots, des stellvertretenden Vorstands von Combettes, verheiratet, desselben, den er seinerzeit mit Lenfant, dem Gemeindevorstand, versöhnt hatte, aus welcher Versöhnung dann die Einigkeit aller Bewohner des Ortes entstanden war, jene segensreiche Gemeinschaft, die aus dem verarmten, durch Feindschaft zerklüfteten Dorfe ein blühendes, reiches Gemeinwesen gemacht hatte. Feuillat, der nun in hohem Alter stand, wurde als der Patriarch dieser ländlichen Association verehrt, denn er hatte sie lange im geheimen geplant und erstrebt, während er noch das ausbeuterische Pachtsystem bekämpfte, und hatte prophetisch den ungeheuren Reichtum vorausgeahnt, den die Bauern aus der Erde gewinnen müßten, wenn sie sich vereinigten, um sie mit Liebe, mit Klugheit und wissenschaftlicher Methode zu bewirtschaften. Diesen einfachen Pächter, der ursprünglich nur ein harter, geiziger Bauer gewesen war wie die andern, hatte die tiefwurzelnde Liebe zur Erde, die seine Vorfahren so grausam unterjocht hatte, zum Hellseher gemacht, der immer klarer erkannte, daß das einzige Heil darin liege, daß die

Bauern Frieden untereinander schlössen, ihre Felder und ihre Arbeit vereinigten, so daß die Erde zur liebreichen Allmutter werde, die von einer einzigen Familie gepflügt, besät und abgemäht wird. Und er hatte es erlebt, daß seine Sehnsucht sich erfüllte, er hatte gesehen, wie Acker sich an Acker schloß, wie das Pachtgut der Guerdache mit dem Gemeingut von Combettes verschmolz, wie andre Gemeinden sich dieser anschlossen, wie eine gewaltige einheitliche Domäne entstand, die Stück um Stück immer neuen Boden an sich zog und im Begriffe war, die ganze ungeheure Ebene der Roumagne zu erobern. Mit Lenfant und Yvonnot, den Gründern der Association, bildete Feuillat, der ihre Seele geblieben war, eine Art Rat der Alten, der in allen wichtigen Fragen gehört wurde und dessen Weisung zu befolgen allen zum Heile gereichte.

Als daher die Heirat Arsène Lenfants mit Eulalie Laboque beschlossene Sache war, und der Bruder der letzteren, Auguste Laboque, am selben Tage seine Hochzeit mit Marthe Bourron feiern wollte, machte Feuillat den von allen Seiten mit freudiger Zustimmung begrüßten Vorschlag, den Tag mit einem großen, schönen Feste zu begehen, das gleichsam das Jubelfest des friedlich vereinigten, blühenden, siegreichen Combettes sein sollte. Sie wollten auf die Brüderlichkeit zwischen Bauer und Arbeiter trinken, die einst in so verbrecherischer Weise einander entgegengestellt wurden, und deren Vereinigung allein den sozialen Frieden und Reichtum begründen konnte. Sie wollten auf das Ende aller Klassengegensätze trinken, auf das Verschwinden des barbarischen Handels, der den haßerfüllten Kampf nicht hatte aufhören lassen zwischen dem Kaufmann, der das Werkzeug feilbot, dem Bauern, der das Korn baute, und dem Bäcker, der das durch so viele Zwischen-

hände verteuerte Brot verkaufte. Und welchen geeigneteren Tag hätten sie wählen können, um die Versöhnung zu feiern, als den Tag, wo die erbitterten Feinde von einst, die einander wütend bekämpfenden Kasten, ihre Söhne und Töchter einander zuführten, um Ehen zu schließen, die das Werden der Zukunft beschleunigten! Da das wohlthätige Leben in seiner unaufhörlichen Entwicklung derart die Herzen einander genähert hatte, so ziemte es sich wohl, durch eine allgemeine Belustigung das glücklich Erreichte zu feiern, und man wählte hiezu die frohe Zeit, wo der Segen einer wunderbar reichen Ernte die Scheuern von Combettes füllen sollte. Das Fest fand unter freiem Himmel statt, auf einem großen Felde nächst dem Orte, wo sich gleich den symmetrischen Säulen eines ungeheuren Tempels die goldenen Garbenpyramiden unter der hellen Sonne erhoben. Ins Unendliche setzten sich bis an den fernen Horizont die Säulenreihen fort, Garben und Garben, soweit das Auge reichte, zeugten von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Erde. Hier wurde nun getanzt und gesungen, in der warmen Luft, die erfüllt war vom köstlichen Geruch des reifen Korns, inmitten der endlosen fruchtbaren Ebene, der die Arbeit der endlich versöhnten Menschen reichliche Nahrung für alle abgewann.

Die Laboque brachten alle ehemaligen Kaufleute von Beauclair mit sich, während die Bourron von den Bewohnern der Crêcherie gefolgt waren. Die Lenfant waren hier zu Hause, und alle diese verschiedenen Gruppen vermischten sich, verschmolzen zu einer einzigen Familie. Allerdings blieben die Laboque ernst, ein wenig unbehaglich. Die Lenfant waren fröhlich mit den Fröhlichen, aber die heiterste und froheste von allen war Babette Bourron, deren unverwüstliche rosige Laune, deren vom ärgsten

Mißgeschick nicht zu erschütternder Optimismus heute glücklich triumphierte. Sie war die verkörperte frohe Hoffnung, sie schritt glückstrahlend hinter den beiden jungen Paaren einher, deren Erscheinen: Marthe Bourron am Arme von Auguste Laboque, und Eulalie Laboque am Arme von Arsène Lenfant, laute, jubelnde Rufe erweckte, die sich über das ganze weite Feld hin fortpflanzten. Man rief ihnen liebevolle Worte zu, alle Herzen flogen ihnen entgegen, denn ihre Vereinigung bedeutete den Triumph der allmächtigen Liebe, der Liebe, die alle diese Menschen einander genähert hatte, der sie die reichen Ernten dankten, unter deren Segen sie fortan gedeihen und sich vermehren konnten als einiges, freies Volk, das keinen Haß und keinen Hunger mehr kannte.

An diesem Tage wurden viele neue Bündnisse beschlossen, wie am Hochzeitstage Lucien Bonnaires und Louise Mazelles. Madame Mitaine, die ehemalige Bäckerin, die trotz ihrer fünfundsechzig Jahre die schöne Madame Mitaine geblieben war, küßte Olympe Lenfant, die Schwester eines der Neuvermählten, und sagte ihr, daß sie glücklich sein würde, sie ihre Tochter zu nennen, da ihr Sohn Evariste ihr gestanden habe, daß er sie liebe. Vor etwa zehn Jahren hatte die schöne Bäckerin ihren Mann verloren, und ihr Laden war längst an die Genossenschaftsmagazine übergegangen, nach dem Beispiel fast des ganzen kleinen Handels von Beauclair. Sie lebte nun im Ruhestande, zusammen mit ihrem Sohn Evariste, sehr stolz darauf, daß ihnen Lucas die Leitung der elektrischen Bäckerei anvertraut hatte, die nun schönes, lockeres, weißes Brot im Ueberfluß für alle lieferte. Und während Evariste der glücklich errötenden Olympe den Verlobungskuß gab, erkannte Madame Mitaine in einer kleinen, alten Frau, die an einer Garbenpyramide saß, Madame Dacheux,

die Fleischerin, ihre ehemalige Nachbarin. Sie setzte sich neben sie.

„Nicht wahr?“ sagte sie heiter. „Schließlich muß es mit Heiraten enden, da all dieses kleine Volk einmal miteinander gespielt hat?“

Doch Madame Dacheux blieb schweigsam und traurig. Auch sie hatte ihren Mann verloren, der sich durch ungeschickte Handhabung des Hackmessers die rechte Hand abgehauen hatte und an der Verletzung gestorben war. Wie manche Leute wissen wollten, wäre dies aber nicht Ungeschicklichkeit gewesen, sondern der Fleischer habe sich in einem Anfall schrecklicher Wut lieber die Hand abgehauen, als den Abtretungsvertrag mit der Crêcherie zu unterzeichnen. Die letzten Ereignisse, der Gedanke, daß das heilige Fleisch, das Fleisch der Reichen, jedermann zu Gebote stehen und auf den Tischen der Armen erscheinen sollte, hatte offenbar die sozialen Gefühle des tyrannischen, heftigen und reaktionären Mannes derart in Aufruhr versetzt, daß er den Verstand verlor. Er war an einer Blutvergiftung gestorben, und seine Witwe stand noch unter dem Eindruck der entsetzlichen Flüche, mit denen er sie vor seinem Tode überschüttet hatte.

„Und Ihre Julienne?“ fragte Madame Mitaine wieder in ihrer liebenswürdigen Weise. „Ich bin ihr neulich begegnet, sie sieht prächtig aus!“

Die ehemalige Fleischerin mußte nun doch antworten. Sie deutete auf ein Paar in einer Quadrille.

„Da tanzt sie. Ich gebe acht auf sie.“

Julienne tanzte mit Louis Fauchard, dem Sohn des ehemaligen Ausziehers, und schmiegte ihre volle, blühende Gestalt glücklich in den kräftigen Arm des hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes mit dem gutmütigen Gesichte, der einer der besten Schmiede der Crêcherie war.

„Also noch ein künftiges Ehepaar?“ fragte lachend die schöne Madame Mitaine.

Madame Dacheux fuhr erschrocken zusammen.

„Nein, nein, wie können Sie so etwas sagen! Sie kennen ja die Grundsätze meines seligen Mannes, er würde aus dem Grabe auferstehen, wenn ich seine Tochter einem Arbeiter gäbe, dem Sohne jener armseligen Natalie, die immer um ein Stückchen Fleisch auf Kredit bettelte, und die er so oft davonjagte, weil sie nicht zahlte.“

Mit leiser und zitternder Stimme erzählte sie sodann, daß ihr Mann ihr häufig in der Nacht erscheine. Selbst als Toter beugte er sie unter seine Tyrannei, zankte und schrie mit ihr in ihren Träumen und schüchterte sie durch teuflische Drohungen ein. Die arme, unbedeutende, verängstigte Frau fand nicht einmal in ihrer Witwenschaft ein wenig Frieden und Ruhe.

„Wenn ich Julienne gegen seinen Willen verheiratete,“ sagte sie klagend, „würde er mir sicher jede Nacht erscheinen, mich beschimpfen und mich schlagen.“

Sie brach in Thränen aus, und Madame Mitaine tröstete sie, indem sie ihr versicherte, daß im Gegenteil ihre bösen Träume aufhören würden, wenn sie so viel Glück als möglich um sich verbreitete. Eben kam zögernden Schrittes Natalie, die betrübte Madame Fauchard heran, die einst in unaufhörlicher Sorge gewesen war, wo sie die täglichen vier Liter Wein für ihren Mann hernehmen sollte. Sie litt gegenwärtig nicht mehr unter dem Elend der Armut, sie bewohnte eines der hellen Häuschen der Crêcherie mit ihrem Mann, der, gebrechlich und stumpfsinnig geworden, nicht mehr arbeitete. Sie hatte auch ihren Bruder Fortuné bei sich, der kaum fünfundvierzig Jahre alt war, und aus dem die mechanische, stets gleichbleibende Tretmühlenarbeit, die er seit seinem

fünfzehnten Jahre in der Hölle hatte verrichten müssen, einen tauben und halbblinden Greis gemacht hatte. Trotz des relativen Wohlstandes, den Natalie dem neuen Pensions- und gegenseitigen Unterstützungssystem dankte, war sie daher nach wie vor eine unglückliche Frau, ein bedauernswerter Ueberrest der Vergangenheit, samt den beiden Männern, ihren Kindern, wie sie sagte, für die sie sorgen mußte. Sie bildeten ein Beispiel der Schmach und der Leiden des Lohnsklaventums, das der jungen Generation als schreckliche Lehre vor Augen stand.

„Haben Sie meine Männer nicht gesehen?" fragte sie Madame Mitaine. „Ich habe sie verloren. Ah, da sind sie!"

Und man sah Arm in Arm wankenden Schrittes die beiden Schwäger vorbeigehen, Fauchard, eine menschliche Ruine, wie ein Gespenst der qualvollen, entwürdigten Arbeit, und der jüngere Fortuné, ebenso gebrochen und stumpfsinnig wie der andre. Durch die fröhliche, kraftvolle Menge, die erfüllt war von Lebenslust und Zukunftshoffnung, schlichen sie langsam und mühselig dahin, ohne zu verstehen, was um sie vorging, ohne die Grüße zu erwidern.

„Lassen Sie sie in der Sonne," sagte Madame Mitaine. „Das thut ihnen wohl. — Ihr Sohn ist gesund und guter Dinge?"

„O ja, Louis befindet sich sehr wohl," erwiderte Madame Fauchard. „In den heutigen Zeiten gleichen die Söhne den Vätern sehr wenig. Sehen Sie nur, wie er tanzt. Der wird nie wissen, wie Hunger und Kälte thut."

Da unternahm die gutherzige Madame Mitaine den Versuch, das Paar glücklich zu machen, das da vor ihr tanzte und sich zärtlich anlächelte. Sie setzte die beiden Mütter nebeneinander und redete so lange liebevoll auf Madame Dacheux ein, bis

es ihr gelang, sie zu erschüttern und schließlich zu überzeugen. Sie litt bloß unter ihrer Einsamkeit, sie brauchte fröhliche Enkelkinder, die auf ihre Kniee klettern und die Gespenster in die Flucht schlagen würden.

„Ach ja, in Gottes Namen,“ rief die arme kleine Alte endlich, „ich will gern Ja sagen, unter der Bedingung, daß ich nicht allein bleibe. Ich habe niemals jemand etwas verweigern können, nur Er wollte nicht. Aber wenn ihr mir alle zuredet und wenn ihr mir versprecht, mich zu beschützen, thut, was ihr wollt!“

Als Louis und Julienne erfuhren, daß ihre Mütter ihrer Vereinigung zustimmten, liefen sie herbei und warfen sich ihnen unter Lachen und Thränen um den Hals. Inmitten der allgemeinen Freude war eine neue Freude entstanden.

„Wie könnte man diese jungen Leute trennen wollen,“ sagte Madame Mitaine wieder, „die alle mit- und füreinander aufgewachsen sind? Ich habe kürzlich meinen Evariste mit Olympe Lenfant verheiratet, und ich erinnere mich noch, wie diese als ganz kleines Kind in meinen Laden kam und mein Junge sie mit Kuchen beschenkte. Und wie oft habe ich Louis Fauchard zu Ihrem Laden kommen sehen, Madame Dacheux, um mit Ihrer Julienne zu spielen! Und die Laboque, die Bourron, die Lenfant, die Yvonnot, die nun alle untereinander heiraten, die sind alle miteinander groß geworden und waren gute Freunde, während ihre Eltern einander grimmig haßten. Sehen Sie, aus diesen Kinderfreundschaften ist jetzt die schöne und gute Ernte der Liebe aufgegangen.“

Sie lachte fröhlich in der Freude ihres guten Herzens. Sie hatte noch immer den Duft leckeren, frischgebackenen Brotes an sich, in welchem sie so lange Jahre gelebt hatte als schöne blonde Bäckerin. Und rings um sie stieg die allgemeine Lustbarkeit,

man erzählte sich, daß noch andre Paare sich verlobt hatten: Sébastien Bourron mit Agathe Fauchard, Nicolas Yvonnot mit Zoë Bonnaire. Die Liebe, die göttliche Liebe wirkte rastlos weiter an der Versöhnung und verschmolz die Klassen immer mehr miteinander. Sie hatte diese Ebene befruchtet, hatte die Bäume so mit Früchten beladen, daß die Zweige brachen, hatte die Ackerfurchen mit so dichten Halmen bedeckt, daß die Garbenreihen von einem Ende des Horizonts bis zum andern wie die Säulen eines Friedenstempels standen. Sie schwebte in dem kräftigen Geruch dieser Fruchtbarkeit, sie führte den Reigen bei all diesen Hochzeitsfesten, aus denen zahllose freiere und glücklichere Generationen entspringen sollten. Und bis in die Nacht, bis der Himmel sich mit funkelnden Sternen bedeckte, dauerte das Fest, eine Siegesfeier der Liebe, die die Herzen einander zuführte, sie miteinander verschmolz, unter Gesang und Tanz des fröhlichen Volkes, das einer Zukunft der Eintracht und des Friedens entgegenging.

Aber inmitten dieser immer mehr anschwellenden Brüderlichkeit gab es einen Mann der alten Zeit, den Gußmeister Morfain, der stumm und finster abseits stand und die neue Welt nicht begreifen konnte noch wollte. Er lebte nach wie vor gleich einem prähistorischen Cyklopen in seiner Felsenhöhle dicht bei dem Hochofen, den er zu überwachen hatte; und er lebte dort jetzt allein, als Einsiedler, der nichts mit den heutigen Menschen zu thun haben wollte. Schon als seine Tochter Blauchen ihn verlassen hatte, um Achille Gourier, ihrem Märchenprinzen, zu folgen, an dessen Arm sie unter dem Sternenhimmel durch das Felsgelände gestreift war, schon damals hatte er gefühlt, daß die neue Zeit ihm sein Bestes wegnahm. Dann hatte ein andrer Liebeshandel ihm Dada entfremdet, den gutmütigen

jungen Riesen, der an Honorine, die Tochter des Gewürzkrämers und Weinhändlers Cassiaux, sein Herz verlor. Der alte Morsain hatte sich heftig dieser Heirat widersetzt, voll Verachtung gegen die Familie des jungen Mädchens, die er als Vergifter und Leute von zweifelhafter Ehrlichkeit bezeichnete. Nicht minder geringschätzig sprach sich übrigens das Ehepaar Cassiaux aus, deren Bürgerstolz sich dagegen sträubte, ihre Tochter als Frau eines einfachen Arbeiters zu sehen. Gleichwohl hatte Cassiaux, der Kluge und Geschmeidige, zuerst nachgegeben; er hatte nun, nach Schließung seiner Schenke, eine hübsche Stellung als Oberaufseher in den Genossenschaftsmagazinen inne; die alten Geschichten waren vergessen, und er trug eine viel zu große Anhänglichkeit für die Ideen der Solidarität zur Schau, als daß er sich hätte durch hartnäckige Weigerung schaden wollen. In Dada war die Leidenschaft endlich so stark geworden, daß er sich gegen den Willen des Vaters auflehnte. Es gab eine schreckliche Scene zwischen Vater und Sohn, die den vollständigen Bruch zwischen ihnen herbeiführte. Seit der Zeit hauste der Gußmeister von aller Welt abgeschlossen in seiner Felsenhöhle und lebte nur noch, öffnete nur noch den Mund, um seinen Hochofen zu leiten, ein finsteres, scheues Gespenst vergangener Zeiten.

Jahre um Jahre vergingen, ohne daß der alte Morsain zu altern schien. Er war noch immer der Bezwinger des Feuers, der Riese mit dem gewaltigen Kopf, dem glutverbrannten Gesichte, der Adlernase, den tiefglühenden Augen, den wie von Lavaströmen gefurchten Wangen, den geschweiften, blutigroten Lippen, die sich nicht mehr öffneten. Nichts Menschliches schien ihn mehr erreichen zu können in der unzugänglichen Einsamkeit, in die er sich verschlossen hatte, seitdem er hatte sehen müssen, daß sein Sohn

und seine Tochter zu den andern, den Neuen übergingen. Blauchen hatte mit Achille ein reizendes Mädchen, Léonie, die hold und lieblich erblühte. Dada wurde von seiner Frau mit einem hübschen, kräftigen Jungen, Raymond, beschenkt, der inzwischen groß und klug geworden war und bald selbst heiratsfähig werden würde. Aber der Großvater ließ sich nicht erweichen, er stieß die Kinder von sich, er wollte sie nicht einmal sehen. Alles dies waren ihm Dinge, die sich in einer andern Welt ereigneten und die ihn nicht berührten. Aber während seine menschlichen Gefühle ertötet waren, schien die gleichsam väterliche Zärtlichkeit, die er stets für seinen Hochofen gefühlt hatte, noch gewachsen. Er sah in ihm sein Riesenkind, das von ewigem Feuer durchglühte Ungeheuer, dessen flammende Verdauung er Tag und Nacht, Stunde für Stunde überwachte. Die geringste Störung, die geringste Verminderung des leuchtenden Glanzes der Abstiche verursachte ihm zärtliche Angst; er verbrachte die Nächte schlaflos, überzeugte sich immer wieder, ob das Gebläse gut funktioniere, umgab das Ungetüm mit der beflissenen Aufmerksamkeit eines Verliebten, ließ sich von der furchtbaren Hitze seiner Glutergüsse achtlos die Haut verbrennen. Lucas hatte in Anbetracht seines hohen Alters davon gesprochen, ihn in den Ruhestand zu versetzen, aber er hatte nicht den Mut gehabt, diese Absicht auszuführen, angesichts der bebenden Auflehnung, des trostlosen Kummers dieses Helden der peinvollen Arbeit, dessen Stolz es war, seine Muskelkraft in dem ruhmlosen Kampfe mit dem Feuer zu verbrauchen. Die Ruhe konnte ihm nur durch den unaufhaltsamen Fortschritt der Zeit aufgezwungen werden, und Lucas beschloß in seiner Herzensgüte, diesen Augenblick abzuwarten.

Schon fühlte sich Morfain bedroht. Er hatte

von den Forschungen gehört, denen sich Jordan mit voller Hingabe widmete, um den plumpen, langsam arbeitenden, barbarischen Hochofen mit seinem schwer lenkbaren ewigen Feuer durch die leichten und willigen Batterien elektrischer Oefen zu ersetzen. Der Gedanke, daß man den Koloß, der sieben bis acht Jahre ununterbrochen fortbrannte, verlöschen lassen und niederreißen könnte, war ihm unfaßbar, rührte ihn in tiefster Seele auf. Er zog zuweilen Erkundigungen ein und wurde von Unruhe erfaßt, als er von dem ersten Erfolge Jordans hörte, den dieser erzielt hatte, indem er die Kohlen gleich am Grubenschacht zum Antrieb von Maschinen verwendete und die so gewonnene Elektricität ohne Stromverlust in die Crêcherie leitete. Aber da der Preis der Elektricität noch immer zu hoch blieb, als daß sie hätte können zur Eisengewinnung verwendet werden, konnte Morfain sich über die Nutzlosigkeit dieses Erfolges freuen. Noch zehn Jahre hindurch hatte er über jeden neuen Mißerfolg Jordans mit stillem Spotte frohlockt, fest überzeugt, daß das Feuer sein Reich verteidigen und sich niemals von dieser geheimnisvollen Kraft, dem unsichtbaren, geräuschlosen Blitz unterjochen lassen werde. Er wünschte aus ganzer Seele das Fehlschlagen aller Versuche seines Herrn, die Vernichtung der immer wieder neu konstruierten, von Tag zu Tag verbesserten Apparate. Doch eines Tages war die drohende Gefahr dicht herangerückt, das Gerücht verbreitete sich, daß es Jordan endlich gelungen sei, sein großes Werk zu krönen: er hatte das Mittel gefunden, um die in den Kohlen gebundene Wärmeenergie direkt in elektrische Energie zu verwandeln, ohne den Umweg über die mechanische Energie — das heißt, er hatte dadurch die Dampfmaschine, das kostspielige und voluminöse Zwischenglied, entbehrlich gemacht. Das

Problem war somit gelöst, der Kostenpreis der Elektricität war auf die Hälfte vermindert, und sie konnte fortan mit Vorteil zum Schmelzen des Eisenerzes verwendet werden. Die Apparate zur Erzeugung der Elektricität funktionierten schon, eine erste Batterie elektrischer Oefen war in Errichtung begriffen, und Morfain umkreiste finster und starrsinnig seinen Hochofen, als wollte er ihn gegen alle feindlichen Mächte verteidigen.

Lucas gab jedoch nicht sogleich Befehl, den Hochofen auszublasen, da er zuerst entscheidende Versuche mit den Batterien der elektrischen Oefen machen wollte. Sechs Monate hindurch waren beide Schmelzmethoden nebeneinander in Thätigkeit, und es waren qualvolle Tage für den alten Gußmeister, denn er fühlte nun, daß dem geliebten Ungetüm, das seiner Obhut anvertraut war, unabwendbar die letzte Stunde nahte. Er sah es bereits von allen verlassen, kein Besucher kam mehr herauf, alle Neugierde umdrängte die elektrischen Oefen unten, die so wenig Platz einnahmen und die, wie es hieß, so rasche und schöne Arbeit lieferten. Er, von heftigem Groll erfüllt, hatte sie nicht einmal ansehen wollen, diese neuen Erfindungen, die er geringschätzig als Kinderspielzeuge bezeichnete. Konnte die uralte Methode, das freie, helle Feuer, das den Menschen zum Herrn der Welt gemacht hatte, entthront werden? Man kehrte sicher dereinst zu ihnen zurück, zu den gewaltigen Hochöfen, deren Flammen jahrhundertelang gebrannt hatten, ohne je zu erlöschen. Und in seiner Einsamkeit, nur von den wenigen Arbeitern des Hochofens umgeben, die schweigsam waren gleich ihm, blickte er von seiner Höhe auf den Schuppen hinab, der die elektrischen Oefen enthielt, glücklich noch in der Nacht, wenn er mit der Glutausstrahlung seiner Abstiche den Horizont entflammte.

Aber der Tag kam, wo Lucas den Hochofen zum Tode verurteilte, nachdem es nun zweifellos feststand, daß er im Vergleich zu der neuen Methode viel zu schwerfällig und kostspielig war. Er sollte ausgeblasen und dann demoliert werden, nachdem er seinen letzten Abstich hergegeben hatte. Als man Morfain dies ankündigte, sagte er kein Wort, und sein ehernes Gesicht verriet nichts von dem, was in ihm vorgehen mochte. Diese Ruhe flößte allen, die ihn kannten, Besorgnis ein. Blauchen stieg, begleitet von ihrer großen Tochter Léonie, zu ihrem Vater hinauf, und gleichzeitig hatte Dada denselben liebevollen Gedanken und kam mit seinem großen Sohn Raymond. Für eine kurze Weile war denn die Familie wieder in der Felsenhöhle vereinigt wie einst, der hünenhafte Vater zwischen der blauäugigen Tochter und dem gewaltigen Sohn, der vom Hauch der Zukunft berührt und in seinem Wesen gemildert war; und außerdem waren nun da die liebliche Enkelin, der kluge Enkel, in denen sich die neue Generation, die thätige Förderin des menschlichen Glücks, verkörperte. Der Großvater ließ sich umarmen und küssen, ohne die Kinder zurückzustoßen, wie er sonst gethan hatte. Obgleich er geschworen hatte, daß er sie nie mehr sehen wolle, ließ er sich diesmal überrumpeln. Aber er erwiderte ihre Zärtlichkeiten nicht. Er schien bereits außerhalb der Zeit zu stehen, ein einsam ragender Zeuge einer vergangenen Welt, in dem alle menschliche Regung erstorben war. Dies geschah an einem kalten, düsteren Herbsttage, und die frühe Dämmerung fiel wie ein grauer Schleier vom Himmel und hüllte die dunkle Erde ein. Morfain erhob sich und brach sein undurchdringliches Schweigen, um zu sagen:

„Ich muß jetzt gehen, wir haben noch einen Abstich.“

Es war der letzte. Alle folgten ihm zum Hochofen. Die Arbeiter warteten schon, in der Dunkelheit kaum erkennbar, und dann folgte der altgewohnte Vorgang: der Feuerspieß wurde in den Thonpfropfen gestoßen, die Oeffnung wurde erweitert, dann schoß das geschmolzene Metall in mächtigem Strahle hervor, eilte in glühenden Bächen durch die Rinnen und erfüllte die Mulden mit brennenden Seen. Noch einmal sprühten aus diesem Feuerboden zahllose Funkengarben auf, blaue Funken von herrlicher Zartheit, goldene Raketen von wundervoller Pracht, wie leuchtende Kornblumen inmitten goldener Aehren. Eine blendende Helle bestrahlte das Gemäuer des Hochofens, die naheliegenden Bauten und Apparate, die Dächer von Beauclair unten, die Weite des Horizonts. Dann erlosch alles wieder, tiefe Nacht sank herab, und alles war zu Ende, der Hochofen hatte ausgelebt.

Morfain, der wortlos zugesehen hatte, rührte sich nicht, stand unbeweglich im Finstern wie einer der Felsen ringsum, die die Nacht wieder in ihren Schoß aufgenommen hatte.

„Vater,“ sagte Blauchen sanft, „da du hier keine Arbeit mehr hast, mußt du nun zu uns hinabkommen. Dein Zimmer erwartet dich seit langem.“

„Vater,“ sagte auch Dada, „nun mußt du wirklich der Ruhe pflegen, und auch bei uns ist dein Zimmer bereit. Du wirst dich zwischen deinen beiden Kindern teilen.“

Der alte Gußmeister antwortete nicht. Ein tiefes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Dann sagte er:

„Es ist gut, ich komme hinunter, ich werde sehen. Geht jetzt!“

Noch vierzehn Tage lang konnte man Morfain nicht bewegen, den Hochofen zu verlassen. Er verfolgte seine langsame Abkühlung wie einen

Todeskampf, er betastete ihn jeden Tag, um sich zu überzeugen, daß er noch nicht ganz tot sei. Und solange er noch etwas Wärme fühlte, blieb er hartnäckig an seiner Seite, so wie er hätte bei der Leiche eines Freundes ausharren mögen, bis sie vollständig erkaltet war. Endlich kamen die Demolierungsarbeiter, und eines Morgens riß er sich von seiner Felsenhöhle los, stieg zur Crêcherie hinab und begab sich mit seinen noch festen Schritten unmittelbar in den großen, hellen Schuppen, in welchem die Batterie der elektrischen Oefen untergebracht war.

Hier befanden sich gerade Jordan und Lucas mit Dada, dem sie die Ueberwachung des Schmelzprozesses übertragen hatten, worin ihm sein Sohn Raymond, ein guter Elektromechaniker, zur Seite stand. Das Funktionieren der Oefen wurde noch von Tag zu Tag geregelt, und Jordan verließ den Schuppen fast nicht, da er noch immer bestrebt war, die Methode zu vervollkommnen, auf die er so viele Jahre des Studiums und der Versuche verwendet hatte.

Als er die hohe, ungebrochene Gestalt des Greises erblickte, rief er freudig aus:

„Ah, mein lieber alter Morfain, Sie sind also vernünftig geworden?"

Keine Linie auf dem ehernen Gesichte des alten Helden bewegte sich, als er erwiderte:

„Ja, Monsieur Jordan, ich wollte Ihren Apparat ansehen."

Lucas beobachtete den Alten nicht ohne Unruhe, denn es war ihm berichtet worden, daß man gerade dazu gekommen war, wie er sich über die Gicht des noch brennenden Ofens gebeugt hatte, als wollte er sich in diesen entsetzlichen Höllenschlund hinabstürzen. Ein Arbeiter hatte ihn zurückgerissen und hatte ihn so verhindert, seinen alten Leib, alles was noch von

seinem hundert und hundertmal gerösteten Körper übrig war, dem Moloch hinzuwerfen, den er mehr als ein halbes Jahrhundert lang geliebt und bedient hatte.

„Das ist schön von Ihnen, mein wackerer Morfain, daß Sie in Ihrem Alter noch wißbegierig sind," sagte Lucas, ohne den Blick von ihm zu wenden. „Sehen Sie sich diese Spielzeuge nur an."

Die Batterie bestand aus zehn Oefen, jeder ein Rohziegelwürfel von zwei Meter Höhe bei einundeinhalb Meter Breite. Außerhalb sah man die mächtigen Elektroden, starke cylindrische Kohlenstäbe, die mit den Leitungsdrähten verbunden waren. Die Prozedur war eine sehr einfache. Eine elektrische Schraube ohne Ende, die durch Drehung eines Knopfes in Bewegung gesetzt wurde, bediente die Oefen, förderte das Erz herbei und schüttete es der Reihe nach in die zehn Oeffnungen. Ein zweiter Knopf diente zum Schließen des elektrischen Stromes, zum Erzeugen des Funkenbogens, dessen ungeheure Temperatur von zweitausend Grad in fünf Minuten zweihundert Kilogramm Metall schmelzen konnte. Und wenn dann ein dritter Knopf gedreht wurde, öffneten sich die Platinthüren, die die Oefen verschlossen, während zugleich eine Art Rollbahn sich in Bewegung setzte, die die Gußmulden aus feinem Sande den Oeffnungen zuführte, wo jede Mulde ihre zweihundert Kilogramm geschmolzenes Metall aufnahm, um dann zur Abkühlung ins Freie hinaus befördert zu werden.

„Nun, mein wackerer Morfain!" rief Jordan in kindlicher Freude, „was sagen Sie dazu?"

Er erklärte ihm, daß diese Spielzeuge, indem sie alle fünf Minuten zweihundert Kilo schmolzen, bei einer Arbeitsdauer von zehn Stunden täglich zweihundertvierzig Tonnen Roheisen liefern konnten.

Dies war eine ganz ungeheure Leistung, wenn man bedachte, daß der alte Hochofen, der Tag und Nacht brannte, nicht den dritten Teil dieser Produktion erreichte. Die elektrischen Oefen blieben denn auch selten länger als drei oder vier Stunden in Thätigkeit, denn dank ihrer spielend leichten Handhabung konnte man sie nach Belieben entzünden und sie wieder verlöschen, sobald sie das gewünschte Quantum geliefert hatten. Und welche Bequemlichkeit, welche Reinlichkeit, welche Einfachheit! Es gab fast keinen Staub mehr, die Elektroden lieferten selbst den Kohlenstoff, der zur Verkohlung des Eisens nötig war. Bloß die Gase entwichen, und Schlacken bildeten sich so wenig, daß man sich ihrer leicht mittelst einmaliger täglicher Reinigung entledigte. Kein barbarisches Ungetüm mehr, dessen Verdauung so viel Sorge verursachte! Vorbei mit den zahlreichen komplizierten Hilfsapparaten, womit man ihn umgeben mußte, den Reinigungscylindern, den Winderhitzungscylindern, der Gebläsemaschine, der kontinuierlichen Wasserberieselung! Vorbei mit der ewig drohenden Verstopfung und Abkühlung! Es war nicht mehr nötig, um eines schlecht funktionierenden Windleitungsrohres willen einen Teil des Kolosses zu demolieren. Es bedurfte keiner Aufgeber an der Gicht mehr, keiner Gießer, die den Thonpfropfen durchtrieben und sich die Haut an der Glut des geschmolzenen Metalls versengen ließen; die ganze kleine Armee der Bedienungsmannschaft, die Tag und Nacht in ununterbrochener Wachsamkeit das Ungeheuer umgeben mußte, war überflüssig geworden. In dem großen, reinlichen, hellen Schuppen hatte die Batterie der zehn elektrischen Oefen mit ihrer kleinen Rollbahn bequem auf einer Fläche von fünfzehn Metern Länge und fünf Metern Breite Platz, und drei Kinder hätten genügt, um sie in Thätigkeit zu

setzen: eines für den Knopf der endlosen Schraube, eines für den der Elektroden, eines für den der Rollbahn.

„Nun, was sagen Sie dazu, mein wackerer Morfain?“ wiederholte Jordan freudestrahlend.

Der alte Gußmeister stand wortlos und regungslos und blickte auf die Oefen. Die Nacht brach herein, der Schuppen erfüllte sich mit Dunkelheit, und das regelmäßige, leichte Funktionieren der Batterie hatte etwas Zauberhaftes an sich. Lichtlos und kalt standen die Oefen da, wie schlafend, während die kleinen Wagen mit Erz, von der Schraube ohne Ende bewegt, ihren Inhalt in sie schütteten. Von fünf zu fünf Minuten öffneten sich dann die zehn Platinthüren, zehn weißglühende Strahlen geschmolzenen Metalls erleuchteten blendend die Dunkelheit, und zehn Glutflächen, aus denen blaue Funken und goldene Raketen aufsprühten, wurden in langsamer, gleichmäßiger Bewegung von der Rollbahn entführt. Es war ein wundersames Schauspiel, diese rhythmische Aufeinanderfolge des Aufblitzens von immer zehn strahlenden Gestirnen, von denen der Schuppen in regelmäßigen Intervallen taghell erleuchtet wurde.

Dada, der bis jetzt geschwiegen hatte, deutete nun auf den vom Dache herabkommenden dicken Leitungsdraht.

„Siehst du, Vater,“ sagte er, „die Elektricität wird durch diesen Draht hereingeführt, und sie hat eine solche Kraft, daß wenn man den Draht zerrisse, alles in Stücke ginge, wie durch einen Blitzschlag.“

Lucas, dessen Besorgnisse zerstreut waren, da er Morfain so ruhig sah, lachte.

„Sagen Sie das nicht, unsre Leute würden nur unnötig Angst bekommen. Es würde nichts in Stücke gehen, der Unvorsichtige, der den Draht anrührte,

käme allein in Gefahr. Und übrigens ist der Draht fest."

„Das allerdings!" rief Dada. „Es würde eine starke Faust dazu gehören, um ihn zu zerreißen!"

Morfain, starr und unempfindlich nach wie vor, hatte sich genähert, und er brauchte bloß die Hand zu erheben, um den Draht zu erreichen. Einige Augenblicke stand er unbeweglich mit seinem tiefgefurchten Gesicht, auf dem kein Gedanke zu lesen war. Aber plötzlich flammte eine solche Glut in in seinen Augen auf, daß Lucas von ahnungsvollem Schrecken durchzuckt wurde.

„Eine starke Faust, glaubst du?" sagte er mit tiefer Stimme. „Das wollen wir einmal sehen, mein Sohn!"

Und ehe jemand ihn hindern konnte, erfaßte er den Draht mit seinen vom Feuer gehärteten, stählernen Zangen gleichenden Händen, drehte ihn und zerriß ihn mit übermenschlicher Kraft, wie ein zorniger Riese die Schnur eines Kinderspielzeuges zerrissen hätte. Ein starker Blitz flammte blendend auf, dem sogleich tiefe Finsternis folgte; und in dieser Finsternis hörte man den Fall eines schweren Körpers, der alte Riese war zu Boden gestürzt wie eine gefällte Eiche.

Man holte eiligst Laternen herbei. Tief erschüttert, konnten Jordan und Lucas nur den Tod des Greises konstatieren, während Dada weinte und klagte. Der alte Gußmeister schien keinen Schmerz gelitten zu haben; auf dem Rücken ausgestreckt lag er da, ein in der Glut gehärteter Koloß, dem das Feuer nichts anhaben konnte. Seine Kleider brannten, und man mußte sie löschen. Er hatte das geliebte Ungeheuer nicht überleben wollen, den alten Hochofen, dessen letzter Anbeter er war. Mit ihm endigte der primitive Kampf mit den Elementen, endigte das Geschlecht der Bezwinger des Feuers und Eroberer des Metalles,

das unter das Sklavenjoch der qualvollen Arbeit gebeugt gewesen, und das mit Stolz seinen Adelsbrief der uralten schweren Mühsal aufwies, unter deren Last die Menschheit einer glücklicheren Zukunft entgegenkeuchte. Er hatte sich hartnäckig der Kunde verschlossen, daß die neue Zeit erstanden war, wo jedem, dank dem Siege der gerechten Arbeit, etwas von der Ruhe, der Erquickung, dem glücklichen Lebensgenusse zu teil wurde, deren früher nur einige Bevorrechtete sich hatten erfreuen können, auf Kosten der ungerechten Leiden der weitaus meisten. Er fiel als starrsinniger, weltabgewandter Held der alten, schrecklichen Frone, ein an seinen Amboß geketteter Cyklop, ein blinder Feind alles dessen, was ihn befreite, der seinen Stolz in seine Unterjochung setzte, und der jede Verminderung des Leidens und der Mühsal wie eine schmähliche Entartung von sich wies. Die Kraft der jungen Zeit, der Blitz, dessen Gewalt er hatte leugnen wollen, hatte ihn vernichtet, und er schlief nun den ewigen Schlaf.

Innerhalb der nächsten Jahre wurden noch drei Ehen geschlossen, die die Klassen noch mehr vermischten, die Bande noch enger knüpften zwischen dem kleinen Volke der Brüderlichkeit und des Friedens, das sich unaufhörlich vermehrte. Der älteste Sohn Lucas' und Josinens, Hilaire, ein kräftiger junger Mann von nun schon sechsundzwanzig Jahren, heiratete Colette, eine entzückende achtzehnjährige Blondine, die Tochter Nanets und Nises; damit kam das Blut der Delaveau zur Ruhe im Blute der Froment und jener Josine, die einst halbverhungert am Thore der Stahlwerke gezittert und geweint hatte. Dann heiratete eine andre Froment, Thérèse, das dritte Kind Lucas', ein großes, schönes, heiteres Mädchen von siebzehn Jahren, Raymond, den Sohn von Dada und Honorine Caffiaux, der

zwei Jahre älter war als sie; damit vermischte sich das Blut der Froment wieder mit dem der Morfain, des antiken Arbeitergeschlechtes, und dem der Caffiaux, der Angehörigen des ehemaligen Handels, den die Crêcherie zu Grunde gerichtet hatte. Und endlich vereinigte sich die liebenswürdige zwanzigjährige Léonie, Tochter von Blauchen und Achille Gourier, mit Séverin Bonnaire, dem jüngeren Bruder Luciens, der gleichen Alters mit ihr war; und hier verschmolz das sterbende Bürgertum mit dem Volke, mit den rauhen, in ihr Schicksal ergebenen Arbeitern der alten Zeit und den revolutionären neuen Arbeitern, die ihrer vollständigen Befreiung zustrebten.

Fröhliche Hochzeitsfeste wurden gefeiert, die glückliche Nachkommenschaft Lucas' und Josinens sollte blühen und sich vermehren, sollte die neue Stadt bevölkern helfen, die Lucas erbaut hatte, damit Josine, und das ganze Volk mit ihr, von dem ungerechten Elend errettet werde. Der mächtige Strom der Liebe, des Lebens verbreiterte sich ohne Unterlaß, verzehnfachte die Ernten, ließ immer neue Menschen entstehen, damit immer mehr Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden werde. Die junge, fröhliche, siegreiche Liebe führte die Paare, die Familien, die ganze Stadt der vollkommenen Eintracht, dem endgültigen Glück entgegen. Und da jede Heirat ein neues, von Grün umgebenes Häuschen dem Boden entwachsen ließ, ergoß sich die Flut der hellen weißen Häuser unablässig immer weiter, erreichte das alte Beauclair und schwemmte es weg. Seit langem war das alte, schmutzige Viertel, in dessen elenden Hütten die Arbeiter jahrhundertelang zusammengepfercht vegetiert hatten, niedergerissen und verschwunden und hatte breiten, mit Bäumen bepflanzten und von schönen Häusern eingefaßten

Straßen Platz gemacht. Auch das bürgerliche Viertel war nun schon bedroht, neue Straßenzüge waren durchgebrochen worden, die alten Gebäude der Unterpräfektur, des Gerichts, des Gefängnisses wurden, zum Teil erweitert, nun zu andern Zwecken verwendet. Bloß die uralte Kirche stand noch, rissig und baufällig, inmitten eines kleinen, öden Platzes, auf welchem Gras und Unkraut wuchs. Ueberall machten die alten bürgerlichen Erbbesitze, die Zinshäuser, brüderlicheren und gesünderen Bauten Platz, die von allen Seiten frei in dem Riesengarten standen, in welchen sich die Stadt allmählich verwandelte, und deren jedes von reichlicher Beleuchtung erhellt und von frischem, klarem Wasser durchrieselt war. Die Zukunftsstadt war nun zur Gegenwart geworden, eine sehr große, schöne, blühende Stadt, deren sonnenhelle Straßen sich immer mehr verlängerten und sich nun schon bis an die Felder der fruchtbaren Roumagne erstreckten.

III.

Es vergingen noch zehn Jahre, und die Liebe, die die Paare vereinigt hatte, die sieghafte und fruchtbare Liebe, ließ in jedem Hause blühende Kinder aufsprießen, in denen die Zukunft heranreifte. Mit jeder neuen Generation verbreitete und befestigte sich die Herrschaft der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens unter den Menschen.

Lucas, der nun schon fünfundsechzig Jahre zählte, fühlte sich mit dem zunehmenden Alter immer stärker und inniger zu den Kindern hingezogen. Nun, da der Städteerbauer und Völkerbegründer, der in ihm lebte, die Stadt seines Ideals aus dem Boden

erstehen sah, befaßte er sich hauptsächlich mit den keimenden Generationen, wandte sich den Kindern zu, widmete ihnen alle seine Zeit, im Hinblick darauf, daß in ihnen die Zukunft lag. Sie und die Kinder ihrer Kinder, und mehr noch die Kinder dieser letzteren würden eines Tages das hochentwickelte, weise Volk bilden, welches seinen Traum einer nur von Gerechtigkeit und Güte beherrschten Menschheit verwirklichen sollte. Die reifen Menschen können nur zum geringen Teil von den Irrtümern und Gewohnheiten befreit werden, in deren Bande der Atavismus sie schlägt. Daher muß man auf die Kinder wirken, muß die falschen Ideen bei ihnen im Keime ersticken, damit sie dem ihnen innewohnenden Entwicklungstrieb ungehemmt folgen und sich zu vollkommenen Wesen umgestalten können. So mußte jede Generation um einen weiteren Schritt vorwärts gebracht, durch jede mehr Wahrheit festgestellt, mehr Glück und Frieden verbreitet werden. Lucas pflegte daher auch mit seinem guten Lächeln zu sagen, die Kinder seien die stärksten und siegreichsten Eroberer seines kleinen vorwärtsdringenden Volkes.

Bei den großen Morgenrundgängen, die Lucas zweimal wöchentlich durch seine Schöpfung machte, widmete er daher das meiste seiner Zeit und seines Herzens den Schulen und auch den Krippen, wo die ganz Kleinen behütet wurden. Er begann gewöhnlich bei ihnen, ehe er sich in die Werkstätten und Magazine begab, er genoß gleich in den ersten Morgenstunden die Freude über diese fröhliche, in Gesundheit blühende Jugend. Da er jede Woche andre Tage für seine Ueberwachungs- und Ermunterungsrundgänge wählte, wurde er nirgends erwartet, erschien er immer überraschend inmitten der lärmenden kleinen Welt, wo alle ihn als einen fröhlichen und guten Großvater vergötterten.

An einem prächtigen Frühjahrsmorgen wandte also Lucas seine Schritte den Schulen zu, um seinen Kindern, wie er sie alle nannte, wieder einen Besuch abzustatten. Die Strahlen der Morgensonne fielen in einem Goldregen durch das Laub der Bäume, und Lucas ging langsam durch eine der Alleen dahin, als er, an dem von den Boisgelin bewohnten Hause vorbeikommend, durch eine wohlbekannte, liebe Stimme aufgehalten wurde.

Suzanne, die ihn hatte herankommen sehen, war bis zur Gartenthür geeilt und hatte ihn angerufen.

„Ach, lieber Freund, ich bitte Sie, kommen Sie auf einen Augenblick herein. Der arme Mann hat wieder einen Anfall bekommen, und ich bin sehr in Sorge seinetwegen.“

Sie sprach von Boisgelin. Eine Zeitlang hatte er zu arbeiten versucht, unbehaglich in seiner Unthätigkeit inmitten dieses von der Arbeit aller seiner Bewohner surrenden Bienenkorbes. Jagen und Reiten genügten nicht mehr, um seine Zeit auszufüllen, und seine Trägheit lastete schwer auf ihm. So hatte ihm denn Lucas, auf Suzannens Fürbitte und um seiner erhofften Umwandlung in einen andern Menschen Vorschub zu leisten, eine Art Inspektorstelle in den Genossenschaftsmagazinen anvertraut, wo er eine nur wenig Zeit in Anspruch nehmende Ueberwachungsthätigkeit auszuüben hatte. Aber der Mensch, der nie etwas mit seinen beiden Händen geleistet hat, der Nichtsthuer von Geburt, hat keine Macht mehr über sich, kann sich in keine Regel, in keine Methode mehr fügen. Boisgelin mußte bald erkennen, daß er zu einer fortgesetzten Beschäftigung unfähig war. Seine Gedanken verwirrten sich, seine Glieder verweigerten den Gehorsam, er wurde von Schlafsucht, von vollkommener Entkräftung befallen.

Allmählich glitt er wieder in die Leere seines früheren Lebens zurück, in das vollkommene Nichtsthun, womit er stets nutzlos seine Tage verbracht hatte. Nur fehlte ihm jetzt das Betäubungsmittel des Luxus und der Vergnügungen, und eine ungeheure, entsetzliche Langweile überkam ihn, die durch nichts unterbrochen wurde. So lebte er denn dahin und alterte in stumpfsinniger Betäubung über all die unerhörten Dinge, die sich rings um ihn begaben, und die auf ihn wirkten, als ob er auf einen andern Planeten gefallen wäre.

„Hat er Anfälle heftiger Erregung?“ fragte Lucas.

„Nein,“ antwortete Suzanne. „Er ist nur sehr still und scheu, und ich bin nur deshalb so besorgt, weil sein Wahn ihn wieder erfaßt hat.“

Der Geist Boisgelins hatte sich in letzter Zeit verwirrt. Von früh bis Abend schlich er herum, gleich einem Phantom der Trägheit, irrte bleich und verstört durch die wimmelnden Straßen, durch die lärmenden Schulen, durch die dröhnenden Werkstätten, bei jedem Schritte in Gefahr, mitgerissen und überrannt zu werden. Er allein that nichts, während alle andern im überströmenden Frohgefühl der Thätigkeit sich regten und beeilten. Er hatte sich nicht acclimatisieren können, seine Vernunft hatte sich unter der Einwirkung all des Neuen um ihn herum getrübt, und da er allein inmitten dieses Volkes von Arbeitern müßig war, wurde er von dem Wahn erfaßt, daß er der Gebieter, der König sei, auf dessen Geheiß alle diese Sklaven arbeiteten und unermeßliche Reichtümer zu Tage förderten, über die er nach seinem Gefallen, für seinen persönlichen Genuß verfügte. Die alte Gesellschaft war zusammengestürzt, aber der Begriff von der Herrschaft des Kapitals war in seinem Geiste aufrecht geblieben, und er war nun in seinem Größenwahn

der übermächtige, der Gott-Kapitalist, dem alle Kapitalien der Erde gehörten und der alle Menschen zu seinen Sklaven, zu unterwürfigen Handlangern seines persönlichen Wohlgenusses gemacht hatte.

Lucas traf Boisgelin auf der Schwelle der Hausthür, mit der peinlichen Sorgfalt gekleidet, die er auch jetzt noch auf seine Person verwendete. Siebzig Jahre alt, war er noch immer der schön sein wollende Geck mit zierlichen Bewegungen, sorgfältig rasiertem Gesichte, das Monocle im Auge. Nur der unstete Blick, der schlaffe Mund verrieten die innere Verwüstung. Einen Spazierstock in der Hand, den glänzenden Cylinder auf dem Kopfe, so war er im Begriffe, sein Haus zu verlassen.

„Wie, schon auf den Beinen, schon in Bewegung?“ rief Lucas ihm mit gemachter Heiterkeit zu.

„Ich muß wohl, verehrter Freund,“ erwiderte Boisgelin, nachdem er ihn eine kurze Weile mißtrauisch gemustert hatte. „Wie sollte ich ruhig schlafen, wenn mein Geld und die Arbeit aller meiner Leute mir Millionen täglich tragen und alle Welt mich betrügt? Ich muß meine Augen überall haben, muß allerorten selber zum Rechten sehen, wenn mir nicht stündlich Hunderttausende unterschlagen werden sollen!“

Suzanne warf Lucas einen bekümmerten Blick zu. Dann sagte sie:

„Ich habe ihm geraten, heute zu Hause zu bleiben. Wozu alle diese Quälerei?“

Boisgelin unterbrach sie mit lebhafter Handbewegung.

„Es handelt sich nicht bloß um die heute einfließenden Summen, sondern um alle die schon aufgehäuften Milliarden, die sich täglich durch neue Millionen vergrößern. Ich finde mich schon gar nicht mehr zurecht, ich weiß nicht mehr, was ich mit

diesem kolossalen Vermögen anfangen soll. Ich muß es doch verwalten, es nutzbringend anlegen, es überwachen, wenn ich nicht allzusehr bestohlen werden soll. O, das ist eine Aufgabe, von deren Schwierigkeit Sie sich keinen Begriff machen können, und die mich erdrückt, mich unglücklicher macht als den Aermsten der Armen!"

Seine Stimme zitterte, und Thränen rannen über seine Wangen. Er war mitleiderregend, und Lucas, dem dieser Unthätige in seiner arbeitsamen Stadt ein Greuel war, fühlte sich gleichwohl tief bewegt.

„Pah, Sie könnten trotzdem einmal einen Tag ausruhen," sagte er. „Ich würde an Ihrer Stelle dem Rate Ihrer Frau folgen, würde hübsch zu Hause bleiben und mich an den Rosen im Garten erfreuen."

Boisgelin sah ihn wieder mißtrauisch an. Dann sagte er, plötzlich einen freundschaftlichen, vertraulichen Ton anschlagend:

„Nein, nein, ich muß unbedingt fort. Mehr noch als die Ueberwachung meiner Arbeiter und die Verwertung meines Vermögens liegt mir die Sorge schwer auf der Seele, daß ich nicht weiß, wo ich mein Geld aufbewahren soll. Denken Sie nur, Milliarden und Milliarden! Das nimmt schon so viel Platz ein, daß kein geschlossener Raum groß genug dazu ist. Da will ich mich nun einmal umsehen, ob ich nicht irgendwo eine große, tiefe Höhle finde. Aber sagen Sie niemand etwas, kein Mensch darf eine Ahnung davon haben!"

Und während Lucas bestürzt auf Suzanne blickte, die mit Mühe ihre Thränen zurückdrängte, benutzte Boisgelin die Pause, um an ihnen vorbei und fortzugehen. Mit noch immer raschem Schritt erreichte er die Straße und verschwand. Lucas wollte ihm nacheilen.

„Ich versichere Ihnen, liebe Freundin, daß Sie unrecht thun, ihn sich selbst zu überlassen. Ich kann ihm nicht begegnen, wie er so verloren überall umherirrt, ohne zu fürchten, daß es noch einmal ein großes Unglück mit ihm giebt."

Seit langem schon hegte er diese Besorgnis, und nur die Gelegenheit gab ihm den Mut, mit Suzannen davon zu sprechen. Nichts war ihm peinlicher als der Anblick dieses in Kindheit zurückverfallenen Greises, der seine Wahnbilder von Reichtum und Luxus durch die emsige Arbeitsstadt trug. Wenn er ihm begegnete, gleich einem letzten Proteste der Vergangenheit, folgte er ihm mit den Augen und konnte lange den beklemmenden Eindruck dieses wandelnden Gespenstes der toten Gesellschaft nicht abschütteln.

Suzanne versuchte ihn zu beruhigen.

„Er ist vollkommen harmlos, dessen können Sie sicher sein. Ich fürchte nur für ihn, denn manchmal ist er so niedergeschlagen, so trübsinnig, so erdrückt von seinem ungeheuren Reichtum, daß ich Angst habe, er könnte auf einmal ein Ende machen wollen. Aber wie könnte ich es über mich bringen, ihn einzuschließen? Es wäre eine unnötige Grausamkeit, da er doch niemand etwas in den Weg legt, nicht einmal mit jemand spricht, sondern scheu und furchtsam umhergeht wie ein Kind, das aus der Schule weggeblieben ist."

Die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, liefen nun über ihre Wangen.

„Ach, der Unglückliche! Ich habe viel durch ihn gelitten, aber er hat mir noch nie so viel Kummer gemacht wie jetzt!"

Als sie dann erfuhr, daß Lucas sich in die Schulen begab, erbot sie sich, ihn zu begleiten. Auch sie war nun schon in ein hohes Alter getreten, sie zählte achtundsechzig Jahre; aber sie war gesund,

beweglich und thätig geblieben und erfüllte ihr Leben mit der Sorge für andre, mit guten Werken. Seitdem ihr Sohn Paul, der nun verheiratet und Vater mehrerer Kinder war, sie nicht mehr in Anspruch nahm, hatte sie sich eine größere Familie geschaffen, indem sie Lehrerin wurde und die Kinder der ersten Klasse, die ganz Kleinen, im Gesang unterrichtete. Es war ihr eine köstliche Aufgabe, in den reinen kindlichen Seelen die Harmonien der Musik zu erwecken. Sie war eine gute Musikerin, aber sie wollte den Kleinen keinerlei musikalisches Wissen beibringen, sie wollte ihnen lediglich das Singen natürlich machen, wie den Vögeln im Walde, wie allen Geschöpfen, die frei und fröhlich leben. Und sie erzielte wunderbare Erfolge, in ihrer Klasse schmetterte und jubilierte es wie in einem Vogelhaus; und die Jugend, die sie aus ihren Händen entließ, erfüllte dann die andern Klassen, die Werkstätten, die ganze Stadt mit unablässig zwitschernder Fröhlichkeit.

„Heute ist aber nicht Ihr Tag," bemerkte Lucas.

„Nein, ich will bloß die Erholungsstunde benutzen, um meine kleinen Engel ein Lied wiederholen zu lassen. Dann haben wir auch einiges zu beraten, Soeurette, Josine und ich."

Die drei Frauen waren unzertrennliche Freundinnen geworden. Soeurette hatte die Leitung der Zentralkrippe beibehalten, wo sie über die Kleinsten wachte, über die Kinder, die noch in der Wiege lagen oder eben erst zu gehen anfingen. Und Josine leitete die Schneiderinnen- und Wirtschaftsschule, wo sie aus allen Mädchen, die durch ihre Hände gingen, gute Hausfrauen und gute Mütter machte. Außerdem bildeten Suzanne, Soeurette und Josine eine Art Rat der Drei, der alle die Frauen betreffenden ernsten Angelegenheiten des Gemeinwesens besprach und bestimmte.

Lucas und Suzanne waren die baumbepflanzte Straße entlang geschritten und betraten nun den großen Platz, auf welchem sich das Gemeinhaus befand, das von grünen Rasenplätzen und herrlichen Blumenbeeten umgeben war. Das einfache Gebäude der ersten Zeit hatte nun einem wahren Palast Platz gemacht, dessen polychrome Fassade mit den leuchtenden Fayencen und der sichtbaren Eisenkonstruktion erquickend auf das Auge wirkte. Große Festsäle, Spielhallen und ein Theater standen hier dem Volke zur Verfügung und vereinigten es zu häufigen Belustigungen, die die Tage der Arbeit unterbrachen. Neben dem Familienleben, welches sich jeder in seinem Hause nach seinem Gefallen gestaltete, war es gut und ersprießlich, das Volk so oft als möglich in gemeinsamen Veranstaltungen zu einer Einheit zusammenzufassen, das Leben aller an gewissen Tagen in ein einziges Bett zu lenken, damit die vollkommene Harmonie immer mehr zur Wahrheit werde. Während daher die Familienhäuser einfach waren, prangte das Gemeinhaus in reichem Luxus, entwickelte alle die Pracht und Schönheit, die dem königlichen Wohnsitz des souveränen Volkes zukommt. Es schien eine Stadt in der Stadt werden zu wollen, so dehnte es sich unaufhörlich, um den wachsenden Bedürfnissen zu genügen. Hinter dem Hauptgebäude entstanden immer neue Anbauten für Bibliotheken, für Laboratorien, für Vorlesungen und Kurse, welche jedermann zu Untersuchungen und Experimenten zur Verfügung standen, welche Bildung und Wissen zu einem für alle offenen Gebiete machten und die festgestellten Wahrheiten überallhin verbreiteten. Außerdem gab es Rasenplätze und luftige Hallen für körperliche Uebungen aller Art und ausgezeichnet eingerichtete Badehäuser mit Wannen- und Schwimmbädern, welche überflutet waren

von dem frischen, klaren Wasser, das von den Hängen der Monts Bleuses herabkam und durch seinen unerschöpflichen Reichtum die Sauberkeit, die Gesundheit und Freude der wachsenden Stadt bildete. Und gar die Schulen waren eine Welt für sich geworden, die nun neben dem Gemeinhause in eignen Gebäuden untergebracht waren, und wo Tausende von Kindern unterrichtet wurden. Um eine schädliche Ueberfüllung zu vermeiden, waren zahlreiche Abteilungen errichtet worden, jede in einem abgesonderten Pavillon, dessen Fenster auf einen Garten sahen. Das Ganze bildete eine Stadt der Kindheit und Jugend, von den Kleinsten in der Wiege angefangen bis zu den Jünglingen und jungen Mädchen, die ihre Lehrlingszeit durchmachten, nachdem sie die fünf Klassen der Schule besucht und dort eine vollständige Bildung und Erziehung genossen hatten.

„Ich fange immer beim Anfang an,“ sagte Lucas mit seinem heiteren Lächeln. „Zuerst besuche ich immer meine kleinen Freunde, die noch an der Brust liegen.“

„Selbstverständlich,“ erwiderte Suzanne ebenfalls heiter. „Ich gehe mit Ihnen.“

In diesem Pavillon, dem ersten zur Rechten, der mitten in einem Rosengarten stand, herrschte Soeurette über etwa hundert Wiegen und über ebensoviele Rollstühlchen. Sie überwachte auch die benachbarten Pavillons, aber sie kehrte immer zu diesem zurück, wo sich drei Enkelinnen und ein Enkel Lucas' befanden, die sie vergötterte. Lucas und Josine, die wußten, wie sehr die gemeinsame Erziehung der Kinder der Stadt nützlich gewesen, hatten gewünscht, daß die Kinder ihrer Kinder von zartester Jugend auf mit den andern aufwüchsen.

Josine befand sich eben auch da, an der Seite Soeurettens. Beide waren nicht mehr jung, Josine achtundfünfzig, Soeurette fünfundsechzig Jahre alt.

Aber Josine war noch immer schlank und anmutig, hatte noch immer ihr prachtvolles Haar, dessen Goldfarbe nur etwas verblaßt war; während Soeurette, wie das bei schmächtigen, reizlosen Mädchen oft der Fall ist, nicht zu altern schien und mit den Jahren eine eigne, unvergängliche Anmut gewonnen hatte. Suzanne war mit ihren achtundsechzig Jahren die älteste, auch sie vom Alter verschönt, die nie eine andre Schönheit besessen hatte als die ihrer sanften Güte und ihrer durch Nachsicht gemilderten Klugheit. Und alle drei umgaben Lucas mit ihren treuen Herzen, die eine als liebende Gattin, die beiden andern als leidenschaftlich ergebene Freundinnen.

Als Lucas mit Suzanne eintrat, hielt Josine einen Knaben von kaum zwei Jahren auf dem Schoße, dessen rechtes Händchen Soeurette untersuchte.

„Was hat mein kleiner Olivier?" fragte Lucas beunruhigt. „Hat er sich verletzt?"

Es war sein jüngster Enkel, Olivier Froment, Sohn seines ältesten Sohnes Hilaire und Colettens, der Tochter Nanets und Nises. Alle die Ehen, die geschlossen worden, trugen nun ihre Früchte, erfüllten die Krippen und Schulen mit einer unaufhörlich wachsenden Flut blonder und brauner Köpfe, mit der blühenden Schar der Jugend, die unaufhaltsam der Zukunft entgegenwuchs.

„O," sagte Soeurette, „nur ein kleiner Splitter, wahrscheinlich vom Brett seines Stühlchens. So — es ist schon wieder gut!"

Der Kleine hatte einen leichten Schrei ausgestoßen und lachte nun schon wieder. Ein Mädchen von vier Jahren kam herbeigelaufen, mit ausgebreiteten Armen, als ob sie ihn nehmen und forttragen wollte.

„Willst du ihn wohl in Ruhe lassen, Mariette!" rief Josine. „Dein kleiner Bruder ist nicht dazu da, daß du eine Puppe aus ihm machst!"

Mariette protestierte und sagte, daß sie brav sei. Josine küßte sie und sah Lucas an, und beide lächelten glücklich über dieses kleine Volk, das ihrer Liebe entsprossen war. Suzanne führte eben zwei andre Blondköpfchen herbei, Hélène und Berthe, ein Zwillingspaar von vier Jahren, ebenfalls die Enkelinnen Lucas' und Josinens. Es waren die Kinder ihrer zweiten Tochter Pauline, die sich mit André Jollivet vermählt hatte, den sein Großvater, der Präsident Gaume, nach dem tragischen Tode des Hauptmanns und dem Verschwinden seiner Mutter Lucile zu sich genommen und erzogen hatte. Lucas und Josine hatten von ihren fünf Kindern drei bereits verheiratet: Hilaire, Thérèse und Pauline, während zwei, Charles und Jules, verlobt waren.

„Und diese Kleinen da vergessen Sie?" rief Suzanne heiter.

Die Zwillinge warfen sich Lucas, den sie vergötterten, um den Hals; Mariette kletterte an seinen Beinen hinauf, und auch der ganz Kleine, Olivier, streckte seine Händchen aus und schrie zappelnd so lange, bis der Großvater ihn zu sich emporhob.

„Nun fehlte nur noch," lachte Lucas, „daß Sie Maurice herbeiholten, Ihre Nachtigall, wie Sie ihn nennen, dann wären es ihrer fünf, die mich zerreißen würden. Mein Gott, was wird das werden, wenn es ihrer erst Dutzende sind!"

Er stellte die Zwillinge und Mariette, die rosigen, blauäugigen Blondköpfchen, zur Erde, nahm den kleinen Olivier und schwang ihn hoch in die Luft, so daß er laute Schreie des Entzückens ausstieß. Dann setzte er ihn wieder in sein Stühlchen.

„Nun heißt es wieder brav sein, Kinder. Ich kann nicht immer mit euch spielen, ich muß mich auch nach den andern umsehen."

Von Soeurette geführt, von Josine und Suzanne

gefolgt, setzte er seinen Rundgang fort. Ein köstlicher Reiz lag über diesen Heimstätten der kleinsten Kindheit, mit ihren weißen Mauern, ihren weißen Wiegen, ihren rosigen Kindern in weißen Linnen, ihren von hellem Tageslicht durchfluteten Räumen. Auch hier rieselte überall das Wasser, man spürte seine erquickende Frische, man hörte sein leises Rauschen, seiner krystallenen Flut war die Sauberkeit zu danken, von welcher alle Gegenstände erglänzten. Ueberall herrschte Heiterkeit und Gesundheit. Wenn auch hier und da klagendes Weinen aus einer Wiege erscholl, so hörte man doch hauptsächlich nur das reizende Stammeln, das silberne Lachen der Kinder, die schon gehen konnten und den Raum mit ihren hin und her krabbelnden kleinen Gestalten erfüllten. Spielzeuge, ein andres kleines, stummes Volk von naiver Komik, Puppen, Hampelmänner, hölzerne Pferde und Wagen lagen und standen überall umher. Sie waren das Eigentum aller, der Knaben wie der Mädchen, die alle zu einer Familie vermengt waren, die von zartester Kindheit an miteinander als Geschwister aufwuchsen, um dann Mann und Frau zu werden und Seite an Seite bis zum Grabe ein gemeinschaftliches Dasein zu führen.

Oft hielt Lucas an und rief aus: „O, der hübsche Junge! O, das hübsche Mädchen!“ Aber er hatte sich geirrt, der Junge war ein Mädchen, oder umgekehrt.

„Wie,“ sagte er, vor einer Wiege stehen bleibend, „wieder ein Zwillingspaar? Was für süße Kinder, und wie ähnlich einander!“

„Nicht doch, nicht doch!“ lachte Soeurette. „Das ist ein kleines Mädchen, dem der kleine Junge von nebenan einen Besuch macht. Sowie sie nur so weit kriechen können, findet man oft drei oder vier bei einander, sich umschlungen haltend.“

Alle lachten fröhlich über diese schöne Saat der Liebe und Zärtlichkeit, die da im Keimen begriffen war. Suzanne, die zuerst lebhafte Befürchtungen, ja sogar starken Widerwillen gegen die gemeinsame Erziehung und den gemeinsamen Unterricht beider Geschlechter gehegt hatte, war nun voll Bewunderung über die erreichten prächtigen Resultate. Die Knaben und Mädchen, die man früher wohl bis zum Alter von sieben oder acht Jahren zwanglos miteinander hatte verkehren lassen, die man aber dann trennte, und zwischen denen man eine unübersteigliche Mauer aufrichtete, waren jedes in Unkenntnis des andern aufgewachsen, waren Fremde, Feinde geworden, zwischen denen der Geschlechtstrieb brutal hervorbrach, wenn in der Hochzeitsnacht das Weib dem Manne ausgeliefert wurde. Ihre Geistesentwicklung bewegte sich auf abweichenden Linien, das Geheimnis stachelte die sinnliche Begierde, der Mann verlangte ungestüm nach dem Weibe, das Weib wehrte heuchlerisch ab, ein unabläſſiger erbitterter Kampf herrschte zwischen zwei feindlichen Geschöpfen mit verschiedener Gedankenwelt und entgegengesetzten Interessen. Und heute sah Suzanne überall bei den jungen Paaren einen glücklichen Frieden, eine enge Gemeinschaft der Geister und der Herzen, die Vernunft, die Eintracht, die Geschwisterlichkeit in der Liebe. Aber besonders war sie freudig erstaunt über die guten Erfolge der Geschlechtervereinigung in den Schulen selbst, die eine neue Art von Wetteifer bei den Kindern erweckte, die Knaben sanftmütiger, die Mädchen thatkräftiger machte, sie durch vollkommene gegenseitige Durchdringung, durch freies, unbefangenes gegenseitiges Erkennen darauf vorbereitete, dereinst am eignen Herde vollkommen miteinander zu verschmelzen, nur mehr eine Seele und ein Körper zu sein. Das

System war nun lange erprobt, es war kein einziger Fall der so sehr gefürchteten sinnlichen Reizung vorgekommen, das moralische Niveau hob sich im Gegenteil, und es war eine Freude, die Knaben und Mädchen freiwillig den Unterricht aufsuchen zu sehen, der von höchstem Nutzen für sie war, dank der jedem Kinde gewährten Freiheit, nach eigner Wahl zu seinem künftigen Besten zu arbeiten.

„Die Verlobungen finden schon in der Wiege statt,“ sagte Suzanne lächelnd, „und dadurch werden Ehescheidungen vermieden, denn sie kennen einander zu gut, um sich leichtsinnig zu vereinigen. — Nun, lieber Lucas, die Erholungsstunde ist da, hören Sie nun meine Kleinen singen.“

Soeurette blieb bei ihrem kleinen Volke, da die Badezeit gekommen war, während Josine sich in ihre Schneiderwerkstatt begeben mußte, wo viele kleine Mädchen mit Freuden die Erholungsstunde verbrachten, um das Kleidermachen für ihre Puppen zu erlernen. So folgte Lucas allein Suzannen durch den langen Gang, auf welchen die Schulzimmer mündeten.

Die Schulen waren eine ganze kleine Welt für sich geworden. Man hatte die Klassen teilen, sie in großen Räumen unterbringen und ebenso die Nebengebäude erweitern müssen, die Turnhallen, die Lehrwerkstätten, die Gärten, wo die Kinder alle zwei Stunden sich frei herumtummeln durften. Nach einigen tastenden Versuchen war die Unterrichts- und Erziehungsmethode nun eine feststehende, und der freie Unterricht, der das Lernen anziehend machte, indem er dem Kinde seine Individualität ließ und keine andre Leistung von ihm verlangte, als deren es auf dem von ihm zwanglos gewählten Gebiete fähig war, erzielte wunderbare Resultate, bereicherte die Stadt jedes Jahr mit einer neuen, größerer

Wahrheit und Gerechtigkeit fähigen Generation. Das war die treffliche, die einzige Art, das Nahen der Zukunft zu beschleunigen, Menschen heranzubilden, die, von lügnerischen Dogmen befreit, in Anschauung der Wirklichkeit herangewachsen, nur das wissenschaftlich Bewiesene, unumstößlich Feststehende glaubend, im stande waren, den besseren und vollkommeneren Zustand der Menschheit zu verwirklichen. Heute schien es ebenso natürlich als ersprießlich, nicht mehr eine ganze Klasse unter die Fuchtel des Lehrers zu beugen, der seinen persönlichen Willen fünfzig Schülern mit fünfzig verschiedenen Gehirnen und Seelen aufzwingen will. Es schien ganz natürlich, bei diesen Schülern bloß die Wißbegierde zu erwecken, sie dann in ihren Entdeckungen zu leiten und die individuellen Fähigkeiten zu entwickeln, die sich bei jedem kund thaten. Die fünf Klassen waren dergestalt Experimentierstätten geworden, wo man die Kinder allmählich das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchstreifen ließ, nicht um ihnen dieses Wissen in unverdaulichen Mengen einzuflößen, sondern um in jedem durch die Berührung damit die eignen Geisteskräfte zu wecken, damit es sich das ihm Angemessene zu eigen mache, und besonders damit es in der Lage sei, sich für dasjenige engere Gebiet zu entscheiden, zu dem es sich hingezogen fühlte. So wurden die jungen Hirne entwickelt, jedem Kinde die Wahl aus der Unermeßlichkeit des Wissens ermöglicht und in natürlicher Weise alle seine geistigen Fähigkeiten und seine Thatkraft derjenigen Aufgabe zugeführt, für die sie am besten geeignet waren. Und dies dank der Annehmlichkeit des Lernens, dank der gesunden, ersprießlichen Freiheit, dank den zahlreichen Stunden der Erholung und körperlichen Kräftigung, die in die Lehrzeit eingeschoben waren.

Lucas und Suzanne mußten noch ein wenig warten, bis die Unterrichtsstunde beendigt war. Von dem Verbindungsgange aus, den sie langsam durchschritten, konnten sie Blicke in die großen Klassenräume werfen, wo jeder Schüler an seinem eignen Tischchen saß. Man hatte das System der langen Bänke verlassen und gab den Kindern dadurch, daß jedes seinen eignen Platz hatte, das Gefühl der Selbständigkeit. Welchen fröhlichen Anblick boten diese dem Zufall nach durcheinander gemengten Knaben und Mädchen! Und mit welcher gespannten Aufmerksamkeit folgten sie den Worten des Lehrers, der durch die Reihen von einem zum andern ging, seinen Vortrag im Plaudertone hielt und häufig Gegenreden hervorrief! Da es weder Strafen noch Belohnungen gab, befriedigten die Schüler ihren erwachenden Ehrgeiz in dem Wetteifer, zu zeigen, wer am besten begriffen hatte. Oft erteilte der Lehrer das Wort denjenigen, von denen er sah, daß sie den Gegenstand schon beherrschten, und der Unterricht erhielt so den unterhaltenden Charakter einer immer wieder erneuten Diskussion. Mit den verschiedensten Mitteln wurde der einzige Zweck verfolgt, das Lernen zu verlebendigen, es vom toten Buchstaben der Bücher unabhängig zu machen, es mit der warmen Wirklichkeit zu verknüpfen. Daraus entstand bei den Schülern die Freude am Wissen und Erkennen, und die fünf Klassen entrollten ihnen die Gesamtheit des menschlichen Wissens als das ergreifende Schauspiel der wirklichen Welt, die jeder von uns kennen muß, wenn er darin thätig und glücklich sein will.

Fröhliches Lärmen erscholl, die Erholungsstunde war da. Alle zwei Stunden ergoß sich die junge Schar in die Gärten, und man mußte sehen, wie das laut und übermütig aus den Schulzimmern

hinausdrängte, wie Knaben und Mädchen als gute Freunde sich miteinander gesellten! Man fand sie überall beisammen, die Spiele wurden ohne Rücksicht auf das Geschlecht veranstaltet, einige begnügten sich, fröhlich miteinander zu plaudern, andre begaben sich in die Turnhalle oder in die Lehrwerkstätten. Lautes, sorgloses Lachen erscholl von allen Seiten. Nur ein Spiel war ganz in Vergessenheit geraten: das von Mann und Frau, denn die Kinder fühlten sich alle nur als unterschiedslose Kameraden. Da sie miteinander aufwuchsen und nicht mehr voneinander getrennt wurden, hatten sie Zeit genug, einander besser kennen und lieben zu lernen, wenn sie erst ins wirkliche Leben hinauskamen.

Ein schöner, kräftiger Junge von neun Jahren warf sich Lucas in die Arme und rief:

„Guten Morgen, Großvater!“

Es war Maurice, der Sohn von Thérèse Froment, die einen Morfain geheiratet hatte, Raymond, den Sohn des gutmütigen Riesen Dada und der Honorine Caffiaux.

„Ah,“ sagte Suzanne, „da ist meine Nachtigall! Nun, Kinder, wollen wir unsern schönen Chor hier auf dem Rasen unter den großen Kastanienbäumen wiederholen?“

Schon war sie von einer kleinen Schar umringt. Unter den etwa zwanzig Kindern befanden sich zwei Knaben und ein Mädchen, die Lucas küßte. Ludovic Boisgelin, elf Jahre alt, war der Sohn von Paul Boisgelin und Antoinette Bonnaire, die Frucht jener von der siegreichen Liebe geschlossenen Verbindung, die das erste Zeichen der nahen Verschmelzung der Klassen gewesen war. Félicien Bonnaire, vierzehn Jahre alt, war der Sohn Séverin Bonnaires und Léonies, der Tochter von Achille Gourier und von Blanchen, dem Paare, das die freie Liebe auf den

rauhen und duftenden Hängen der Monts Bleuses vereinigt hatte. Germaine Yvonnot endlich, sechzehn Jahre alt, war die Enkelin Yvonnots, des stellvertretenden Vorstands von Combettes, die Tochter seines Sohnes Nicolas und Zoë Bonnaires, ein schönes, fröhliches Kind, in welchem sich das brüderliche, so lange verfeindet gewesene Blut des Arbeiters und des Bauern vermischt und versöhnt hatte. Lucas machte es Vergnügen, die verwickelten Strähne dieser Verbindungen, dieser fortwährenden Kreuzungen zu entwirren, er kannte genau die Abstammung aller dieser jungen Menschenkinder und freute sich innig an dem unaufhörlichen Wachstum, an dem reichen Sprießen der Menschheitssaat, die seine Stadt immer mehr bevölkerte.

„Jetzt sollen Sie das Lied hören," sagte Suzanne. „Es ist eine Hymne an die aufgehende Sonne, ein Gruß der Jugend an das Gestirn, das die Ernten zum Reifen bringt."

Auf dem von großen Kastanienbäumen umgebenen Rasenplatz hatten sich mittlerweile etwa fünfzig Kinder versammelt, und auf ein Zeichen Suzannens erhoben sie ihre frischen, hellen, fröhlichen Stimmen. Es war ein kunstloses Lied, ein Wechselgesang zwischen einem Knaben und einem Mädchen, mit Begleitung des Chors. Die Kinder sangen so fröhlich, so voll naiver Begeisterung für das segensreiche, erleuchtende Gestirn, daß ihre dünnen, etwas herben Stimmen eine erquickende Wirkung hervorbrachten. Der Knabe, Maurice Morsain, der mit Germaine Yvonnot im Sologesang abwechselte, hatte in der That eine süße, glockenreine Stimme, deren Flötentöne leicht und mühelos aus seiner Kehle drangen. Und im Chor vereinigten sich dann alle Stimmen schmetternd wie die einer Schar lustiger Singvögel im Walde, so daß es prächtig zu hören war.

Lucas lachte voll inniger Großvaterfreude, und Maurice warf sich ihm nach Beendigung des Liedes stolz und glücklich wieder in die Arme.

„Es ist wirklich wahr, mein Junge, du singst wie eine Nachtigall. Darüber freu' ich mich sehr, denn siehst du, im Leben wirst du dann auch singen, wenn einmal sorgenvolle Stunden kommen, und das wird dir Mut geben. Man muß niemals traurig sein, Kind, nur immerzu singen!"

„Das sag' ich ihnen auch immer!" rief Suzanne. „Alle Menschen sollten singen, und darum lehre ich sie es, damit sie hier in der Schule singen, und später in den Werkstätten, und dann ihr ganzes Leben lang. Ein Volk, das singt, ist ein gesundes und fröhliches Volk."

Sie lehrte ohne jede Selbstgefälligkeit und ohne Strenge, am liebsten mitten im Grün des Gartens, bloß von dem Verlangen geleitet, die jungen Seelen für die Schönheit der Kunst zu erschließen, sie am süßen Wohlklang der Harmonie zu erquicken. Wenn erst der Tag der Gerechtigkeit und des Friedens gekommen war, sagte sie, so würde die ganze Stadt singen unter der hellen Sonne.

„Also, Kinder, noch einmal und hübsch im Takt! Beeilt euch nicht, wir haben Zeit."

Der Gesang begann aufs neue. Aber gegen Ende des Stückes entstand eine Störung. Hinter den Kastanienbäumen war inmitten eines dichten Gebüsches die Gestalt eines Mannes aufgetaucht, der scheu und verstohlen daherkam. Lucas hatte Boisgelin erkannt und sah mit Erstaunen, wie jener, vorgebeugt, die Augen auf den Boden geheftet, dahinschlich, als ob er nach irgend einem Versteck, einem verborgenen Loch inmitten der Gräser suchte. Dann begriff er, daß der arme Irre offenbar nach einem geheimen Winkel Umschau hielt, wo er seine ungeheuren Reichtümer verbergen konnte, damit man sie ihm nicht

stehle. Oft sah man ihn so ängstlich, vor Furcht zitternd, umherirren, sich verzweifelt abmühend, einen Aufbewahrungsort für seinen Ueberfluß an Schätzen zu finden, der ihn erdrückte. Lucas ward von schauderndem Mitleid bewegt, besonders als er sah, daß die Kinder ob der seltsamen Erscheinung erschraken, wie eine Schar lustiger Finken, die das taumelnde Flattern eines Nachtvogels in die Flucht jagt.

Suzanne, ein wenig blaß geworden, rief laut:

„Takt halten, Takt halten, Kinder! Noch einmal den Schlußrefrain und recht aus voller Brust!"

Die scheue Gestalt Boisgelins war gleich einem Schatten hinter den blühenden Gebüschen verschwunden. Und nachdem die wieder beruhigten Kinder den Gruß an die Königin Sonne zum letztenmal fröhlich hinausgeschmettert hatten, belobten Lucas und Suzanne die junge Sängerschar und entließen sie zu ihren Spielen. Dann begaben sich die beiden zu den Lehrwerkstätten auf der andern Seite des Gartens.

„Sie haben ihn gesehen," sagte Suzanne leise, nach einem Schweigen. „Ach, der Unglückliche, welche Angst stehe ich um ihn aus!"

Und als Lucas bedauerte, daß er nicht hatte zu Boisgelin hingehen können, um ihn nach Hause zu führen, rief sie:

„Er wäre ja nicht mit Ihnen gegangen, Sie hätten ihn denn gewaltsam mitgeschleppt. Ach Gott, ich sage Ihnen ja, meine einzige Furcht ist, daß man ihn eines Tages irgendwo zerschmettert in einem Abgrund findet!"

Sie schwiegen wieder und erreichten bald die Lehrwerkstätten. Viele Kinder verbrachten hier einen Teil der Erholungsstunde mit Hobeln oder Feilen, mit Nähen oder Sticken, während andre auf einem Stück Gartengrund den Spaten oder das Jätmesser handhabten. Sie fanden Josine in einem großen

Raume, wo Nähmaschinen, Strickmaschinen und Webstühle nebeneinander in Gang waren und von Knaben oder Mädchen gelenkt wurden; denn auch außerhalb der Schule blieben die Geschlechter vermischt, fuhren sie fort, ein gemeinsames Leben zu führen, teilten sie ihre Arbeiten und ihre Vergnügungen, ihre Pflichten und ihre Rechte, so wie sie ihren Unterricht geteilt hatten. Heller Gesang erscholl, ein fröhlicher Wetteifer belebte die Werkstätte.

„Hören Sie, sie singen!“ sagte Suzanne, wieder heiter geworden. „Sie werden immer singen, meine Singvögel.“

Josine zeigte einem großen, sechzehnjährigen Mädchen, Clémentine Bourron, wie sie es anstellen müsse, um ein gewisses Stickmuster auf der Maschine herauszubringen. Und ein neunjähriges Mädchen, Aline Boisgelin, wartete, bis sie fertig sei, um sich zeigen zu lassen, wie man eine Naht ausbügelt. Clémentine, die Tochter von Sébastien Bourron und Agathe Fauchard, war väterlicherseits die Enkelin des Puddlers Bourron und mütterlicherseits die Enkelin des Ausziehers Fauchard. Aline, die jüngere Schwester Ludovics, Tochter von Paul Boisgelin und Antoinette Bonnaire, lächelte ihrer Großmutter Suzanne fröhlich zu, deren Liebling sie war.

„Weißt du, Großmutter, das Ausbügeln kann ich noch nicht, aber ich mache schon ganz gerade Nähte. Nicht wahr, Tante Josine?“

Suzanne küßte sie und sah dann zu, wie Josine ihr eine Naht zum Muster ausbügelte. Auch Lucas interessierte sich sehr für diese kleinen Arbeiten, denn er wußte, daß es nichts Unbedeutendes giebt, daß das Glück des Lebens auf der richtigen Anwendung der einzelnen Stunden, auf der vollen und harmonischen Verwertung aller geistigen und körperlichen Kräfte beruht. Und da Soeurette eben hinzu-

kam, als er sich von Josine und Suzanne verabschiedete, um sich in die Fabrik zu begeben, befand er sich eine kleine Weile in dem blühenden Garten in Gemeinschaft mit den drei Frauen, den drei liebenden und ergebenen Herzen, die ihm so kräftig beistanden in der Verwirklichung seines Ideales der Gerechtigkeit und der Güte.

Sie verweilten ein wenig im Gespräch, verteilten ihre Aufgaben, besprachen die zu ergreifenden Maßregeln. Wenn ihre kleine Welt sich so kräftig entwickelte, ohne allzuviel Reibungen und Widerwärtigkeiten, und eine so schöne und reiche Ernte lieferte, so war dies dem Grundsatz der Erzieher und Lehrer zu danken: es giebt keine bösen Leidenschaften im Menschen, es giebt nur Triebkräfte, denn die Leidenschaften sind nichts andres als machtvolle Beweger, die man nur bemüht sein muß zum Besten der einzelnen und der Gesamtheit wirken zu lassen. Die Begierde, die von den Religionen verdammt wird, die Begierde, die Jahrhunderte des Asketismus auszurotten versucht haben wie ein schädliches Tier, die verfolgte, im Mann und im Weibe unterdrückte und doch immer wieder siegreiche Begierde, ist nichts andres als die lodernde Flamme des Weltalls, der Hebel, der die Gestirne in Bewegung setzt, die treibende Lebenskraft, deren Verschwinden die Sonne erlöschen ließe und die Erde in die eisige Finsternis des Nichts stürzen würde. Es giebt keine Unzucht, es giebt nur glühende Herzen, die in der Wonne der Liebe den Himmel offen sehen. Es giebt keine aufbrausenden, keine geizigen, keine lügnerischen, gefräßigen, faulen, neidischen, hochmütigen Menschen, es giebt nur Menschen, deren innere Triebe, deren regellose Kräfte, deren Bedürfnis nach Thätigkeit, nach Kampf und Sieg nicht in die richtigen Bahnen gelenkt wurden. Aus einem Geizigen hätte ein

vorsichtiger, ein sorgfältig rechnender Mensch werden können. Aus einem aufbrausenden, einem neidischen, einem hochmütigen Menschen wäre ein Held geworden, der sich um des Ruhmes willen ganz hingiebt. Einen Menschen einer Leidenschaft berauben, heißt ihn verstümmeln: er ist nicht mehr ganz, er ist ein Krüppel, man hat ihm etwas von seinem Blut, von seiner besten Kraft geraubt. Wahrlich, es ist ein Wunder zu nennen, daß die Menschheit ihre Lebenskraft behalten hat unter der Herrschaft der lebensverneinenden Religionen, die seit so langer Zeit mit aller Macht beflissen sind, den Menschen im Menschen zu töten und ihn einem lügnerischen und grausamen Gotte zu unterwerfen, dessen Reich nur auf dem Grabe alles natürlichen Lebens bestehen könnte.

In den Schulen, in den Lehrwerkstätten und selbst in den Krippen, von den ersten Spielen der Kinder an, wurden daher die Leidenschaften der Kinder nutzbar gemacht, anstatt daß man sie unterdrückt hätte. Während die Trägen gleich Kranken gepflegt wurden, während man bestrebt war, ihre Willenskraft und ihren Ehrgeiz zu wecken, indem man sie frei die Lehrgegenstände wählen ließ, für die sie Interesse und Verständnis besaßen, nützte man den Kräfteüberschuß der Heftigen zu schwereren Arbeiten aus, verwertete den Trieb der Geizigen zur Genauigkeit und Nüchternheit, erzielte man von den Neidischen und Stolzen, daß ihre gesteigerten Geisteskräfte die schwierigsten Aufgaben bewältigten. Was die Moral einer heuchlerischen Unterdrückungssucht die niedrigsten Instinkte des Menschen genannt hat, wurde so zum glühenden Herde, aus dem das Leben sein unauslöschliches Feuer holte. Alle lebendigen Kräfte wurden an die richtige Stelle gebracht, die Schöpfung kehrte in ihre natürliche Ordnung zurück, wälzte den breiten, vollen Strom der Lebewesen

mächtig vorwärts und führte die Menschheit dem Reiche des Glückes zu. An Stelle der widersinnigen Vorstellung von der Erbsünde, von einem bösen Menschen, den ein launenhafter und unvernünftiger Gott bei jedem Schritt bestrafen oder retten muß, dem einerseits die kindische Drohung einer Hölle, andrerseits die lügenhafte Verheißung eines Paradieses vorgehalten wurde, gab es nur noch die natürliche Entwicklung von Wesen höherer Ordnung, die sich lediglich im Kampfe mit den Kräften der Natur befinden, und die diese Kräfte besiegen, sie ihrem Glücke dienstbar machen werden an dem Tage, wo sie den brudermörderischen Kampf einstellen und als Brüder allmächtig miteinander leben werden, nachdem sie unter schweren Leiden die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den Frieden sich errungen haben.

„So ist's also recht," sagte Lucas, als er im Vereine mit Josine, Soeurette und Suzanne die Anordnungen für den Tag getroffen hatte. „Geht nun, liebe Freundinnen, und eure Herzen werden das übrige thun."

Sie umgaben ihn alle drei, wie die Verkörperung der brüderlichen Gemeinsamkeit, der allgemeinen Liebe, die unter den Menschen zu verbreiten der Traum seiner Seele war. Sie hatten sich an den Händen gefaßt und lächelten ihm liebevoll zu, alle drei noch schön, trotz ihres Alters und ihrer weißen Haare, in der unvergänglichen Schönheit der Sanftmut und Seelengüte. Und als er sie verließ, um sich in die Werkstätten zu begeben, folgten ihm noch lange ihre zärtlichen Blicke.

Die Werkstätten und Hallen hatten sich noch vergrößert und waren von Sonnenlicht und frischer Luft durchflutet. Ueberall rieselte das klare Wasser, wusch die Zementböden rein und schwemmte allen Staub fort, so daß die Stätte der Arbeit, früher

so schwarz und schmutzig, nun von erquickender Sauberkeit erglänzte. Wenn man die glasgedeckten Hallen betrat, so glaubte man in eine Stadt der Ordnung, der Freude und des Reichtums einzutreten. Die Maschinen besorgten hier bereits fast alle Verrichtungen. Von der Elektricität in Bewegung gesetzt, reihten sie sich in langen Zeilen auf wie eine Armee gehorsamer, unermüdlicher, stets bereiter Arbeiter. Wenn ihre metallenen Arme abgenützt waren, ersetzte man sie einfach durch neue, sie kannten keine Pein, und sie hatten zum Teil die menschliche Pein aus der Welt geschafft. Die Maschine war endlich zur Freundin des Menschen geworden, nicht mehr die anfängliche Maschine, die Konkurrentin, die das Elend der Arbeiter vermehrte, indem sie die Löhne herabdrückte, sondern die Befreierin, die zum Universalwerkzeug geworden war, und die sich für den Menschen mühte, während er sich ausruhte. Es gab neben diesen starken Arbeiterinnen nur noch Lenker und Aufseher, deren einzige Aufgabe darin bestand, die Schalthebel zu stellen und über die ordentliche Thätigkeit des Mechanismus zu wachen. Die Arbeitszeit überstieg nicht vier Stunden, und kein Arbeiter blieb länger als zwei Stunden bei derselben Verrichtung; nach dieser Zeit wurde er abgelöst und ging zu einer andern Thätigkeit über, sei es im Kunsthandwerk, im Bodenbau oder in einer öffentlichen Funktion. Da die allgemeine Verwendung der Elektricität den tosenden Lärm, der früher die Werkstätten erfüllte, fast ganz beseitigt hatte, wiederhallten diese nur noch von dem Gesang der Arbeiter, der singenden Fröhlichkeit, die sie aus der Schule mitnahmen wie einen tönenden Schmuck, der ihr ganzes Leben verschönerte. Und diese Menschen, die da neben den blanken, glänzenden Maschinen, welche so leicht und doch so mächtig ihre Arbeit ver-

richteten, laut und lustig sangen, zeugten von der Freude der gerecht verteilten, der siegreichen und rettenden Arbeit.

Lucas blieb, als er in die Halle der Puddelöfen trat, einen Augenblick stehen, um einem kräftigen jungen Manne von zwanzig Jahren, der einen der Puddelöfen leitete, ein paar freundschaftliche Worte zu sagen.

„Nun, Adolphe, geht es gut, sind Sie zufrieden?“

„O ja, gewiß, Herr Lucas. Meine zweistündige Arbeitszeit ist bald um, und die Luppe ist auch schon zum Herausnehmen fertig, wie ich sehe.“

Adolphe war der Sohn von Auguste Laboque und Marthe Bourron. Aber ungleich seinem Großvater mütterlicherseits, dem Puddler Bourron, der jetzt im Ruhestand lebte, mußte er nicht mehr die schreckliche Arbeit des Umrührens besorgen, bei welcher die Kugel des schmelzenden Metalls zwanzig Minuten lang mit Hilfe einer Eisenstange auf dem Boden des Herdes hin und her gewendet wurde. Das Umrühren geschah jetzt auf mechanischem Wege, und ebenso wurde die glühende Kugel ausgeworfen und fiel auf einen Karren, der sie dem Quetschhammer zurollte, alles ohne daß der Arbeiter hätte selbst Hand anlegen müssen.

„Wie Sie sehen werden, ist die Qualität ausgezeichnet,“ fuhr Adolphe in heiterem Tone fort. „Und das alles ist so einfach, eine so angenehme Arbeit!“

Er hatte einen Schalthebel gesenkt; eine Thür fiel auf und ließ die Kugel auf den Karren rollen, die gleich einem Gestirn ein blendendes Licht ausstrahlte. Der Arbeiter lächelte nur, sein Gesicht war frisch, er vergoß keinen Tropfen Schweißes, seine Glieder waren schlank und geschmeidig, von keiner schweren Plage verkrümmt. Schon hatte der Karren seine Last dem Quetschhammer neuesten

Modells überantwortet, der von Elektricität in Bewegung gesetzt wurde, und der ebenfalls die ganze Arbeit selbstthätig verrichtete, ohne daß der Schmied, der ihn lenkte, hätte wie einst gewaltige Anstrengung aufwenden müssen, um die Luppe nach allen Seiten zu drehen und zu wenden. Und sein Hämmern war so leicht und hell, daß es einer Musik glich, die den Frohsinn der Arbeiter begleitete.

„Ich muß mich beeilen," sagte Adolphe noch, nachdem er sich die Hände gewaschen hatte. „Ich habe einen Tisch fertig zu machen, an dem ich sehr viel Freude habe, und ich will noch zwei Stunden in der Tischlerwerkstatt arbeiten."

Er war nämlich Tischler ebenso wie Puddler, er hatte gleich allen jungen Leuten seines Alters zwei Handwerke erlernt, um sich nicht in den engen Grenzen einer einzigen Verrichtung abzustumpfen. Indem die Arbeit so immer abwechselte, sich immer erneuerte, war sie eine Freude, eine Erholung geworden.

„Viel Vergnügen!" rief ihm Lucas zu, sich seiner Freude freuend.

„Danke, Herr Lucas, danke! Ja, so ist's, gute Arbeit, viel Vergnügen!"

Lucas wandte sich der Halle der Tiegelgußöfen zu, wo er bei jedem seiner Morgenbesuche einige angenehme Minuten verbrachte. Welch ein Abstand gegen die entsetzliche Hölle, die diese Oefen in den alten Werken darstellten, wo auf dem buckligen, kotigen Boden sich die lodernden Vulkane der Gruben öffneten und die armen Arbeiter, mitten in der furchtbaren Glutausstrahlung stehend, mit der Kraft ihrer Arme die hundertpfündigen Tiegel mit dem geschmolzenen Metall herausheben mußten! An Stelle der schwarzen, staubigen, widerwärtig schmutzigen Halle von damals dehnte sich ein weiter, luftiger Saal, durch dessen mächtige Fensterscheiben das helle

Sonnenlicht eindrang, und dessen Boden mit glattem, reinlichem Zement belegt war. Symmetrisch angeordnet waren hier die Oefen versenkt, die dank der Anwendung der Elektricität geräuschlos und ohne fühlbare Hitze ihren Dienst verrichteten. Auch hier besorgten Maschinen die ganze Arbeit, ließen die Tiegel hinab, zogen sie glühend heraus und leerten sie in die Formen, während die Arbeiter bloß den Mechanismus zu lenken und zu bewachen hatten. Auch Frauen waren hier beschäftigt, denen die Regelung der elektrischen Kraft oblag, denn man hatte gefunden, daß sie den Männern an Sorgfalt und Genauigkeit in der Handhabung feiner Apparate überlegen waren.

Lucas trat auf ein großes, hübsches Mädchen von zwanzig Jahren zu, Laure Fauchard, Tochter von Louis Fauchard und Julienne Dacheux, die, aufmerksam vor einem Apparate stehend, die Stromzufuhr zu einem der Oefen regelte, nach den Anweisungen, die ihr der den Schmelzprozeß überwachende junge Arbeiter gab.

„Nun, Laure,“ fragte Lucas, „sind Sie nicht müde?“

„O nein, Herr Lucas, das macht mir Freude. Wie sollte ich müde werden, wenn ich nichts zu thun habe als diese leichte Steuerschraube hin und her zu drehen?“

Der junge Arbeiter, Hippolyte Mitaine, dreiundzwanzig Jahre alt, hatte sich genähert. Er war der Sohn von Evariste Mitaine und Olympe Lenfant, und es hieß, er sei verlobt mit Laure Fauchard.

„Herr Lucas,“ sagte er, „wenn Sie den Guß mit ansehen wollen, wir sind fertig.“

Er setzte die Maschine in Gang, die mit ruhiger Leichtigkeit die leuchtenden Tiegel heraushob, sie in die Formen leerte und diese dann der Reihe nach

fortschaffte. In fünf Minuten war, während die Arbeiter bloß zusahen, die ganze Prozedur erledigt und der Ofen für eine neue Ladung bereit.

„Schon fertig!“ sagte Laure, fröhlich lachend. „Wenn ich an die schrecklichen Geschichten denke, die mein armer Großvater Fauchard mir erzählt hat, wie ich noch ein kleines Kind war! Es war bei ihm nicht mehr ganz richtig im Kopfe, und er erzählte schauderhafte Dinge von seiner Arbeit als Auszieher, daß er hätte mitten in der Glut arbeiten müssen, die ihm Rumpf und Glieder verbrannte. Ja, alle die alten Arbeiter sagen, daß wir jetzt sehr zu beneiden sind.“

Lucas war ernst geworden, seine Augen feuchteten sich vor innerer Bewegung.

„Ja, ja, die armen Großväter haben sehr gelitten. Darum ist das Leben besser für ihre Enkel. Arbeitet, liebet euch, und das Leben wird für eure Söhne und Töchter noch besser sein!“

Lucas setzte seinen Rundgang fort, und überall, wohin er gelangte, in den Hallen der großen Gußstücke, der großen Schmiedeobjekte, der kleinen und großen Drehbänke, überall fand er dieselbe gesunde Reinlichkeit, dieselbe singende Fröhlichkeit, dieselbe durch den Wechsel der Verrichtung und die machtvolle Hilfe der Maschinen leicht und anziehend gemachte Arbeit. Der Arbeiter, der nicht mehr das überbürdete, verachtete Lasttier von einst war, hatte sein Selbstbewußtsein, den Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten wiedererlangt, war ein freier und stolzer Mensch geworden. Und als Lucas zum Schluß die Halle der Walzwerke betrat, die sich neben der der Puddelöfen befand, verweilte er wieder ein wenig, um einige freundschaftliche Worte an einen sechsundzwanzigjährigen jungen Mann, Alexandre Feuillat, zu richten, der eben eingetreten war.

„Ich komme von Combettes, Herr Lucas, wo ich meinem Vater helfe. Wir sind mit der Aussaat beschäftigt, und ich habe dort zwei Stunden mitgethan. Nun will ich noch hier zwei Stunden arbeiten, denn wir haben eine dringende Schienenbestellung."

Er war der Sohn von Léon Feuillat und Eugénie Yvonnot. Und mit lebhafter Phantasie begabt, vergnügte er sich nach seinen ordnungsmäßigen vier Arbeitsstunden mit Ornamentzeichnen für das Atelier des Töpfers Lange.

Er hatte sich bereits an die Arbeit gemacht und überwachte eine große Walzenstraße, die Schienen auswalzte. Lucas sah mit innigem Vergnügen zu. Seitdem auch hier die elektrische Kraft verwendet wurde, hatte das schreckliche Getöse der Walzwerke aufgehört; sie arbeiteten nun mit öliger Leichtigkeit und ohne andres Geräusch als das leichte Klingen der herausquellenden Schienen, die sich den in Abkühlung begriffenen anschlossen. Hier vollzog sich die segensreiche Produktion einer friedlichen Zeit, Schienen und wieder Schienen ohne Ende, damit alle Grenzen verschwinden und die Völker einander genähert und zu einem einzigen Volke verbunden werden auf der von unzähligen Eisenstraßen durchfurchten Erde. Große Stahlschiffe wurden gebaut, nicht mehr die furchtbaren Panzerriesen, die Tod und Verwüstung aus hundert Schlünden spieen, sondern Fahrzeuge der Brüderlichkeit und Solidarität, die die Erzeugnisse der Kontinente gegeneinander austauschten und den Familienreichtum der Menschheit ins Unendliche vermehrten, so daß ungemessener Ueberfluß überall herrschte. Eiserne Brücken spannten sich über die Flüsse, auf eisernen Trägern und Pfeilern erhoben sich die zahllosen Bauten, deren die versöhnten Menschen für das öffentliche Leben bedurften, die

Gemeinhäuser, die Bibliotheken, die Museen, die Asyle für die Schwachen und die Kranken, die gewaltigen Speicher und Magazine, die den vereinigten Völkern die Lebensmittel lieferten. Und endlich entstanden Maschinen ohne Zahl, die allerorten und für alle Verrichtungen die menschlichen Arme ersetzten, solche, die den Boden bearbeiteten, solche, die in den Werkstätten tausenderlei Dienste leisteten, solche, die auf der Erde, auf dem Wasser, in der Luft Menschen und Güter mit sich hintrugen. Und Lucas freute sich innig des friedlich gewordenen Eisens, des erobernden Metalles, aus dem die Menschheit so lange Zeit nur Schwerter für ihre blutigen Kämpfe geschmiedet hatte, aus dem sie später Kanonen und Geschosse zu furchtbaren Gemetzeln goß, und aus dem sie den Bau der Brüderlichkeit, der Gerechtigkeit und des Glückes errichtete, nun, da der allgemeine Frieden errungen war.

Ehe er die Werke verließ, wollte Lucas noch einen Blick auf die Batterie elektrischer Oefen werfen, die den Hochofen Morfains abgelöst hatten. In dem weiten Schuppen, durch dessen große Glasfenster die hellen Sonnenstrahlen hereindrangen, war die Batterie eben in Thätigkeit. Alle fünf Minuten wurden die Oefen auf mechanischem Wege neu beschickt, nachdem die Rollbahn die zehn Gußmulden hinausbefördert hatte, deren glühende Ausstrahlung unter dem hellen Sonnenlicht verblaßte. Auch hier wachten zwei junge, kaum zwanzigjährige Mädchen über die elektrischen Apparate, die eine, Claudine, eine reizende Blondine, Tochter von Lucien Bonnaire und Louise Mazelle, die andre, eine üppige Brünette, Céline, Tochter von Arsène Lenfant und Eulalie Laboque. Da ihre ganze Aufmerksamkeit durch das Ein- und Ausschalten des Stromes in Anspruch genommen war, konnten sie Lucas nicht begrüßen.

Dann trat aber eine Pause ein, und als sie eine Gruppe Kinder sahen, die neugierig am Eingang des Schuppens stehen geblieben waren, gingen sie zu ihnen hin.

„Guten Morgen, Maurice, guten Morgen, Ludovic, guten Morgen, Aline! Die Schule ist wohl zu Ende, da ihr kommt, uns zu besuchen?"

Man erlaubte den Schülern, in den Erholungsstunden frei durch die Werkstätten zu streifen, damit sie sich mit der Arbeit befreundeten und sich zugleich einige Anfangsbegriffe aneigneten.

Erfreut, seinen Enkel Maurice wiederzusehen, ließ Lucas die ganze kleine Schar hereinkommen. Er antwortete auf ihre vielen Fragen, erklärte ihnen den Mechanismus der Oefen, setzte sogar die Apparate in Thätigkeit, um den Kindern zu zeigen, wie es genügte, daß Claudine oder Céline einen kleinen Hebel drehte, um das Metall flüssig zu machen und es in einem blendenden Strahle herauslaufen zu lassen.

„O, ich weiß, ich habe das schon gesehen," sagte Maurice, mit der Wichtigkeit eines großen Jungen von neun Jahren, der schon viel versteht. „Großvater Morfain hat mir einmal alles gezeigt. Aber sage mir, Großvater Froment, ist es wahr, daß es früher Oefen gegeben hat so hoch wie ein Berg, und daß man sich hat Tag und Nacht das Gesicht verbrennen lassen müssen, um sie zu bedienen?"

Alle lachten, und Claudine antwortete:

„Freilich, Maurice! Großvater Bonnaire hat mir oft davon erzählt, und du solltest die Geschichte am besten kennen, denn dein Urgroßvater, der große Morfain, wie man ihn noch heute nennt, war der letzte, der das Feuer als Held mit der Kraft seiner Arme bekämpft hat. Er lebte da oben auf dem Berge in einer Höhle, kam niemals zur Stadt

herunter und wachte jahraus jahrein über seinen riesigen Ofen, das Ungetüm, dessen Ruinen noch oben auf der Berglehne wie die eines verfallenen alten Schloßturms liegen.“

Maurice hörte mit weitgeöffneten Augen und mit dem leidenschaftlichen Interesse eines Kindes zu, dem man ein Zaubermärchen erzählt.

„Freilich, Großvater Morsain hat mir schon von seinem Vater und von dem ungeheuer hohen Ofen erzählt. Aber ich glaubte immer, er habe das nur erfunden, wie viele andre Geschichten, die er uns erzählt hat, um uns zu unterhalten. Es ist also wahr?“

„Gewiß ist es wahr!“ sagte Claudine. „Hoch oben waren Arbeiter, die Wagen mit Coaks und mit Erz in den Ofen hineinschütteten, und unten waren andre Arbeiter, die unaufhörlich mit großer Sorgfalt über das Ungeheuer wachten, damit nicht eine Verdauungsstörung eintrete, die sehr böse Folgen für die Arbeit hätte haben können.“

„Und das dauerte so an die sieben oder acht Jahre,“ sagte Céline, „sieben oder acht Jahre lang brannte das Ungetüm fort, ununterbrochen flammend wie ein Vulkan, ohne daß man es hätte auch nur ein wenig auskühlen lassen dürfen, denn wenn es sich auskühlte, so war das ein großer Verlust, man mußte ihm den Leib öffnen, ihn reinigen und fast das Ganze wieder neu aufbauen.“

„Du kannst dir also vorstellen, Maurice,“ sagte wieder Claudine, „daß der große Morsain, dein Urgroßvater, ein hartes Leben führte, wenn er sieben oder acht Jahre lang ununterbrochen das Feuer bewachen mußte, abgesehen davon, daß man alle fünf Stunden mit einem Feuerspieß ein Loch bohren mußte, um das geschmolzene Metall auslaufen zu lassen, das dann herausschoß wie ein Feuerstrom und einem die Haut briet wie einer Ente am Spieß.“

Die Kinder, die bis jetzt mit offenem Munde zugehört hatten, brachen in helles Lachen aus. O, eine Ente am Spieß, der große Morfain, der gebraten wurde wie eine Ente, das war lustig!

„Na," sagte Ludovic Boisgelin, „damals muß das Arbeiten kein Vergnügen gewesen sein. Die Menschen müssen sich da ja schrecklich geplagt haben!"

„Freilich," sagte seine Schwester Aline. „Ich bin froh, daß ich erst jetzt zur Welt gekommen bin, denn jetzt ist die Arbeit eine Unterhaltung."

Maurice schwieg nachdenklich, offenbar die wunderbaren Dinge, die er eben gehört hatte, in seinem kleinen Kopfe hin und her drehend. Endlich sagte er:

„Einerlei, er muß ungeheuer stark gewesen sein, der Vater vom Großvater, und wenn es uns heute besser geht, so ist es vielleicht eben deshalb, weil er sich einmal so sehr geplagt hat."

Lucas, der bisher bloß lächelnd zugehört hatte, war von diesem klugen Ausspruch entzückt. Er hob den Knaben auf und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du hast recht, mein Junge. Ebenso werden, wenn du dein Leben lang ordentlich arbeitest, deine Urenkel noch glücklicher sein. Du siehst, man wird schon heute nicht mehr gebraten wie eine Ente."

Auf seine Anordnung wurde die Batterie der elektrischen Oefen wieder in Thätigkeit gesetzt. Mit einer kleinen Handbewegung schlossen oder unterbrachen Claudine und Céline den Strom. Die Oefen wurden gefüllt, der Schmelzprozeß vollzog sich, und alle fünf Minuten entführte die kleine Rollbahn zehn mit glühend-flüssigem Inhalt gefüllte Gußmulden. Die Kinder wollten selbst den Mechanismus in Thätigkeit setzen, und man erlaubte es ihnen. Welch frohe, leichte Arbeit im Gegensatz zu der schon legendarischen des großen Morfain,

von der man wie von der peinvollen Verrichtung eines gefesselten Riesen aus uralter Zeit sprach!

Plötzlich tauchte eine Erscheinung auf, vor der die umherstreifenden Kinder davonstoben wie vor einem Gespenst. Lucas sah Boisgelin am Eingang der Werkstatt stehen, vorsichtig hineinspähend, die Arbeit mit dem mißtrauischen, strengen Blick eines Herrn überwachend, der immerfort fürchtet, von seinen Leuten betrogen zu werden. Man begegnete ihm oft so an den verschiedensten Punkten der Werke, verzweifelt, daß er ihren gewaltigen Bezirk nicht gleichzeitig überschauen konnte, rastlos umhergetrieben durch den Gedanken an die Millionen, die er täglich verlor, weil er nicht im stande war, die Thätigkeit aller dieser Leute zu kontrollieren, die ihm Milliarden einbrachten. Es waren ihrer zu viele, er konnte sie nicht alle übersehen, er erlag unter der übermenschlichen Aufgabe, ein unermeßliches Vermögen richtig zu verwalten, dessen Last ihn erdrückte, als ob der Himmel auf seinem Kopfe läge. Er war so abgehärmt, so erschöpft von dem unaufhörlichen, ziellosen Umherschweifen, daß Lucas, von tiefem Mitleid bewegt, auf ihn zuging, um ihn womöglich zu beruhigen und zum Nachhausegehen zu bewegen. Aber Boisgelin war auf seiner Hut, er sprang zurück, sowie er Lucas erblickte, und eilte laufend davon.

Der Morgenrundgang war beendet, und Lucas wandte sich seinem Hause zu. Seitdem seine Arbeitsstadt so groß geworden war, konnte er nicht mehr alles sehen, er wanderte nur gemächlich durch diesen oder jenen Teil ihres weiten Bezirkes, ein ausruhender Schöpfer, der beglückt sieht, daß seine Schöpfung sich von selbst vermehrt und immer weiter ausbreitet. An diesem Nachmittag hielt er sich noch eine kurze Weile in den Zentralmagazinen auf und

ging dann gegen Abend zu den Jordan, um dort eine Stunde zu verbringen. In dem kleinen Salon, dessen Fenster auf den Park sahen, fand er Soeurette im Gespräch mit dem Lehrer Hermeline und dem Abbé Marle, während Jordan, in eine Decke gehüllt, auf einem Sofa lag und nach seiner Gewohnheit schweigend und gedankenvoll in die untergehende Sonne blickte. Der liebenswürdige Doktor Novarre war nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden inmitten der Rosen seines Gartens gestorben, nur das einzige bedauernd, daß er nicht die volle Verwirklichung all der schönen Dinge miterleben konnte, an die er anfangs nicht hatte glauben wollen. Soeurette sah daher nur noch den Lehrer und den Pfarrer bei sich, wenn diese nach einem mehr oder minder langen Zwischenraum wieder einmal aus alter Gewohnheit bei ihr zusammentrafen. Hermeline, nun siebzig Jahre alt und pensioniert, verlebte den Abend seines Daseins voll Bitterkeit und Zorn gegen alles, was um ihn her vorging. Und er warf dem um fünf Jahre älteren Abbé Marle Lauheit vor, der sich in leidende Würde, in immer stolzeres Schweigen hüllte, je mehr er seine Kirche sich leeren und seinen Gott sterben sah.

Eben als Lucas neben Soeurette Platz nahm, die still, sanft und geduldig wie immer zuhörte, begann der Lehrer, immer noch derselbe fanatische, beschränkte Republikaner, der er gewesen war, dem Priester Vorwürfe zu machen und ihn ungestüm vorwärts zu drängen.

„So helfen Sie mir doch, helfen Sie mir doch, Abbé, da ich dasselbe sage wie Sie! Die Welt muß zu Grunde gehen, wenn man bei den Kindern die Leidenschaften züchtet, die schädlichen Pflanzen, die wir, die Erzieher, einst auszurotten bestrebt waren. Wo soll der Staat gehorsame, zu seinem

Dienst geeignete Bürger hernehmen, wenn man den anarchistischen Individualismus zügellos walten läßt? Wenn wir, die Männer der Vernunft und der Methode, nicht die Republik retten, ist sie verloren."

Seitdem er sich einbildete, die Republik gegen die verteidigen zu müssen, welche er die Sozialisten und Anarchisten nannte, war er zur Reaktion übergegangen und hatte sich mit dem Priester in dem Hasse gegen alles vereinigt, was sich ohne ihn, außerhalb seiner beschränkten jakobinischen Formel, befreite.

Mit steigender Heftigkeit fuhr er fort:

„Ich sage Ihnen, Abbé, Ihre Kirche wird demoliert werden, wenn Sie sich nicht verteidigen. Ihre Religion war allerdings nie die meinige. Aber ich habe immer die Notwendigkeit einer Religion für das Volk anerkannt, und der Katholizismus war unleugbar eine ausgezeichnete Regierungsmaschine. Rühren Sie sich doch! Wir sind jetzt mit Ihnen; es wird noch immer Zeit sein, uns auseinanderzusetzen, wenn wir erst gemeinsam die Seelen und die Körper wiedererobert haben."

Der Abbé Marle schüttelte lange schweigend den Kopf. Er diskutierte nicht mehr, ereiferte sich nicht mehr. Endlich sagte er langsam:

„Ich thue meine volle Pflicht, ich bin jeden Morgen am Altar, auch wenn meine Kirche leer ist, und bete zu Gott, daß er ein Wunder thue. Er wird mein Gebet erhören, wenn er es für gut findet."

Das brachte den Lehrer vollends außer sich.

„Sie müssen ihm helfen, Sie müssen ihm helfen, Ihrem Gott! Es ist Schwachmut, thatlos alles über sich ergehen zu lassen!"

Soeurette glaubte jetzt eingreifen zu sollen. Lächelnd, voll Nachsicht für diese Besiegten, sagte sie:

„Wenn der gute Doktor noch da wäre, würde er Sie bitten, nicht so eines Sinnes zu sein, da Ihre Einmütigkeit Ihren Streit verschärft. Sie betrüben mich sehr, liebe Freunde, ich hätte so sehr gewünscht, daß Sie, wenn Sie sich auch nicht gerade zu unsern Ideen bekehren, doch wenigstens die Thatsachen anerkennen, doch wenigstens etwas von dem vielen Guten zugeben, das hier geschaffen worden."

Die beiden hatten für sie, die Gute, die Heilige, große Verehrung bewahrt, und ihre Anwesenheit in diesem kleinen Salon, im Herzen der neuen Stadt, bewies, welche Anziehung sie noch immer auf sie ausübte. Sie gingen sogar so weit, die Nähe Lucas' zu ertragen, des siegreichen Widersachers, der es übrigens zartfühlend vermied, sich angesichts des schmerzlichen und heftigen Todeskampfes der alten Welt irgend ein Gefühl des Triumphes anmerken zu lassen. Auch heute hörte er ohne Einwendung zu, wie Hermeline alles, was er geschaffen hatte, wütend wegleugnete, weil es Erfolg gehabt hatte. Es war das letzte Aufbäumen des Autoritätsprinzips gegen die individuelle und soziale Befreiung des Menschen; der allmächtige Staat hier, die allmächtige Kirche dort, die einander die Völker gefräßig abzujagen versucht hatten, fanden sich zu ihrer Wiedereroberung einträchtig zusammen, im Augenblick, wo sie sahen, daß diese Völker sich anschickten, die politischen ebenso wie die religiösen Sklavenfesseln abzuschütteln.

„O, wenn Sie sich besiegt geben, Abbé," rief Hermeline noch aus, „dann ist wohl alles aus, dann bleibt mir nichts als zu schweigen, gleich Ihnen, und in meinem Winkel zu sterben!"

Wieder schüttelte der Priester den Kopf in traurigem Schweigen. Dann aber sagte er noch einmal:

„Gott kann nicht besiegt werden, und unsre Sache liegt bei Gott."

Langsam senkte sich die Nacht auf den Park herab, der kleine Salon erfüllte sich mit Dunkelheit, und alle schwiegen eine lange Weile. Ein Hauch von Schwermut wehte durch das Gemach, die Schwermut der sinkenden Vergangenheit. Der Lehrer erhob sich und nahm Abschied. Als dann auch der Abbé sich zum Gehen anschickte, wollte ihm Soeurette unauffällig den Geldbetrag in die Hand drücken, den sie ihm bei jedem seiner Besuche für seine Armen gab. Aber der Priester wies dieses Almosen, das er seit vierzig Jahren regelmäßig in Empfang genommen hatte, zurück, indem er in seiner leisen, langsamen Weise sagte:

„Nein, danke, Fräulein, behalten Sie das Geld, ich wüßte nicht, was ich damit machen sollte. Es giebt keine Armen mehr."

Welch ein Wort für Lucas: es giebt keine Armen mehr! Sein Herz sprang hoch auf in seiner Brust. Keine Armen, keine Hungernden mehr in diesem Beauclair, in dessen unglücklicher Arbeiterbevölkerung einst so entsetzliches Elend geherrscht hatte! So schlossen sich denn alle schrecklichen Wunden des Lohnsklaventums, so sollte denn die Armut und mit ihr die Schande und das Verbrechen verschwinden! Daß die Arbeit in gerechter Weise eingerichtet wurde, hatte schon genügt, um eine bessere Verteilung des Reichtums herbeizuführen. Und wenn erst die Arbeit der Ehrenschmuck, die Gesundheit, die Freude der Menschen geworden sein wird, dann wird ein einziges brüderliches, friedliches Volk das Reich des Glücks bewohnen.

Jordan lag in seine Decke gehüllt unbeweglich da, offenbar mit seinen Gedanken durch die unendlichen Fernen schweifend, in die sich sein Blick

verlor. Als der Abbé Marle und Hermeline fortgegangen waren, rührte er sich ein wenig. Und ohne die Augen von dem Untergang der Sonne zu wenden, deren langsames Verschwinden er mit leidenschaftlichem Interesse zu beobachten schien, sagte er, halb wie im Traume:

„Jedesmal, wenn ich die Sonne untergehen sehe, faßt mich tiefe Traurigkeit und quälende Unruhe. Wenn sie nicht wiederkäme, wenn sie sich nicht wieder über der finsteren, eisigen Erde erhöbe, welch entsetzlicher Tod für alles Leben! Sie ist die Allmutter, die Befruchterin, die Zeugerin, ohne die die Keime verdorren oder verfaulen würden. Und in sie müssen wir unsre Hoffnung auf Erleichterung des Daseins und künftiges Glück setzen, denn wenn sie uns nicht hülfe, müßte das Leben eines Tages versiegen.“

Lucas lächelte. Er wußte, daß Jordan, trotz seines hohen Alters von bald fünfundsiebzig Jahren, seit einiger Zeit an dem gewaltigen Problem arbeitete, die Sonnenwärme einzufangen und in großen Reservoirs aufzuspeichern, aus denen er sie dann als die einzige, die große und ewige Lebenskraft verteilen könnte. Die Zeit mußte kommen, wo alle Kohle, die sich noch im Schoße der Erde barg, verbraucht war, und woher sollte man dann die Bewegkraft nehmen, den mächtigen elektrischen Strom, der zum Leben unentbehrlich geworden war? Dank seinen früheren Entdeckungen hatte er es erreicht, die Elektricität fast umsonst herzustellen. Aber welch ein ungeheurer, überwältigender Erfolg, wenn es ihm gelang, die Sonne zum Universalmotor zu machen, wenn er unmittelbar aus ihr die Wärmeenergie schöpfte, die in der Kohle aufgespeichert liegt, wenn er sie als die einzige allgemeine Befruchterin, als Mutter des Lebens dem Menschen dienstbar machte!

Hatte er dieses letzte, größte Problem lösen können, dann war sein Werk vollbracht, dann konnte er sterben.

„Seien Sie ruhig," sagte Lucas heiter. „Die Sonne wird morgen wieder aufgehen, und es wird Ihnen gelingen, ihr das heilige Feuer zu rauben, die göttliche Flamme, die ewige Arbeits- und Schöpfungskraft."

Soeurette, die fürchtete, daß die durch das Fenster eindringende Abendluft zu kühl sein könnte, fragte:

„Ist dir nicht kalt, soll ich schließen?"

Er machte eine verneinende Gebärde, ließ es aber geschehen, daß sie ihm die Decke bis zum Kinn hinaufzog. Er schien nur durch ein Wunder noch zu leben, bloß weil er noch leben wollte, weil er den Tod bis zu dem Abend seines letzten Arbeitstages verschoben hatte, bis zu dem Abend des Triumphes, wo er nach vollendeter Aufgabe, nach einem letzten Blicke auf sein fertiges Werk sich zur Ruhe legen würde, um für immer den sanften Schlaf des ehrlichen und befriedigten Arbeiters zu schlafen. Seine Schwester hatte ihre Sorgfalt für ihn verdoppelt, eine außerordentliche, liebevolle Pflege sparte so kunstvoll mit dem Oel seines Lebens, daß er immer noch täglich die zwei Stunden geistiger und physischer Kraft fand, deren er für seine Arbeiten bedurfte, und von denen er jede Minute mit wunderbarer Methode ausnützte. Und dieser kränkliche, schwächliche, sehr alte Mann, der kaum noch atmete, dessen Lebenslicht jeder Luftzug zu verlöschen drohte, eroberte und regierte eine Welt lediglich dadurch, daß er ein zäher Arbeiter war, der unter keinen Umständen von seiner Aufgabe abließ.

„Sie werden hundert Jahre alt werden," sagte Lucas mit liebevollem Lächeln.

„Gewiß," erwiderte Jordan, ebenfalls lächelnd,

„wenn mir hundert Jahre für meinen Zweck nötig sind.“

Wieder trat Schweigen ein in dem behaglichen kleinen Salon, während der köstliche Abend immer tiefer über den Park herabsank und seine Alleen allmählich in Dunkelheit hüllte. Noch lag ein schwaches Dämmerlicht über den großen Rasenplätzen, und die Wipfel der Bäume hoben sich in verschwommenen Umrissen von dem Hintergrunde der blauen Ferne. Das war die Stunde der Liebenden, der Park der Crêcherie war ihnen freigegeben, und sie kamen nach der Arbeit und den Beschäftigungen des Tages hierher, um sich unter seinen Bäumen zu ergehen. Niemand sah scheelen oder mißbilligenden Blickes auf die Paare, deren schattenhafte Gestalten, einander umschlungen haltend, fast miteinander verschmolzen, durch das Dunkel der Alleen wandelten. Man vertraute sie der Hut der alten, wohlwollenden Eichen an, man zählte darauf, daß die freie Liebe sie keusch und unbegehrlich machte, da sie gewiß waren, einander als Gatten angehören zu können, da sie wußten, daß die von beiden gewollte Umarmung sie unlöslich verband. Nur dann liebt man für immer, wenn man weiß, warum und wen man liebt. Was aus freier Wahl und in vollkommener gegenseitiger Erkenntnis sich miteinander vereinigt hat, das trennt sich nicht mehr. Und schon tauchten einzelne Paare auf den Rasenplätzen, zwischen den Bäumen auf und bevölkerten mit langsam dahinwandelnden Gestalten das geheimnisvolle Dunkel des Parkes, während die Erde, von wonnigen Frühlingsschauern durchbebt, ihre frischen Düfte in die Abendluft emporhauchte.

Immer mehr Paare wurden sichtbar, und Lucas erkannte manche davon, junge Männer und Mädchen, die er am Vormittag in den Werkstätten

gesehen hatte. Waren das nicht Adolphe Laboque und Germaine Yvonnot, die beiden Schatten, die da in enger Umschlingung, wie vom selben Lufthauch hingetragen, über die Spitzen der Gräser zu schweben schienen? Diese andern zwei, deren gegeneinander geneigte Köpfe ihre Haare miteinander vermengten, waren das nicht Hippolyte Mitaine und Laure Fauchard? Und dieses Paar wieder, waren das nicht Alexandre Feuillat und Clémentine Bourron, die einander so fest umschlungen hielten, als wollten sie sich nie mehr loslassen? Und Lucas fühlte eine zärtliche Rührung sein Herz beschleichen, als er zwei der Seinigen erkannte, seinen Sohn Charles, der die schwarzhaarige Céline Lenfant an seine Brust drückte, und seinen Sohn Jules, dessen Arm um den Hals der blonden Claudine Bonnaire gelegt war. Ach, die schönen jungen Menschen, die Boten des neuen Frühlings, die letzten durch die Liebe gebildeten Paare, in welchen sich die unauslöschliche Begierde entzündete, die Lebensfackel, welche eine Generation der andern übergab! Sie waren noch durchbebt von dem keuschen Schauer der ersten gestammelten Worte, der unschuldigen Zärtlichkeiten, der Umarmung, in der die unwissenden Herzen sich suchen, des verstohlenen Kusses, dessen Süßigkeit den Himmel öffnet. Aber bald vereinigte sie die souveräne Flamme der Sehnsucht nach dem Kinde, verschmolz sie innig miteinander, damit andre Werkleute der Liebe aus ihnen entständen, andre Paare, die später ebenso in köstlichem Erwachen ihrer Gefühle diesen Park durchwandeln sollten. Immer mehr Glück sollte fortan entstehen, immer mehr unverstümmelte Leidenschaft thätig sein an der Schaffung immer innigerer Eintracht der Menschen. Und immer neue Paare tauchten auf, der Park bevölkerte sich mit allen Liebenden der glücklichen Stadt, die sich

nach der wackeren Arbeit des Tages in der köstlichen Milde des Abends ergingen und durch die Bäume und Gebüsche des Parkes streiften, aus dessen geheimnisvoll dunklen, kräftig duftenden Gründen leises Lachen und das leichte Geräusch von Küssen erscholl.

Da blieb eine Gestalt am Fenster stehen. Es war Suzanne, die Lucas suchte, um ihm zu sagen, daß sie sehr in Angst sei, da Boisgelin noch immer nicht heimgekehrt war. Noch nie war er bis in die sinkende Nacht hinein ausgeblieben.

„Sie hatten recht,“ sagte sie. „Ich hätte ihn nicht allein seinem Wahnsinn überlassen sollen. Ach, der Unglückliche, das alte Kind!“

Lucas, dem sich ihre Angst mitteilte, riet ihr, nach Hause zu gehen.

„Er kann jede Minute zurückkommen, und da ist es am besten, wenn Sie da sind. Ich werde die Umgebung absuchen lassen und Ihnen Nachricht senden.“

Von zwei Männern begleitet, wandte er sich durch den Park den Werkstätten zu, in der Absicht, dort die Suche zu beginnen. Aber er hatte kaum dreihundert Schritte gemacht und befand sich eben bei den Weidenbäumen nahe dem kleinen See, als ein schwacher Schreckensschrei, der aus einem nahen Gehölz herausdrang, ihn zum Stehen brachte. Und er sah ein erschrecktes Paar herauseilen, in welchem er seinen Sohn Jules und die blonde Claudine Bonnaire zu erkennen glaubte.

„Was ist’s? Was habt ihr?“ rief er.

Sie antworteten nicht, sondern enteilten flüchtigen Fußes, ein girrendes Taubenpaar, dessen Zärtlichkeiten irgend etwas Schreckliches gestört haben mußte. Rasch entschlossen drang er nun auf dem schmalen Wege, der hindurchführte, in das Gehölz ein und

stieß alsbald ebenfalls einen Schreckensschrei aus. Er war beinahe gegen einen Körper gerannt, der von einem Äste herabhing und den schmalen Pfad mit seiner dunklen Masse versperrte. In dem schwachen Dämmerschein, der noch im Raume herrschte, hatte er Boisgelin erkannt.

„Ach, der Unglückliche, das alte Kind!“ rief er gleich Suzanne, tief erschüttert von diesem Drama, das ihr wieder so schweren Kummer brachte.

Mit Hilfe der beiden Männer schnitt er rasch den Gehängten ab und legte ihn auf die Erde. Aber der Körper war schon kalt, der Unglückliche mußte sich in den ersten Nachmittagsstunden erhängt haben, unmittelbar nachdem er vor ihm davongelaufen war. Und Lucas glaubte alles zu verstehen, als er am Fuße des Baumes ein großes Loch entdeckte, das Boisgelin offenbar mit seinen Fingernägeln ausgekratzt hatte, um darin das ungeheure Vermögen zu verstecken, zu vergraben, das ihm sein Volk von Arbeitern erwarb, und das er nicht mehr verwalten, noch selbst irgendwo aufbewahren konnte. Und daran verzweifelnd, das Loch groß genug machen zu können, um seinen Riesenschatz darin zu bergen, hatte er sich selbst den Tod gegeben, um der schrecklichen Sorge zu entfliehen, was er mit seinem ins Unermeßliche wachsenden Reichtum anfangen solle. Sein rastloses Umherstreifen während des ganzen Tages, der Wahnsinn des Unthätigen, der in der neuen Stadt der gerechten Arbeit nicht existieren konnte, endete in diesem tragischen Tode. Und in der warmen, lieberfüllten Nacht rauschte es allerorten durch den Park von Küssen und zärtlichem Geflüster.

Um die Paare nicht zu erschrecken, deren Gestalten da und dort durch die Bäume glitten, sandte Lucas die beiden Männer nach der Crêcherie, um eine Tragbahre zu holen, indem er sie bat, niemand

etwas von dem traurigen Fund zu sagen. Als sie sodann zurückgekehrt waren und den Körper auf die mit grauer Leinwand bedeckte Bahre gebettet hatten, setzte sich der düstere Zug in Bewegung und wählte die abgelegensten und finstersten Pfade, um nicht gesehen zu werden. So zog der schreckliche Tod lautlos, von Finsternis umhüllt, an dem köstlichen, lebenspendenden jungen Frühling vorbei. Ueberall schienen Liebende aus dem Boden zu wachsen, an jeder Wegkreuzung, bei jeder Biegung um ein Gebüsch tauchten neue Paare auf. Die Erde erbebte wonnig unter der Regung der zahllosen Keime in ihrem Schoße, Blumenduft erfüllte die Luft, die Hände suchten sich, die Lippen vereinigten sich mit dem leisen Geräusch springender Knospen. Ein neuer Fluß ergoß sich in den mächtigen Strom der Lebewesen, unaufhörlich wurde der Tod besiegt, die Zukunft sproßte unaufhaltsam weiter, immer vollkommenerer Wahrheit und Gerechtigkeit, immer größerem Glücke entgegen.

Vor der Thür ihres Hauses stand Suzanne wartend und sah angstvoll in die Nacht hinaus. Als sie die Tragbahre erblickte, wußte sie alles, und sie stöhnte schmerzlich auf. Und als Lucas ihr von dem elenden Ende des nutzlosen Menschen berichtete, dessen Reste auf dieser Tragbahre ruhten, konnte sie, indem sie sein ganzes leeres, vergiftetes und vergiftendes Leben überblickte, das ihr so viel Leid bereitet hatte, nur wieder ausrufen:

„Ach, der Unglückliche, das alte Kind!“

Noch manche andre Katastrophe begleitete den unaufhaltsamen Zerfall der alten, verrotteten, zum Verschwinden verurteilten Gesellschaft. Aber die erschütterndste ereignete sich im nächsten Monat: das Dach der alten Kirche Saint-Vincent stürzte eines sonnenhellen Morgens ein, als der Abbé Marle

eben am Altar stand und die Messe las, ohne andre Zuhörer als die Sperlinge, die durch das leere Schiff der Kirche flatterten.

Seit langer Zeit wußte der Pfarrer, daß seine Kirche eines Tages über ihm zusammenstürzen würde. Sie stammte noch aus dem sechzehnten Jahrhundert und war schon sehr schadhaft und rissig. Vor vierzig Jahren war der Turm repariert worden, aber aus Mangel an Geld hatte die Erneuerung des alten Kirchendaches, dessen morsche Balken sich schon bogen, verschoben werden müssen, und seit der Zeit waren alle Versuche, die nötigen Mittel zu erlangen, vergeblich gewesen. Der Staat, von seiner Schuldenlast erdrückt, überließ diese in einem entfernten Winkel des Reiches liegende Kirche ihrem Schicksale. Die Stadt verweigerte jeden Beitrag, denn der Bürgermeister Gourier war nie ein Freund des Pfaffen gewesen. So daß der Pfarrer, auf sich selbst angewiesen, gezwungen gewesen war, sich persönlich aufzumachen, um die nötige große Summe herbeizuschaffen, wenn er nicht wollte, daß ihm das Gotteshaus überm Kopfe zusammenstürzen sollte. Aber vergeblich klopfte er an die Thüren seiner reichen Pfarrkinder; die Gläubigen wurden immer seltener, ihr Eifer erkaltete. Solange die Frau des Bürgermeisters, die schöne Léonore, noch lebte, deren große Frömmigkeit für den Atheismus ihres Mannes entschädigte, hatte er in ihr eine wertvolle Unterstützung gefunden. Dann war ihm nur noch Madame Mazelle geblieben, die aber von Natur nicht sehr freigebig war und deren Religiosität merklich nachließ. Als dann die Verminderung ihrer Renten sie vollends aus dem Gleichgewicht brachte, kam sie immer seltener zur Kirche, und der Pfarrer verlor in ihr sein letztes Beichtkind von Stand; nur noch einige arme Weiber waren dem Glauben treu ge-

blieben, die sich infolge ihres Elends an die Hoffnung auf ein besseres Jenseits klammerten. Und seitdem es endlich keine Armen mehr gab, blieb seine Kirche vollkommen leer, er war allein, die Menschen hatten endgültig seinen Gott des Irrtums und des Elends verlassen.

Da sah der Abbé Marle, daß eine Welt um ihn zu Ende ging und rettungslos dem Untergang anheimfiel. Alle seine nachsichtige Duldung hatte die lügnerische, verrottete Bürgerklasse, die vom Uebel der Ungerechtigkeit verzehrt wurde, nicht retten können. Vergeblich hatte er ihren Todeskampf mit dem Mantel der Religion bedeckt, sie war unter einem letzten Skandal gestorben. Und ebenso vergeblich hatte er sich immer enger, immer ausschließlicher auf den Buchstaben des Dogmas zurückgezogen, um sich den Wahrheiten der Wissenschaft zu verschließen, die sich, wie er fühlte, zum letzten, entscheidenden Sturm bereitete, der den jahrhundertealten Bau des Katholizismus in Trümmer legen mußte. Die Wissenschaft drang unwiderstehlich vor, das Dogma war endgültig besiegt, das Reich Gottes wurde auf Erden errichtet, im Namen der triumphierenden Gerechtigkeit. Eine neue Religion, die Religion der bewußt, frei und Herrin ihres Geschicks gewordenen Menschheit scheuchte die alten Mythologien von dannen, die Symbolismen, zu denen sie in ihrem langen, schreckensvollen Kampfe mit der Natur ihre Zuflucht genommen hatte. Nach den Tempeln der alten Götterreligionen verschwand nun auch die katholische Kirche von der Erde, da ein brüderliches Volk sein festbegründetes Glück bloß in der lebendigen Kraft seiner Gemeinsamkeit suchte und fand, ohne eines ganzen wohlausgedachten Systems von Strafen und Belohnungen zu bedürfen. Und seitdem der Beichtstuhl und der Tisch des Herrn

verlassen, das Schiff der Kirche menschenleer geworden war, sah der Priester bei jeder Morgenmesse die Risse in den Mauern sich erweitern, hörte er jeden Tag das Dachgebälke stärker knacken und knistern. Es war ein langsames Abbröckeln, eine allmähliche, unablässige Zerstörungsarbeit, deren leiseste Anzeichen er bemerkte und beobachtete. Da es ihm nicht möglich gewesen war, die Mittel auch nur für die notwendigsten Ausbesserungen aufzutreiben, so blieb ihm nichts andres übrig, als thatlos und ergeben die Zerstörung ihren Weg zum unvermeidlichen Ende aller Dinge nehmen zu lassen. Allein bei seinem verlassenen Gotte ausharrend, ein Held des Glaubens, fuhr er fort, täglich die Messe zu lesen, während die Decke über dem Altar auseinanderklaffte.

Eines Morgens bemerkte der Abbé, daß während der Nacht ein neuer gewaltiger Riß im Gewölbe des Kirchenschiffes entstanden war. Er sah, daß der seit Monaten erwartete Einsturz nun erfolgen werde, und in seine reichsten Priestergewänder gekleidet, trat er vor den Altar, um seine letzte Messe zu lesen. Seine kräftige, hohe Gestalt war noch gerade und aufrecht, trotz seines großen Alters. Wie seit langem schon, ließ er sich nicht assistieren, er verrichtete selbst alle Dienste der heiligen Handlung, sprach die Worte, machte die Gebärden, als ob eine große Menge sich hinter ihm drängte und sich mit ihm im Gebete vereinigte. In der verödeten Kirche lagen zerbrochene Stühle auf den Fliesen, traurig anzusehen, gleich Gartensesseln, die über Winter draußen vergessen wurden. Gras wuchs am Fuße der Säulen, die mit Moos überzogen waren. Alle Winde bliesen frei durch die zerbrochenen Fenster, und die halb aus den Angeln hängende Thür wehrte den Tieren der Nachbarschaft den Eintritt nicht. Aber an diesem schönen, klaren Tage drang

besonders die Sonne siegreich herein; es war, als ob das Leben triumphierend Besitz ergriffe von dieser tragischen Ruine, durch welche die Vögel flatterten und wo wilder Hafer bis an die steinernen Mäntel der alten Heiligen wuchs. Oberhalb des Altars hing noch ein bemaltes, aus Holz geschnitztes großes Christusbild. Der Gekreuzigte neigte mit schmerzlichem Ausdrucke sein Dulderhaupt, und aus den Wunden seines bleichen Leibes rieselte das Blut gleich schwarzen Thränen.

Während des Evangeliums hörte der Abbé Marle ein stärkeres Krachen. Staub und Mörtel fielen auf den Altar herab. Beim Offertorium wiederholte sich das Geräusch, durchdringend, unheilverkündend, und ein Beben ward fühlbar, als ob das Gebäude erzitterte, ehe es einstürzte. Da nahm der Priester in der Wandlung alle Kraft seines Glaubens zusammen und flehte mit inbrünstiger Seele zu Gott, daß er das Wunder wirke, dessen rettende, glorreiche Erscheinung er seit so langer Zeit erwartete. Wenn Gott es wollte, dann erhielt die Kirche mit eins ihre kraftvolle Jugend wieder, und unerschütterliche Säulen stützten ihre mächtigen steinernen Wölbungen. Es bedurfte keiner Handwerker, der Wille der göttlichen Allmacht genügte, und ein herrliches Heiligtum entstand mit goldenen Kapellen, mit leuchtenden Fenstern, reichen Schnitzereien und kunstvollen Marmorgebilden, während ein Volk von Gläubigen auf den Fliesen knieend Psalmen der Auferstehung sang, unter den Flammen Tausender von Wachskerzen und dem weithin tönenden Geläute aller Glocken. O du erhabener, ewiger Gott, richte mit einem Winke dein heiliges Haus wieder auf! Du allein kannst es wieder erbauen, es mit deinen wiedergewonnenen Gläubigen erfüllen, wenn du nicht willst, daß du selbst unter seinen Trümmern vernichtet

werdest! Und im Augenblicke, wo der Priester den Kelch erhob, geschah nicht das erflehte Wunder, sondern die Vernichtung. Er stand aufrecht, die Arme emporgestreckt, in der erhabenen Haltung heldenhaften Glaubens, und forderte seinen höchsten Herrn auf, mit ihm zu sterben, wenn das Ende der Religion gekommen war. Die Wölbung barst auseinander wie unter einem Blitzstrahl und stürzte mit furchtbarem Donnerkrachen in tausend Trümmern zusammen. Der Kirchturm wankte und stürzte nach, schlug das Dach vollends ein und riß die noch stehenden Mauern nieder. Und nichts blieb unter dem sonnigen Himmel als ein riesiger Schutthaufen, in welchem man nicht einmal den Körper des Abbés Marle fand, dessen Reste von den Trümmern des Altars verschlungen worden zu sein schienen. Ebensowenig fand man eine Spur von dem geschnitzten hölzernen Christusbilde, das ebenfalls zu Staub war zermalmt worden. Abermals war eine Religion gestorben, der letzte Priester hatte in der letzten Kirche seine letzte Messe gelesen.

Einige Tage lang irrte der alte Hermeline, der gewesene Lehrer, um den Trümmerhaufen und sprach laut mit sich selbst, wie sehr alte Leute thun, wenn ein Gedanke sie stark beschäftigt. Man konnte nicht genau hören, was er sagte, aber er schien zu streiten, schien dem Abbé vorzuwerfen, daß er von seinem Gotte das erforderliche Wunder nicht hatte erwirken können. Eines Morgens fand man ihn dann tot in seinem Bette. Und als die Trümmer der Kirche weggeräumt worden waren, wurde hier ein Garten angelegt, mit schönen Bäumen, schattigen Alleen und duftenden Rasenplätzen. Liebende kamen hierher, so wie sie an schönen Abenden in den Park der Crêcherie kamen. Die glückliche Stadt erweiterte sich immer mehr, die Kinder wurden groß und

bildeten neue Liebespaare, deren im Dunkel getauschte Küsse die Saat zu andern Kindern, zu unaufhörlichen künftigen Ernten bildeten. Nach der frohen Arbeit des Tages dufteten die Rosen köstlich auf allen Zweigen. In diesem herrlichen Garten, dessen Boden der Staub einer düsteren und lebensfeindlichen Religion bildete, blühte jetzt die menschliche Fröhlichkeit, entfaltete sich das üppige Wachstum des Lebens.

IV.

Weitere zehn Jahre gingen hin, die neue Stadt entwickelte sich zur Vollendung, und mit ihr die neue Gesellschaftsordnung des Friedens und der Gerechtigkeit. Und an einem 20. Juni, am Vorabend eines der großen Arbeitsfeste, die viermal im Jahr, immer zum Jahreszeitbeginn, stattfanden, hatte Bonnaire eine wunderbare Begegnung.

Nahezu fünfundachtzig Jahre alt, wurde Bonnaire als Patriarch, als Held der Arbeit von allen verehrt und geliebt. Er war gesund und fröhlich, seine Gestalt war noch immer kräftig und gerade, sein Kopf mit dem dichten weißen Haar aufrecht getragen. Der ehemalige Revolutionär, der theoretische Kollektivist, den das verwirklichte Glück seiner Kameraden mit dem Bestehenden versöhnt hatte, lebte jetzt in behaglicher Ruhe nach langer, schwerer Lebensarbeit, die mitgeholfen hatte, die Eintracht und allgemeine Liebe zu schaffen, inmitten deren er nun seine Enkel und Urenkel glücklich aufwachsen sah. Er war einer der letzten Ueberlebenden des großen Kampfes, einer der Vorkämpfer der Neuordnung der Arbeit, die eine gerechte Verteilung der Güter herbeigeführt und dem Arbeiter seinen

Menschenadel, seine freie Individualität und seine Bürgerrechte wiedergegeben hatte. So lebte er reich an Jahren und an Ehren, stolz darauf, durch seine zahlreiche Nachkommenschaft zu der Verschmelzung der feindlichen Klassen beigetragen zu haben, am Abend seines Lebens noch nützlich wirkend durch seine Greisenschönheit und Güte.

Am Abend dieses Tages gegen Sonnenuntergang war Bonnaire auf einem Spaziergang an den Eingang der Schlucht von Brias gelangt. Einen einfachen Stock in der Hand, machte er oft so weite Wege zu Fuß, um bekannte Orte aufzusuchen und sich alte Erinnerungen zurückzurufen. Er war eben an der Stelle der Straße angelangt, wo sich einst das Thor der Hölle befunden hatte, das nun schon seit langem verschwunden war. Hier hatte auch einst eine Holzbrücke über die Mionne geführt, von der ebenfalls keine Spur mehr vorhanden war, denn der Fluß war auf eine Strecke von etwa hundert Metern eingedeckt worden, um die Fortsetzung eines breiten Straßenzuges zu ermöglichen. Welche Veränderungen! Wer hätte sich den schwarzen, kotigen Eingang der fluchbeladenen Fabrik in die Vorstellung zurückrufen können, an diesem Punkte der breiten, hellen, von lachenden Häusern eingefaßten Straße! Als Bonnaire nun hier einen Augenblick stehen blieb, kraftvoll und schön mit seiner hohen, ungebrochenen Greisengestalt, sah er zu seinem lebhaften Erstaunen auf einer Bank zusammengesunken einen alten Mann sitzen, in zerfetzten Kleidern, mit abgezehrtem, von einem struppigen Bart umgebenen Gesicht, mit kraftlosen, schlotternden Gliedern.

„Ein Armer!“ sagte er laut in seiner Ueberraschung.

Seit Jahren hatte er keinen Armen gesehen. Dieser da war auch sichtlich ein Fremder, der eben

erst hergekommen war. Seine Kleider und Schuhe waren weiß vom Straßenstaub, und er war offenbar am Eingang der Stadt ermattet auf diese Bank gesunken, nachdem er vielleicht viele Tage auf dem Wege gewesen war. Sein Stock und sein leerer Sack waren seinen müden Händen entglitten und lagen zu seinen Füßen. Und er sah verwirrten Blickes ringsumher, wie jemand, der nicht weiß, wo er sich befindet.

Mitleidsvoll ging Bonnaire auf ihn zu.

„Mein armer Freund, kann ich Ihnen behilflich sein? Sie scheinen erschöpft und niedergeschlagen.“

Der Arme antwortete nicht und blickte immer noch betäubt und ratlos von einer Seite des Horizonts zur andern.

„Haben Sie Hunger? Wollen Sie ein gutes Bett? Ich will Sie führen, und Sie werden hier Hilfe und Unterstützung finden.“

Endlich öffnete der gebrochene, armselige alte Mann den Mund und sagte halblaut, wie zu sich selbst:

„Beauclair — kann das Beauclair sein?“

„Freilich ist dies Beauclair. Sie sind in Beauclair,“ sagte der ehemalige Puddelmeister lächelnd.

Doch als der Arme immer größeres Erstaunen und unüberwindlichen Zweifel bekundete, verstand er, was in ihm vorging.

„Sie haben Beauclair wohl früher gekannt, sind lange nicht hier gewesen?“

„Ja, mehr als fünfzig Jahre,“ sagte der Unbekannte dumpf.

Da lachte Bonnaire fröhlich auf.

„Ja, da wundert's mich freilich nicht, wenn Sie sich nicht zurechtfinden! Es sind seither einige Veränderungen vorgegangen. So sind zum Beispiel

die Qurignonschen Werke, die hier standen, verschwunden, und dort drüben ist das alte Beauclair der Haufen schmutziger Häuser, ganz demoliert worden. Und an dessen Stelle ist, wie Sie sehen, eine neue Stadt entstanden, der Park der Crècherie hat sich ausgedehnt, hat den Platz, auf dem die alte Stadt gestanden, mit seinem Grün überzogen, so daß jetzt das alles nur einen einzigen großen Garten bildet, aus welchem die kleinen weißen Häuschen hervorlachen. Ja, ja, da dauert's wohl eine Weile, bis man die Gegend wiedererkennt!"

Der Arme war der Erklärung gefolgt und hatte die Blicke auf die Punkte gerichtet, die der gütige und fröhliche Greis ihm bezeichnete. Dann schüttelte er wieder den Kopf. Er konnte nicht an die Wirklichkeit dessen glauben, was ihm da gesagt wurde.

„Nein, nein, das ist nicht Beauclair! Da sind wohl die beiden Ausläufer der Monts Bleuses, dazwischen die Schlucht von Brias, und dort drüben liegt die Ebene der Roumagne. Das ist aber auch alles, was geblieben ist. Diese Gärten und diese Häuser sind ein andres Land, ein reiches Zauberland, das ich nicht kenne, das ich nie gesehen habe. Nein, nein, ich muß weiter gehen, ich habe mich verirrt."

Er erhob sich mit Anstrengung von der Bank und nahm seinen Stock und seinen Sack wieder auf. Jetzt erst richtete er zum erstenmal die Augen auf den Mann, der ihm so liebreich seine Hufe anbot. Bis jetzt hatte er in sich versunken dagesessen und wie in einem Traum befangen mit sich selbst gesprochen. Aber beim ersten Blick, den er auf Bonnaire warf, zuckte er zusammen, erbebte und machte eine Bewegung, als wollte er sich hastig entfernen. Hatte er ihn also erkannt, er, der die Stadt nicht erkannte? Bonnaire selbst war so betroffen

über die plötzlich aufzuckende Veränderung in dem entstellten, struppigen Gesichte, daß er seinerseits den Mann schärfer ins Auge faßte. Wo hatte er nur diese hellen Augen, in denen zuzeiten eine heftige Wildheit aufflammte, schon gesehen? Plötzlich erwachte seine Erinnerung, auch er erbebte, und die ganze Vergangenheit lebte auf in dem Schrei, der sich seinen Lippen entrang:

„Ragu!“

Seit fünfzig Jahren hatte man ihn tot geglaubt. Der verstümmelte, unkenntliche Leichnam, den man bald nach seiner Flucht in einem Abgrund der Monts Bleuses gefunden hatte, war also nicht der seinige gewesen? Er lebte, er lebte noch, er kam wieder zum Vorschein, und diese Auferstehung eines Toten nach so vielen, vielen Ereignissen erfüllte Bonnaire mit ahnungsvoller Angst vor dem, was geschehen war und was geschehen würde.

„Ragu, du bist es!“

Der Mann hatte den Stock in der Hand, den Sack auf der Schulter. Aber da er erkannt war, warum sollte er weiterziehen? Er hatte sich also nicht verirrt.

„Freilich bin ich's, mein alter Bonnaire, und da du noch lebst, der du um zehn Jahre älter bist als ich, so darf ich wohl auch noch leben. Sehr beschädigt allerdings, kaum noch vollständig, das ist richtig!“

Dann setzte er in seinem alten spöttischen Tone hinzu:

„Du versicherst mir also auf dein Wort, daß dies Beauclair ist, dieser prächtige große Garten mit den hübschen Häusern? Da wäre ich denn angelangt, und ich muß mich nur noch um eine Herberge umsehen, wo man mir erlauben will, im Winkel eines Stalles die Nacht zu verbringen.“

Warum war er zurückgekommen? Welche Gedanken bargen sich hinter dieser kahlen, runzligen Stirn, hinter diesem von Jahren unsteten und ausschweifenden Lebens verwüsteten Gesichte? Die Befürchtungen Bonnaires verstärkten sich, er sah den unheimlichen Gast schon die Festesfreude des morgigen Tages durch irgend einen Skandal stören. Er wagte es noch nicht, ihn zu befragen; aber er wollte ihn unter seiner Obhut behalten, und er fühlte sich auch mitleidig bewegt von dem jammervollen Zustande, in welchem er den Mann wiederfand.

„Es giebt hier keine Herberge, mein Freund, und du kommst mit mir. Du sollst essen, so viel dir schmeckt, und sollst in einem reinen Bett schlafen. Dann wollen wir uns aussprechen, du wirst mir sagen, was du willst, und ich werde dir helfen, wenn es mir möglich ist.“

„O, was ich will?“ sagte Ragu wieder in seiner spöttischen Weise. „Nichts. Was soll ein alter, halbverkrüppelter Bettler wollen? Ich wollte euch wiedersehen und wieder einmal einen Blick auf meinen Geburtsort werfen. Der Gedanke ließ mir keine Ruhe, ich hätte nicht ruhig sterben können, wenn ich nicht noch einmal einen kleinen Spaziergang hierher gemacht hätte. Das ist ja erlaubt, nicht wahr? Die Straßen sind ja noch immer frei?“

„Gewiß.“

„Da habe ich mich also auf den Weg gemacht — o, das sind schon Jahre und Jahre her! Wenn man schlechte Beine und keinen Sou in der Tasche hat, kommt man nicht schnell vorwärts. Aber man kommt doch schließlich ans Ziel, wie du siehst. Abgemacht also, gehen wir zu dir, da du mir als alter Kamerad Gastfreundschaft anbietest.“

Die Nacht war hereingebrochen, und die beiden Alten konnten Beauclair durchschreiten, ohne daß jemand sie sah. Ragus Erstaunen wuchs, er warf Blicke nach rechts und links, ohne irgend einen Punkt, an dem sie vorüberkamen, zu erkennen. Und als Bonnaire bei einem der nettesten Häuschen unter einer großen Baumgruppe stehen blieb, entfuhr ihm der Ausruf, in welchem seine ganze Denkart von einst wieder zum Vorschein kam:

„Du bist wohl ein reicher Mann, bist ein Herr geworden?"

Der ehemalige Puddelmeister lachte.

„Nein, ich war nichts und bin nichts als ein Arbeiter. Aber doch ist es wahr, wir sind jetzt alle reich und sind alle Herren."

Ragus neidische Furcht war wieder beruhigt.

„Ein Arbeiter kann kein Herr sein, und wenn man arbeitet, so ist das ein Zeichen, daß man noch nicht reich geworden ist."

„Gut, gut, Alter, ich werde dir das noch erklären. Tritt indessen ein."

Bonnaire war für den Augenblick allein in diesem Hause, das seiner Enkelin Claudine gehörte, die mit Charles Froment verheiratet war. Seit langer Zeit war der alte Ragu tot, und seine Tochter, die Schwester Ragus, die schreckliche Toupe, war ihm im vergangenen Jahr nachgefolgt, nach einem heftigen Streite, welcher ihr das Blut hatte gerinnen machen, wie sie sagte. Als Ragu erfuhr, daß sein Vater und seine Schwester nicht mehr unter den Lebenden weilten, nahm er dies mit einer wortlosen Gebärde auf, die auszudrücken schien, daß er darauf wohl gefaßt sein mußte, nach so vielen Jahren. Wenn man ein halbes Jahrhundert fort gewesen ist, kann man sich nicht wundern, niemand wiederzufinden.

„Wir sind also hier bei meiner Enkelin Claudine, der Tochter meines ältesten Sohnes Lucien, welcher Louise Mazelle, die Tochter der Rentner, deren du dich wohl noch erinnerst, geheiratet hat. Claudine selbst ist mit Charles Froment, einem Sohne des Direktors der Crêcherie, verheiratet. Aber sie haben heute ihre Alice, ein Mädchen von acht Jahren, zu einer Tante nach Formeries gebracht und werden vor morgen abend nicht wieder hier sein.“

Und heiter setzte er hinzu:

„Seit einigen Monaten haben die Kinder mich zu sich genommen, um mich zu verhätscheln. Das Haus gehört uns, iß und trink, dann werde ich dir dein Bett zeigen, und morgen werden wir dann weiter sehen.“

Ragu hatte ihm betäubt zugehört. Diese Namen, diese Heiraten, diese im Fluge vorbeieilenden drei Generationen verursachten ihm Schwindel. Er verstand nichts von alledem, er fand sich nicht zurecht in dem Gewirre aller dieser unbekannten Ereignisse, dieser Ehen, Verschwägerungen und Geburten. An dem behaglichen, reichlich versorgten Tische sitzend, über den eine elektrische Lampe helles Licht strahlte, aß er schweigend und gierig von dem kalten Fleische und den Früchten, die sein Wirt ihm bot. Die Wohlhabenheit und das Behagen, die ihn umgaben, schienen schwer auf den Schultern des alten Landstreichers zu lasten; er sah noch gealterter, noch zusammengesunkener aus, während er über seinen Teller gebeugt dasaß und finstere Seitenblicke auf all dieses Glück warf, von dem er ausgeschlossen war. Sein lang aufgehäufter Groll, seine ohnmächtige Rachgier, das nun für immer unerfüllbare Verlangen, mit Hilfe des Unglücks andrer sein Glück zu begründen, waren erkennbar in seinem düsteren Schweigen, in der Niedergedrücktheit, in welche ihn

der Anblick solchen Reichtums versetzte. Und Bonnaire saß ihm gegenüber, voll geheimer Unruhe, da er den Mann so finster sah, neugierig, was er in diesem halben Jahrhundert erlebt haben mochte, und zugleich verwundert, daß er trotz seines Elends noch immer am Leben war.

„Woher kommst du denn?“ fragte er ihn endlich.

„O, von überall,“ erwiderte Ragu mit einer Handbewegung, die den ganzen Horizont umfaßte.

„Da hast du wohl viele Länder und Menschen und Dinge gesehen?“

„O ja, ich war in Frankreich, in Deutschland, in England, in Amerika, habe meinen Kadaver durch die ganze Welt geschleppt.“

Ehe er schlafen ging, zündete er seine Pfeife an und gab in großen Umrissen ein Bild seiner Irrfahrten als wandernder Arbeiter, der sich, träge und genußsüchtig, gegen die Arbeit empörte. Er war eine der verdorbenen Früchte des Lohnsklaventums, der Sklave, dessen höchster Traum es ist, den Herrn von seinem beneideten Platze herunterzustoßen, bloß um diesen Platz selber einzunehmen und seinerseits die Kameraden auszusaugen. Für ihn gab es kein andres Glück, als ein großes Vermögen zu besitzen und in Genuß und Wohlleben zu schwelgen auf Kosten des Elends Tausender von armen Menschen. Und aufbrausend von Natur, dabei feige dem Herrn gegenüber, ein gewissenloser Arbeiter, ein Trunkenbold, der zu keiner ausdauernden Thätigkeit fähig war, war er von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land gewandert, überall bald davongejagt, manchmal selber in plötzlicher sinnloser Aufwallung davongehend. Niemals hatte er einen Pfennig beiseite legen können, überall war er beim Elend zu Gaste gewesen, jedes neue Jahr hatte ihn tiefer sinken gesehen. Und als das Alter kam, war es wirklich

ein Wunder, daß er nicht vor Hunger und Erschöpfung irgendwo im Straßengraben verendete. Bis an sein sechzigstes Jahr arbeitete er, konnte er sich noch da und dort leichtere Beschäftigungen verschaffen. Dann kam er in ein Spital, mußte es nach einiger Zeit verlassen und wurde bald darauf in ein andres gebracht. Fünfzehn Jahre lebte er nun schon so zähe weiter, ohne recht zu wissen wie, sein Dasein vom Zufall des Tages fristend. Jetzt bettelte er, fand da und dort in einem Hause ein Stück Brot zum Essen, ein Bund Stroh zum Schlafen. Bei alledem hatte sich nichts in ihm geändert, weder die verbissene Wut gegen alle, die es besser hatten, noch die gierige Sehnsucht, ein Herr zu sein und im Genuß zu leben.

„Aber," sagte Bonnaire, die zahllosen Fragen unterdrückend, die sich zu seinen Lippen drängten, „alle diese Länder müssen ja in Aufruhr sein. Hier ist es freilich sehr schnell gegangen, und wir haben einen Vorsprung vor den andern, wie ich weiß. Gleichwohl ist die ganze Welt in Vorwärtsbewegung begriffen, nicht wahr?"

„O ja," erwiderte Ragu in seiner geringschätzigen Weise, „sie schlagen sich herum und bauen überall die Gesellschaft neu auf, was aber doch nicht hinderte, daß ich nichts zu essen hatte."

In Deutschland, in England und besonders in Amerika hatte er große Streiks, furchtbare Empörungen mitgemacht. In allen Ländern, in die ihn seine Trägheit und Unbeständigkeit verschlagen hatten, war er Zeuge gewaltsamer Ereignisse gewesen. Die letzten Königreiche stürzten, Republiken entstanden an ihrer Statt, Bündnisse zwischen benachbarten Völkern begannen die Grenzen verschwinden zu lassen. Es war wie die Umwälzung im Frühling, wenn das Eis zerbricht und wegschmilzt, so daß die fruchtbare

Erde frei wird und unter den warmen Strahlen der Sonne in wenigen Tagen alles sprießt und aufblüht. Unverkennbar befand sich die ganze Menschheit im Zustande der Evolution, war endlich am Werke, das Reich des Glücks zu begründen. Aber er, der schlechte Arbeiter, der stets unzufriedene, genußgierige Mensch, hatte nur gelitten unter diesen Katastrophen, die ihm, wie er mit verbissenem Grimm sagte, bloß Hiebe und Wunden eingetragen hatten, ohne daß er je auch nur Gelegenheit gefunden hätte, den Keller eines Reichen zu plündern, um sich einmal nach Herzenslust volltrinken zu können. Heute, wo er ein alter Landstreicher, ein alter Bettler war, gab er keinen Pfifferling für ihr Reich des Friedens und der Gerechtigkeit! Damit bekam er seine zwanzig Jahre nicht wieder, damit konnte er nicht in einem Palast wohnen, mit Sklaven zu seinen Befehlen, und dort in Jubel und Freuden bis ans Ende seiner Tage leben, wie die Könige, von denen die Bücher erzählen. Und er sprach mit grimmigem Spott von all der dummen Menschheit, die sich's so sauer werden ließ, ihren Urenkeln, den Bürgern des nächsten Jahrhunderts, ein schöneres Haus zu bauen, dessen sich die heute Lebenden nur in ihren Träumen erfreuen können.

„Diese Träume haben lange Zeit das Glück der Menschen ausgemacht," erwiderte Bonnaire ruhig. „Aber was du sagst, ist nicht mehr wahr, heute steht das neue Haus schon fast vollständig fertig, und es ist sehr schön, sehr hell und fröhlich; ich werde es dir morgen zeigen, und du sollst sehen, ob es nicht ein Vergnügen ist, darin zu wohnen."

Er erklärte ihm sodann, daß er ihn morgen an einem der vier großen Arbeitsfeste teilnehmen lassen werde, die am ersten Tage einer jeden Jahreszeit Beauclair mit Freude und Jubel erfüllten. Jedes dieser Feste hatte seine eignen, der Jahreszeit angemessenen

Belustigungen. Und das von morgen, das Fest des Sommers, schmückte sich mit allen Blumen und Früchten der Erde, mit dem überquellenden Reichtum der Natur, mit der Pracht des tiefblauen, weitgespannten Himmels, an welchem die machtvolle Junisonne strahlte.

Ragu war in seine düstere Unruhe zurückversunken, in die geheime Furcht, in Beauclair den alten Traum vom sozialen Glück verwirklicht zu sehen. Sollte er wirklich, nachdem er unter qualvollen Kämpfen so viele Länder durchstreift hatte, die in den Wehen der Geburt der künftigen Gesellschaftsordnung lagen, sollte er wirklich diese Gesellschaftsordnung hier fast vollständig aufgerichtet sehen, in dieser Stadt, in seiner Heimat, die er infolge einer wahnsinnigen Mordthat hatte fliehen müssen? Dieses so gierig überall gesuchte Glück, es war hier, bei ihm zu Hause, während seiner Abwesenheit geschaffen worden, und er war nur zurückgekehrt, um zu sehen, wie glücklich die andern waren, während es für ihn keine Freude mehr in diesem Leben geben konnte. Der Gedanke, daß er so durch eigne Schuld sein ganzes Dasein hoffnungslos verwüstet hatte, drückte ihn vollends nieder, und er trank schweigend, in finsteres Brüten verloren, die Flasche Wein aus, die sein Wirt vor ihn hingestellt hatte. Als dann Bonnaire sich erhob, um ihn in sein Schlafzimmer zu führen, folgte er ihm schweren, müden Schrittes. Das Zimmer war sauber und freundlich, das Bett weiß und duftend, und der armselige Bettler fühlte diese brüderliche, freigebige, reichliche Gastfreundschaft wie eine schwere Last auf sich ruhen.

„Also schlaf wohl, Alter. Auf morgen früh!“

„Ja, auf morgen früh, wenn diese ganze verrückte Welt nicht während der Nacht zusammengestürzt ist.“

Bonnaire konnte jedoch, nachdem er sich ebenfalls zu Bette begeben hatte, nicht gleich einschlafen. Der Gedanke, mit welchen Absichten Ragu zurückgekehrt sein mochte, ließ ihm keine Ruhe und machte sein Herz beklommen. Zehnmal war er auf dem Sprunge gewesen, ihn direkt zu befragen, und hatte es wieder unterlassen, aus Furcht, einen gefährlichen Ausbruch herbeizuführen. Es war doch wohl das beste, abzuwarten und dann nach den Umständen zu handeln. Er fürchtete irgend eine gewaltsame Scene, fürchtete, daß dieser herabgekommene Landstreicher, von Elend und Entbehrung toll gemacht, seine Heimat nur wieder aufgesucht hatte, um einen schrecklichen Skandal hervorzurufen, um Lucas und Josine zu beschimpfen, um vielleicht gar sein Verbrechen zu wiederholen! Er nahm sich daher fest vor, ihm morgen nicht einen Augenblick von der Seite zu weichen, ihn überall selber hinzuführen, damit er niemals allein sei. Indem er übrigens beschloß, ihm alles zu zeigen, verfolgte er zugleich eine kluge Taktik; er hoffte, ihn durch den Anblick so großen Reichtums, so gewaltiger Macht zu lähmen, ihm das Bewußtsein einzuflößen, wie wirkungslos und nutzlos dagegen die wütende Auflehnung eines einzelnen sei. Und mit dem Entschluß zu diesem letzten Kampfe für die Harmonie, den Frieden und das Glück aller schlief Bonnaire endlich ein.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr ertönten Trompetenfanfaren und sandten ihren lauten, fröhlichen Ruf über die Dächer von Beauclair, um das Fest der Arbeit anzukündigen. Die Sonne stand schon, ein strahlendes, kraftvolles Gestirn, hoch an der herrlich blauen, unermeßlich weiten Wölbung des Junihimmels. Fenster öffneten sich, Grüße flogen über die Bäume hinweg von Haus zu Haus, die Volksseele der neuen Stadt erwachte fröhlich zum festlichen Tage. Und die Trompeten schmetterten

immerzu und erweckten von Garten zu Garten lustiges Gelächter und helle Kinderstimmen.

Bonnaire fand, als er bei Ragu eintrat, diesen schon bereit. Er hatte im anstoßenden Badezimmer ein Bad genommen und hatte anständige Kleider angezogen, die auf einem Stuhl für ihn bereitgelegt worden waren. Und der ausgeruhte, erfrischte, wohlgekleidete Ragu hatte seine alte Spottsucht wiedergefunden, war offenbar entschlossen, sich über alles lustig zu machen und keinen Fortschritt anzuerkennen. Als er seinen Wirt eintreten sah, zeigte er sein häßliches, beleidigendes und herabwürdigendes Lächeln.

„Hör einmal, Alter, die schlagen ja einen schrecklichen Lärm mit ihren Trompeten, die Kerle! Das muß nicht sehr angenehm sein für Leute, die sich nicht gern plötzlich aufwecken lassen. Spielt man euch jeden Morgen diese Musik auf in eurer Kaserne?“

Der ehemalige Puddelmeister sah ihn lieber in dieser Laune. Er lächelte gemütlich.

„O nein, diese lustige Reveille wird nur an den Festtagen geblasen. An gewöhnlichen Tagen kann man lange schlafen, wenn man will, während überall tiefste Ruhe herrscht. Aber wenn das Leben schön ist, steht man zeitig auf, und nur die Kranken müssen zu ihrem Bedauern im Bett bleiben.“

Dann sagte er in seiner rücksichtsvollen Güte:

„Hast du gut geschlafen? Hat es dir an nichts gefehlt?“

Ragu bemühte sich wieder, unangenehm zu sein.

„O, ich schlafe überall gut. Seit Jahren schlafe ich nur noch in Heuschobern, und die sind besser wie das beste Bett. Ebenso ist es mit all den neuen Erfindungen, den Badewannen mit kaltem und warmem Wasser, den elektrischen Heizungen, wo man nur einen Knopf zu drehen braucht, um warm zu haben — das ist ja alles recht angenehm, wenn

man Eile hat. Sonst aber ist es viel gesünder, sich am Fluß zu waschen und sich an einem guten alten Ofen zu wärmen."

Und als Bonnaire schwieg, setzte er hinzu:

„Ihr habt zu viel Wasser in euren Häusern. Sie müssen feucht sein, glaube ich."

O, welche unwürdige Schmähung des wohlthätigen, des unablässig rein und frisch quellenden Wassers, das die Gesundheit, die Freude und die Kraft Beauclairs war, dessen Straßen und Gärten es in ewiger Jugend badete!

„Unser Wasser ist unser bester Freund, der gute Schutzgeist unsrer Stadt," sagte Bonnaire gelassen. „Du wirst es überall hervorsprudeln und alles berieseln und befruchten sehen. Komm, wir wollen jetzt frühstücken, und dann machen wir uns gleich auf den Weg."

Das Frühstück, das sie in dem freundlichen, hell von der Morgensonne beschienenen Eßzimmer nahmen, war köstlich. Auf dem blendend weißen Tischtuch standen Eier, Milch, Obst und so goldgelbes, duftendes Brot, daß man sah, daß es von sorgfältig arbeitenden Maschinen für ein glückliches Volk war geknetet und gebacken worden. Der greise Hausherr behandelte seinen armseligen Gast mit zarter Aufmerksamkeit, mit einer schlichten, großmütigen Gastfreundschaft, die eine Atmosphäre unendlicher Güte und Sanftmut um ihn verbreitete.

Während des Essens unterhielten sie sich wieder miteinander. Wie gestern abend enthielt sich Bonnaire aus klugem Instinkt aller direkten Fragen. Er ahnte jedoch, daß Ragu, so wie alle Verbrecher, sich unwiderstehlich zu dem Orte seines Verbrechens hingezogen gefühlt hatte, von dem Verlangen verzehrt, zu sehen und zu erfahren, was sich dort mittlerweile ereignet hatte. Lebte Josine noch? Was that

sie? Hatte der gerettete Lucas sie zu sich genommen? Und was war schließlich aus ihm und ihr geworden? Alle diese Fragen glühten sicherlich in der Flamme, die in den Augen des alten Landstreichers brannte. Aber da er sein Geheimnis in sich verschloß und kein Wort von alledem über seine Lippen kommen ließ, blieb Bonnaire nichts andres übrig, als den Plan, den er in der Nacht gefaßt hatte, auszuführen und dem Wiedergekehrten die ganze Herrlichkeit, die ganze Macht und den ganzen Reichtum der neuen Stadt vor Augen zu führen. Und ohne Lucas zu nennen, schickte er sich an, die Größe seines Werkes zu beschreiben.

„Damit du alles begreifst, lieber Freund, muß ich dir zuerst ein wenig erklären, wie es hier steht, ehe ich dich in Beauclair herumführe. Heute hat der neue Zustand, der damals, als du fortgingst, eben erst begann, den vollen Sieg errungen und steht in herrlichster Blüte.“

Er schilderte die Entwicklung von Anfang an, wie die Werke der Crêcherie auf die Association von Kapital, Geist und Arbeitskraft gegründet worden, die sich in den Gewinn teilten. Er beschrieb den Kampf mit den andern Werken, denen der Hölle, wo die Lohnsklaverei in ihrer barbarischen Form bestand, wie die Crêcherie sie besiegt und sich an ihre Stelle gesetzt hatte und wie sie allmählich das alte, elende Beauclair mit der siegreichen Flut ihrer weißen, fröhlichen Häuschen hinwegschwemmte. Dann erzählte er, wie die andern benachbarten Fabriken aus Nachahmungstrieb und aus Notwendigkeit mit der Association verschmolzen, wie andre Gruppen sich unvermeidlicherweise bildeten, die Gruppe der Bekleidungsindustrien, die Gruppe der Bauindustrien, wie alle Gewerbe gleicher Art sich zusammenschlossen und alle Gruppen wieder zu einer großen Einheit,

zu einer einzigen Familie sich fügten, die ins Unendliche neue Glieder ansetzen konnte. Dann hatte die zweifache Kooperation der Erzeugung und des Verbrauches den Sieg vollendet, und indem die Arbeit auf dieser breiten Grundlage neu geordnet, indem die Solidarität der Menschen praktisch ins Werk gesetzt wurde, war die neue Gesellschaftsordnung aus dem Boden herausgewachsen. Die Arbeitszeit betrug nicht mehr als vier Stunden, die Arbeit konnte frei gewählt und immerfort gewechselt werden, denn jeder Arbeiter war in mehreren Fertigkeiten ausgebildet, was ihm ermöglichte, von einer Werkstatt zur andern überzugehen und sich so seine Thätigkeit immer neu und anziehend zu machen. Die Handwerke und Berufe gruppierten sich in natürlicher Weise und bildeten die Grundlinien der neuen sozialen Ordnung, die auf der Arbeit, der gesetzgebenden Macht des Lebens, beruhte. Die Maschinen, die Feinde von einst, waren die gehorsamen Sklaven der Menschen geworden, die alle schweren Verrichtungen für sie besorgten. Mit vierzig Jahren hatte jeder Bürger seine Arbeitsschuld an die Gemeinsamkeit bezahlt und arbeitete fortan nur noch zu seinem eignen Vergnügen. Und während so die Kooperation der Erzeugung diesen Staat der Gerechtigkeit und des Friedens erstehen ließ, der sich auf die von allen freiwillig auf sich genommene Arbeit gründete, hatte die Kooperation des Verbrauches den Handel zum Untergang verurteilt, als ein nutzloses, hemmendes, kraftverzehrendes Rad der sozialen Maschine. Der Bauer lieferte sein Korn an den Arbeiter, der ihm dafür seine Werkzeuge und Geräte lieferte. Die Genossenschaftsmagazine zentralisierten die Produkte und verteilten sie, dem Bedarf entsprechend, unmittelbar an die Verbraucher. Millionen und Millionen wurden so gewonnen, seitdem sie nicht mehr

durch Gewinnaufschlag und Diebstahl auf dem Wege verloren gingen. Das ganze Leben vereinfachte sich, das vollkommene Verschwinden des Geldes, die Schließung der Gerichtshöfe und Gefängnisse waren in naher Aussicht, denn es gab keine Privatinteressen mehr, die den Menschen wütend auf den Menschen hetzten, ihn zu Betrug, Raub und Mord aufstachelten. Woher hätte das Verbrechen entstehen sollen, da es keine Armen, keine Enterbten mehr gab, da brüderlicher Friede von Tag zu Tag mehr sein Reich ausbreitete unter den Menschen, die endlich einsehen gelernt hatten, daß das Glück eines jeden nur im Glücke aller bestand? Ein langdauernder Friede herrschte, die Blutsteuer war verschwunden, gleich allen andern Steuern, es gab keinerlei Abgaben, keinerlei Gebühren, keine Zölle mehr und dafür vollkommene Freiheit der Produktion und des Gütertausches. Und seitdem besonders die Parasiten beseitigt waren, die zahllosen Beamten, Funktionäre und Staatsangestellten, die Soldaten und Priester, war ein gewaltiger Reichtum entstanden, eine solche Riesenanhäufung von Gütern, daß die Speicher von Jahr zu Jahr zu klein wurden und von der Ueberfülle des Gemeinvermögens zu bersten drohten.

„Das ist ja alles recht schön,“ fiel Ragu ein. „Trotz alledem bleibe ich dabei, daß das einzige wirkliche Vergnügen nur darin besteht, daß man nicht zu arbeiten braucht, und solange ihr arbeiten müßt, seid ihr keine Herren. Darüber komme ich nicht hinaus. Außerdem werdet ihr in dieser oder jener Form doch noch bezahlt, und ihr seid daher nichts andres als Lohnarbeiter, Lohnsklaven. — Du hast dich also bekehrt, du, der Kollektivist, der die vollständige Vernichtung des Kapitals verlangte?“

„Freilich bin ich schließlich bekehrt worden,“ erwiderte Bonnaire freimütig lachend. „Ich hielt

eine plötzliche Umwälzung für unvermeidlich nötig, einen gewaltsamen Handstreich, womit wir die Macht, den Boden und die Arbeitsmittel mit einem Schlage in die Hände bekommen hätten. Aber wie hätte ich der Macht der Thatsachen widerstehen sollen? Seit so vielen Jahren sehe ich hier die Menschen auf dem geraden, sicheren Wege, die soziale Gerechtigkeit, das brüderliche Glück zu erringen, das mir zeit meines Lebens als Ideal vorschwebte. Da habe ich denn Geduld gelernt, ich bin schwach genug, mich mit dem heute bereits Errungenen zu bescheiden, in der sicheren Ueberzeugung, daß morgen der vollständige Sieg unser sein wird. Ich gebe dir gerne zu, daß noch viel zu thun übrig bleibt, unsre Freiheit und unsre Gerechtigkeit sind noch nicht vollständig, das Kapital und das Lohnarbeitertum müssen ganz verschwinden, der Gesellschaftspakt darf keinerlei Autorität mehr kennen, die freie Menschheit soll nur freie Individuen umfassen. Darauf streben wir nun hin, daß die Kinder unsrer Enkel dereinst dieses Reich vollkommener Gerechtigkeit und vollkommener Freiheit verwirklichen können."

Dann beschrieb er ihm noch die neuen Unterrichts- und Erziehungsgrundsätze in den Krippen, Schulen und Lehrwerkstätten, wie der Mensch im Kinde erweckt wurde, wie alle Kräfte der Leidenschaften frei walten gelassen und verständnisvoll genährt wurden, wie Knaben und Mädchen zusammen aufwuchsen und sich dadurch später um so inniger und fester in der Liebe vereinigten, in der die Kraft des Gemeinwesens begründet war. Die Zukunft immer größerer Freiheit lag hier in diesen keimenden Liebespaaren, die den Willen und die Geisteskraft für entscheidende Thaten mit sich ins Leben hinausnahmen. Jede neue Generation in ihrer größeren Freiheit, in ihrer größeren Eignung für die Güte und Gerechtigkeit trug einen

neuen Stein zum Baue herbei und brachte ihn seiner Vollendung näher. Mittlerweile wuchs der unberechenbare Reichtum des Gemeinwesens immer mehr an, denn seitdem das Erbrecht fast vollkommen abgeschafft war und niemand mehr den schändlichen Raub an seinen Mitmenschen begehen konnte, ein großes eignes Vermögen aufzuhäufen, floß der Ertrag der Arbeit aller nur noch dem Eigentum aller zu. Die Renten und Staatsschuldenbücher zerfielen von selbst, und die Rentner, die Nichtsthuer, die von der Arbeit andrer oder von dem wucherisch aufgehäuften Gewinn ihrer eignen lebten, waren eine im Aussterben begriffene Gattung. Alle Bürger waren gleichermaßen reich, denn die Stadt, der das Ergebnis der emsigen Arbeit aller zufloß, die von allen Fesseln befreit, vor Vergeudung und Veruntreuung bewahrt war, sammelte ungeheure Reichtümer auf, so daß es zweifellos eines Tages notwendig werden mußte, die Produktion einzuschränken. Die Genüsse, die einst nur einigen wenigen Bevorrechteten zugänglich gewesen, die wohlschmeckenden Speisen, die schönen Blumen, aller glänzende und anmutige Schmuck, der das Leben verschönt, daran konnten sich heute alle erfreuen. Während in den Familienhäusern große Einfachheit herrschte und jeder sich mit seinem häuslichen Glück begnügte, prangten die öffentlichen Gebäude in reichster Pracht und bildeten mit ihren weiten Räumen, die gewaltige Mengen fassen konnten, in ihrem Luxus und ihrer Behaglichkeit wahre Paläste des Volkes, wo es sich ergötzen und sich seines Lebens freuen konnte. Es gab Museen, Bibliotheken, Theater, Bäder, Spiel- und Unterhaltungssäle, öffentliche Kurse und Vorlesungen, welche in den Feierstunden die ganze Stadt besuchte. Ebenso reichlich waren Wohlthätigkeitseinrichtungen vorhanden, abgesonderte Spitäler für

jede Krankheit, Asyle, welche die Alten und Arbeitsunfähigen bereitwillig aufnahmen, und vor allem Schutzhäuser für die Mütter, wo die Frauen während der schweren Zeit der Schwangerschaft weilten, und wo sie und das neugeborene Kind bis zur vollkommenen Kräftigung gepflegt wurden. So erstand und befestigte sich in der neuen Stadt der Kultus der Mutter und des Kindes, der Mutter, die die Quelle des ewigen Lebens, des Kindes, das der siegreiche Bote der Zukunft ist.

„Und nun," schloß Bonnaire heiter, „da du mit dem Frühstück fertig bist, wollen wir uns einmal alle die schönen Sachen, unser neuerbautes, glorreiches Beauclair im Festgewande ansehen. Ich werde dir auch nicht einen einzigen interessanten Ort schenken."

Ragu, der entschlossen war, sich nicht zu ergeben, zuckte im voraus die Achseln und wiederholte seinen Ausspruch, den er für entscheidend hielt:

„Wie du willst; aber ich sage dir, daß ihr trotz allem keine Herren, sondern arme Teufel seid, wenn ihr immer noch arbeiten müßt. Die Arbeit ist euer Herr, und ihr seid nichts als ein Volk von Sklaven."

Vor der Hausthür wartete ein kleiner elektrischer Wagen mit zwei Plätzen. Solche Wagen standen überall zu jedermanns Verfügung. Der ehemalige Puddelmeister, der trotz seines hohen Alters klare Augen und eine feste Hand behalten hatte, ließ seinen Gefährten einsteigen und setzte sich selbst ans Steuer.

„Du wirst mich doch hoffentlich mit der Maschine da nicht ganz zum Krüppel machen?"

„Sei ohne Sorge. Die Elektricität kennt mich, wir leben nun schon manches Jahr in guter Gemeinschaft."

Er sagte das in zärtlichem und zugleich

ehrfürchtigem Tone, als spräche er von einer neuen Gottheit, von einer wohlthätigen Macht, der die Stadt den besten Teil ihres Gedeihens und ihrer Freuden verdankte.

„Du wirst sie überall finden, die gewaltige, allmächtige Kraft, ohne die so viele rasche Erfolge nicht möglich gewesen wären. Sie allein treibt heute alle unsre Maschinen; und sie bleibt nicht nur in den großen, gemeinsamen Werkstätten, sie kommt in jedes Haus und bewegt dort die kleinen Hausmaschinen, sie ist die allgemeine Arbeiterin und Helferin, deren jeder sich bedient, indem er bloß einen Knopf dreht. Man dreht einen andern Knopf, und sie beleuchtet alle Räume. Man dreht noch einen Knopf, und sie heizt ein. Ueberall, in der Stadt wie auf den Feldern, in den Straßen wie in der bescheidensten Wohnung ist sie gegenwärtig, sie verrichtet geräuschlos alle unsre Arbeiten, sie ist die gezähmte Natur, der dienstbar gemachte Blitz, auf ihrer segensreichen Kraft beruht alle unsre Wohlfahrt. Sie wird in unberechenbaren Mengen hervorgebracht, sie steht uns zur Verfügung wie die Luft, die wir atmen, wir können sie nach Herzenslust verbrauchen, verschwenden, ohne je fürchten zu müssen, daß wir sie vergeuden. Aber wie es scheint, haben wir noch immer nicht genug, der ehemalige Herr der Crêcherie sagt, daß er fortwährend nach einem Mittel sucht, um uns noch mehr zu schaffen, damit wir in der Nacht über Beauclair ein andres Gestirn entzünden und ewigen strahlenden Tag bei uns herrschen lassen können.“

Er lachte behaglich, während er so von der Hoffnung sprach, einmal die Finsternis für immer zu verjagen, und der kleine Wagen rollte glatt und schnell durch die breiten, baumbepflanzten Straßen hin. Bonnaire wollte zuerst, ehe sie Beauclair

durchstreiften, bis hinaus nach Combettes fahren und seinem Gefährten die herrliche Domäne zeigen, die die Roumagne in ein fruchtbares Paradies verwandelt hatte. Der sonnenhelle Festmorgen sah die Straßen von lauter Fröhlichkeit belebt. Andre Wagen in unendlicher Zahl fuhren an ihnen vorbei, besetzt mit singenden, lachenden Menschen. Viele Fußgänger kamen aus den nahen Dörfern, meistens in größeren Gruppen, die jungen Leute und Mädchen mit Bändern geschmückt, und alle grüßten fröhlich den Alten, den Ahnherrn. Und welche üppige Fruchtbarkeit breitete sich zu beiden Seiten der Straße aus, ungeheure Getreidefelder, deren Ende nicht abzusehen war, ein Getreidemeer von tiefem, sattem, kräftigem Grün! Anstatt der früheren Bodenlappen, der engherzig abgesonderten kleinen Aecker, deren magere, schlecht bebaute Schollen armseligen Ertrag lieferten, war die ganze Ebene jetzt nur noch ein einziges unermeßliches Feld, das von vereinigten, reichen Besitzern gedüngt, gepflügt und besät wurde, und welchem die Solidarität der miteinander versöhnten Menschen überquellend reiche Ernten für ein brüderliches, gerechtes Volk abgewann. Wenn der Boden nicht gut war, wurde er zubereitet, man verlieh ihm auf chemischem Wege die Eigenschaften, die ihm fehlten, man heizte ihn, man schützte ihn vor Wetterunbilden, durch wohlberechnete, intensive Bebauung erzielte man zwei Ernten, hatte man Obst und Gemüse zu jeder Jahreszeit. Dank der Hilfe der Maschinen wurde die Kraft der Menschen geschont, und meilenlange Ackerfurchen bedeckten sich wie durch Zauberkraft mit dichten Halmen. Man sprach sogar davon, der Wolken Herr zu werden, sie vermittels starker elektrischer Ströme nach Belieben zu lenken, so daß man im stande sein würde, je nach Bedarf der Landwirtschaft, Regen oder

Sonnenschein zu bewirken. Nachdem er Herr der Erde geworden, sollte der Mensch auch noch den Himmel erobern und die Gestirne zu seinen Diensten zwingen. Am Morgen eines Festtages würde man den Himmel reinigen, so daß er tiefer und strahlender blau wäre als je, würde die Sonne von allen Flecken befreien, so daß sie oben hinge wie eine herrliche Lampe an der Decke eines unermeßlichen Saales. Aber auch heute schon, am Morgen des Festes der Arbeit, am ersten Sommertage, flammte das mächtige Gestirn in blendendem Glanze auf die Straße nieder, deren weißes Band sich weit hin durch das unermeßliche wogende Meer der grünen Halme schlängelte.

„Du siehst, Alter," sagte Bonnaire, mit umfassender Gebärde über den ganzen Horizent weisend, „wir haben Brot. Hier wächst das Brot für alle, das Brot, auf das jeder durch seine Geburt ein Recht hat."

„Ihr gebt also auch denen zu essen, die nicht arbeiten?" fragte Ragu.

„Gewiß. Aber außer den Kranken und Gebrechlichen giebt es kaum einen, der nicht arbeitet. Wenn man gesund ist, hält man es nicht aus, nichts zu thun."

Der Wagen durchlief jetzt Obstgärten, und die endlosen Reihen mit roten Früchten behangener Kirschbäume boten einen reizenden Anblick. Es war als stünden da Tausende von Zauberbäumen, deren rote Beeren in der Sonne hüpften und spielten. Die Aprikosen waren noch nicht reif, die Aeste der Apfel- und Birnbäume bogen sich unter der Last ihrer noch grünen Früchte. Es war ein überquellender Reichtum, der einem ganzen Volke bis zum nächsten Frühjahr köstliches Dessert bot.

„Brot für alle, das ist ein bißchen trocken," sagte Ragu ironisch.

„O," erwiderte Bonnaire, ebenfalls einen scherzhaften Ton anschlagend, „wir bekommen auch noch etwas Obst dazu. Wie du siehst, fehlt es daran nicht."

Sie waren in Combettes angelangt. Das armselige Dorf war verschwunden, weiße Häuser erhoben sich überall inmitten von Gärten, längs des Grand Jean, des früheren schmutzigen Baches, der jetzt kanalisiert war und mit seinem frischen, klaren Wasser die Fruchtbarkeit ringsum ausbreiten half. Verschwunden war der Schmutz, die Vernachlässigung, das Elend, worin die Bauern seit Jahrhunderten in stumpfer Beschränktheit und gegenseitigem Haß verkamen. Der Geist der Wahrheit und der Freiheit war hier eingekehrt, eine Wandlung zur Intelligenz und zur Friedlichkeit hatte sich vollzogen, die die Köpfe klärte, die Herzen versöhnte, überall Gesundheit, Reichtum und Freude verbreitete. Seitdem sich alle zum gemeinsamen Besten vereinigt hatten, war jedem das Glück zu teil geworden. Nie war ein überzeugenderes Thatbeispiel unter der hellen Sonne erstanden, der unwiderstehliche Zauber der Wirklichkeit strömte aus diesem Combettes, mit seinen einzeln im Grünen stehenden Häuschen, aus denen das Familienglück lachte, aus denen frohe Rufe und Gesang ertönten.

„Du erinnerst dich doch an das alte Combettes," fragte Bonnaire wieder, „mit seinen elenden Hütten, die von Kot und Düngerhaufen umgeben waren, mit seinen wildblickenden Bauern, die sich beklagten, daß sie Hunger leiden müßten? Sieh her, was die Association daraus gemacht hat."

Ragu jedoch, den brennender Neid verzehrte, wollte sich nicht überzeugen lassen; er suchte um

jeden Preis doch irgendwo das Unglück zu entdecken, das Elend der Arbeit, das er, der durch alten Atavismus an seine Kette geschmiedete Lohnsklave, für unzertrennlich mit ihr verbunden hielt.

„Wenn sie arbeiten, sind sie nicht glücklich," sagte er starrsinnig. „Ihr Glück ist nur eine Täuschung, das höchste Wohlergehen liegt nur im Nichtsthun."

Und er, der früher gegen die Geistlichen losgezogen hatte, setzte hinzu:

„Sagt der Katechismus nicht, daß die Arbeit die Strafe, die Entwürdigung des Menschen ist? Wer ins Paradies eingeht, der braucht gar nichts mehr zu arbeiten."

Auf dem Rückweg kamen sie an der Guerdache vorbei, einem der öffentlichen Gärten der neuen Stadt, der immer von jungen Müttern und spielenden Kindern erfüllt war. Das weitläufige Schloß, das noch vergrößert worden war, diente noch immer als Rekonvalescentenhaus für Wöchnerinnen, die hier unter hohen Bäumen und duftenden Blumen ihrer vollständigen Genesung entgegensahen. Es war ein prächtiger Wohnsitz, einer der Paläste der früheren Zeit, die das Volk geerbt hatte, und wo es nun seinem ihm zukommenden Range gemäß residierte. Herrliche Blumenbeete schmückten den Rasen, die hohen Baumkronen wölbten sich zu tiefen, schattigen, köstlich stillen Alleen. Und durch diesen stolzen Park, der früher vom Lärm der Jagden wiederhallt hatte, wandelten jetzt hellgekleidete junge Mütter und schoben Rollwägelchen vor sich her, aus denen Neugeborene herauslachten.

„Was soll mir das," sagte Ragu wieder, „ein Luxus und ein Wohlleben, die jedem zu Gebote stehen? Wenn ich das nicht für mich allein haben kann, dann hat es keinen Wert mehr."

Der Wagen rollte immer weiter, und sie hatten bald Beauclair wieder erreicht. Der Gesamtanblick der neuen Stadt war der eines gewaltigen Gartens, in welchem die Häuser einzeln mitten im Grün standen. Anstatt sich zusammenzudrängen wie in den Zeiten der Tyrannei und des Schreckens, hatten die Häuser sich zerstreut, um mehr Licht, mehr Luft, mehr Freiheit für sich zu haben. Der Boden, der zum Gemeineigentum geworden war, kostete nichts, und die Stadt dehnte sich von einem Fuß der Monts Bleuses zum andern. Warum hätte man sich eng aneinander drücken sollen, wenn die unermeßliche Ebene sich da bis an den Horizont ausbreitete? Sind denn einige tausend Quadratmeter zu viel für eine Familie, wenn so viele ungeheure Gebiete der Erde noch nicht einmal bewohnt sind? So hatte sich denn jeder sein Stück Grund genommen und sein Haus nach Geschmack und Laune darauf errichtet. Es gab keine Häuserzeilen, die Gärten waren nur von Straßen durchschnitten, die der Kommunikation dienten, und in jedem Garten stand ein Haus, wie und wo es dem Eigentümer gefiel. Wie eigenartig aber auch ein jedes angeordnet und eingerichtet sein mochte, so behielten sie doch alle eine gewisse Familienähnlichkeit, einen gemeinsamen Zug von Sauberkeit und Fröhlichkeit. Insbesondere schmückten sich alle mit buntfarbigen Fayencen, mit glasierten Dachziegeln, mit bemalten Plastiken, mit bunten Friesen und Fresken, deren leuchtende blaue, gelbe und rote Töne ihnen das Aussehen großer Blumenbouquets mitten im Grün der Bäume gaben. In der erquickenden Anmut und Heiterkeit dieser Häuser blühte die volksmäßige Schönheit wieder auf, jene Schönheit, auf die das Volk ein Recht hat, und die sein ungefesseltes Genie immer weiter entwickeln wird bis zu vollendeten

Meisterwerken. Auf den Plätzen und Straßenkreuzungen erhoben sich die öffentlichen Gebäude, gewaltige Bauten, bei welchen das Eisen und der Stahl zu kühnen Spannungen und Konstruktionen verwendet waren. Ihre Großartigkeit bestand in ihrer einfachen Anlage, in ihrer sinnreichen Anpassung an den Zweck, in der kunstverständigen Wahl des Materials und des Schmucks. Das ganze Volk war hier bei sich zu Hause, die Museen, die Bibliotheken, die Theater, die Bäder, die Laboratorien, die Spiel- und Unterhaltungssäle waren nichts als Gemeinhäuser, die der ganzen Nation offen standen, in denen das soziale Leben sich frei und brüderlich entfaltete. Und schon entstanden kurze mit Glas gedeckte Galerien, überdachte Straßen, die im Winter geheizt werden sollten, um bei heftigem Regen und bei starker Kälte den bequemen Verkehr zu ermöglichen.

Ragu gab gegen seinen Willen Zeichen lebhaften Staunens, und Bonnaire, der sah, daß er sich durchaus nicht zurechtfinden konnte, lachte.

„Freilich, freilich, es ist nicht leicht, die Straßen von einst wiederzuerkennen. Wir befinden uns jetzt auf dem ehemaligen Stadthausplatz, wo, wie du dich erinnern wirst, die vier großen Hauptstraßen, die Rue de Brias, die Rue de Formeries, die Rue de St. Cron und die Rue de Magnolles, zusammenliefen. Aber das alte Stadthaus, das schon baufällig war, ist inzwischen demoliert worden, samt der damaligen Schule, in der so viele Kinder unter der Fuchtel des Lehrers gebüffelt haben. Und an deren Stelle sind, wie du siehst, einige Pavillons errichtet worden, die als chemische und physikalische Laboratorien dienen und die jedem Gelehrten für seine Studien offen stehen, wenn er glaubt, eine der Allgemeinheit nützliche Entdeckung gemacht zu

haben. Ebenso haben sich die vier Straßen verwandelt, die alten Häuser sind verschwunden, es sind Bäume gepflanzt worden, und nur noch einige der früheren Bürgerhäuser mit ihren Gärten sind stehen geblieben und sind jetzt infolge der verschiedenen Heiraten von unsern Nachkommen bewohnt, von den Kindern der armen Teufel, die wir einst waren."

Nun begann Ragu sich ein wenig in diesem ehemaligen schönen Viertel von Beauclair zurechtzufinden, welches natürlicherweise am wenigsten verändert war. Gleichwohl mußte ihm Bonnaire immer neue Anhaltspunkte geben, indem er ihm die Umwandlungen erklärte, die der Sieg der neuen Gesellschaft im Gefolge gehabt hatte. Das Gebäude der Unterpräfektur war stehen geblieben und diente jetzt, durch zwei Flügelanbauten vergrößert, als Bibliothek. Das Gerichtsgebäude war ein Museum geworden, während das neue Gefängnis mit seinen Zellen ohne große Kosten in ein Badehaus verwandelt worden war, durch welches das reine Quellwasser reichlich sich ergoß. Der auf dem Schutt der alten Kirche angelegte Garten enthielt schon kräftige, schattige Bäume, und an der Stelle, wo einst unter dem Kirchenboden die Gruft sich gewölbt hatte, spiegelte jetzt ein runder Teich das Blau des Himmels wieder. In dem Maße, wie die Machtfaktoren der Verwaltung und der Unterdrückung verschwanden, fielen die von ihnen errichteten Gebäude an das Volk zurück, und dieses verwendete sie für seine Behaglichkeit und sein Vergnügen.

Aber als der kleine Wagen eine breite Straße hinanfuhr, hatte Ragu wieder alle Orientierung verloren.

„Wo sind wir jetzt?" fragte er.

„In der ehemaligen Rue de Brias," erwiderte Bonnaire. „Die hat sich allerdings gewaltig

verändert. Da der Kleinhandel ganz verschwunden ist, wurden die Läden einer nach dem andern geschlossen, die alten Häuser wurden niedergerissen und machten diesen Neubauten Platz, die so heiter über Hagedorn und Fliederbüschen herausschauen. Und hier zur Rechten hat man das Bett des Clouque, der verpesteten Kloake, eingewölbt und dadurch für den breiten Boulevard Raum geschaffen, der mit dieser Straße parallel zieht."

Er rief seinem Hörer die enge, schwarze Rue de Brias in Erinnerung zurück, mit ihrem stets kotigen Pflaster, über welches die Herde der Proletarier langsam dahinzog. Der bleiche, verbissene Arbeiter schleppte sich ermüdet durch sie hin, der Hunger und die Prostitution streiften hier des Abends herum, die armen Weiber gingen sorgenvoll und ängstlich von Laden zu Laden, um kleine Kredite zu erbetteln. Hier herrschte Laboque und erhob seinen Tribut von den Käufern, hier vergiftete Cassiaux die Arbeiter mit seinem fuselhaltigen Alkohol, hier überwachte Dacheux das Fleisch, das heilige Fleisch, die Nahrung der Reichen; und nur die gute Madame Mitaine, die schöne Bäckerin, drückte die Augen zu, wenn ein oder zwei Brote aus ihrem offenen Schaukasten verschwanden, an den Tagen, wo die Kinder der Straße zu sehr Hunger litten. Und heute war die Straße frei von all dem Elend und all dem Leiden, ein befreiender Sturmhauch hatte alle die Läden weggefegt, wo die Armut noch durch den Gewinn des Handels verschärft wurde, des unnützen Rades, das nur Kraft und Reichtum verzehrte. Frei, breit, gesund, in Sonnenlicht gebadet zog die Straße hin, an beiden Seiten nur noch von Häusern glücklicher Arbeiter eingefaßt, belebt von einer lachenden und singenden Menge, die sich zum fröhlichen Feste bereitete.

„Wenn also hier der Clouque war,“ rief Ragu, „unter diesen Bäumen und Rasenplätzen, dann lag ja dort Alt-Beauclair, an Stelle dieses neuen Parkes, wo weiße Fassaden halb versteckt aus Bäumen hervorsehen?“

Nun war er wirklich starr vor Staunen. Ja, das war die Stelle des alten Beauclair, des Haufens schmutziger Hütten, die in einem Sumpf standen, die enge, lichtlose, luftlose, von offenen Rinnsteinen verpestete Gassen bildeten. Das elende Volk der Arbeiter lebte hier in dieser Brutstätte für Ungeziefer und Epidemien, vertrauerte hier seit Jahrhunderten sein Dasein unter der grauenhaften sozialen Ungerechtigkeit. Er erinnerte sich besonders der Rue des Trois-Lunes, der finstersten, winkligsten, schmutzigsten aller Gassen. Und nun war auf einmal ein rächender, reinigender Windstoß über diese Kloake hingefahren, hatte all den abscheulichen Unrat weggetragen und hatte an deren Stelle diesen herrlichen Garten ausgesät, in welchem gesunde, von Lebensfreude erfüllte Wohnstätten entstanden waren! Keine Spur war von der alten Schmach übrig geblieben, von der schändlichen Galeere, von dem fressenden Krebsgeschwür, an dem die Menschheit gestorben wäre. Mit der Gerechtigkeit war das Leben wiedergekehrt, auch hier scholl Lachen und Gesang aus jedem Hause, und die breiten neuen Straßen waren erfüllt von festlich übermütiger Jugend.

Bonnaire, dem das Erstaunen Ragus viel Vergnügen machte, lenkte seinen Wagen langsam durch die Straßen der glücklichen Stadt der Arbeit. Heute an dem Fest- und Feiertage bot sie einen noch schöneren Anblick, alle Häuser waren geschmückt, hellfarbige Fahnen flatterten im Winde, und bunte Stoffe zierten die Fenster und Gesimse. Die Thüren waren mit Rosen bekränzt, selbst die Straßen waren

mit Rosen bestreut, die in den Gärten in solchen überreichen Mengen blühten, daß die ganze Stadt sich damit schmücken konnte wie eine Braut am Hochzeitstage. Musik erscholl von überall, Chöre junger Mädchen und junger Männer drangen in breiten Schallwellen heraus, helle Kinderstimmen stiegen hoch auf zum reinen Himmel. Die Sonne selbst flammte festlich und freudig und breitete ihren herrlichen Goldmantel weit über das unendliche funkelnde, blaue Zelt des Firmaments. Die ganze Bevölkerung strömte allmählich ins Freie, in helle, reiche Stoffe gekleidet, die einst so teuer gewesen waren und die heute jedermann zu Gebote standen. Neue Formen der Kleidung, in einfachen und vornehmen Linien, verliehen den Frauen köstlichen Reiz. Das Gold wurde, da man kein Geld mehr prägte, bloß zum Schmuck verwendet; jedes Mädchen hatte von Geburt auf seine Armbänder, Halsbänder und Ringe, so wie früher jedes Kind sein Spielzeug gehabt hatte. Das Gold hatte keinen andern Wert mehr als den seiner Schönheit, ebenso wie die elektrischen Oefen bald die Edelsteine, die Diamanten, Rubinen, Smaragde und Saphire in Haufen erzeugen sollten, so daß alle Frauen sich würden damit bedecken können. Schon hatten die Mädchen, die am Arme ihrer Geliebten vorübergingen, funkelnde Sterne in die Haare gesteckt. Und die Paare zogen ununterbrochen vorbei, Verlobte der freien Liebe, Gatten von zwanzig Jahren, die einander frei gewählt hatten und sich nie mehr verlassen sollten, in Liebe alt gewordene Eheleute, die mit jedem neuen Jahre inniger miteinander verbunden wurden.

„Wo gehen sie denn jetzt hin?“ fragte Ragu.

„Sie machen einander Besuche,“ erwiderte Bonnaire, „sie laden sich gegenseitig zum großen Festessen für heute abend ein, an dem du auch teil-

nehmen sollst. Und im übrigen gehen sie nirgendshin, sie ergehen sich ganz einfach in der hellen Sonne, in der freien Luft am heutigen Feiertage, weil sie fröhlich sind und weil sie sich in ihren schönen heimatlichen Straßen zu Hause fühlen. Dann giebt es heute überall Spiele und Unterhaltungen, natürlich umsonst, denn der Eintritt zu allen öffentlichen Veranstaltungen ist frei. Diese Schar Kinder, die du da siehst, wird in den Cirkus geführt, während die Erwachsenen sich in die Theater und Konzerte begeben. Die Theater werden als Stätten der sozialen Bildung und Erziehung angesehen."

Er kam eben an einem Hause vorüber, dessen Bewohner im Begriffe waren auszugehen, und brachte den Wagen zum Stehen.

„Willst du eines unsrer neuen Häuser ansehen? Dieses da gehört meinem Enkel Félicien, und da er noch zu Hause ist, wird er uns darin herumführen."

Félicien war der Sohn von Séverin Bonnaire, der Léonie, die Tochter von Blauchen und Achille Gourier, geheiratet hatte. Félicien selbst hatte vor vierzehn Tagen Hélène Jollivet, eine Tochter von André Jollivet und Pauline Froment, heimgeführt. Als Bonnaire versuchte, Ragu diese Verschwägerungen auseinanderzusetzen, machte dieser eine abwehrende Gebärde, wie einer, dem der Kopf von all diesen sich kreuzenden Verwandtschaften wirbelt. Das junge Paar bot einen erquickenden Anblick, sie sehr jung, eine reizende Blondine, er ebenfalls blond, von großer, kräftiger Gestalt. In ihrem Hause, in welchem die Kinder vorläufig noch fehlten, in den hellen, schmucken Räumen, mit den neuen, einfach eleganten Möbeln, wehte ein warmer Hauch von Liebe. Heute war das Haus übrigens wie alle andern erfüllt von Rosen, denn es schien Rosen geregnet zu haben in Beauclair,

es gab deren überall in Fülle bis unters Dach hinauf. Unter Lachen wurden alle Räume durchschritten, bis die Gesellschaft wieder in die Werkstatt zurückgekehrt war, ein großes Gemach, in welchem ein Elektromotor aufgestellt war. Félicien, der, außer seinen drei oder vier ordnungsmäßigen Gewerben, die Metalldreherei zu seinem Vergnügen betrieb, zog es vor, zu Hause zu arbeiten. Viele andre junge Leute machten es ebenso, in der neuen Generation war eine Bewegung entstanden zu Gunsten des kleinen Arbeiters, der in seinem Hause frei und als eigner Herr schaffte, im Gegensatz zu den großen gemeinsamen Werkstätten, die bisher die unentbehrliche Grundlage der Stadt gebildet hatten. Für diese Einzelarbeiter war die elektrische Kraft unschätzbar, die ihnen frei zu Gebote stand wie das Trinkwasser. Die Arbeit war angenehm geworden, sie konnte zu Hause leicht, mühelos, geräuschlos verrichtet werden. Jedes Haus war in eine Familienwerkstatt verwandelt, ein neues Band fesselte die Menschen an den häuslichen Herd, jeder wurde ein vollkommen freier Arbeiter in der freien Stadt.

„Auf heute abend, Kinder," sagte Bonnaire beim Abschied. „Eßt ihr an unserm Tisch?"

„Diesmal leider unmöglich, Großvater, wir sind bei Großmutter Morfain geladen. Aber wir besuchen euch zum Dessert."

Ragu nahm seinen Platz im Wagen wieder ein, ohne ein Wort. Er hatte schweigend das Haus besichtigt und war einen Augenblick vor dem kleinen Elektromotor stehen geblieben. Abermals bemühte er sich, die Gefühle abzuschütteln, die ihn angesichts dieses offenkundigen Wohlstands und Glücks ergriffen hatten.

„Nun sag einmal, ist das ein behagliches, wohlhabendes Bürgerhaus, wo im größten Zimmer eine

Maschine steht? Ich gebe zu, daß eure Arbeiter besser wohnen und angenehmer leben, seitdem das Elend verschwunden ist. Aber trotz alledem sind es noch immer Arbeiter, Mietlinge, die zur Frone verurteilt sind. Früher hat es wenigstens einige Glückliche gegeben, einige Reiche, die nichts zu thun brauchten. Heute besteht euer ganzer Fortschritt darin, daß das ganze Volk ohne Unterschied unter das Sklavenjoch gebeugt wird."

Bonnaire zuckte leicht die Achseln gegenüber dieser krampfhaften Auflehnung eines Anbeters der Faulheit, der sein Idol stürzen sah.

„Wir müßten uns erst darüber verständigen, mein Lieber, was du Sklaverei nennst. Wenn atmen, essen, schlafen, leben mit einem Wort, eine Sklaverei ist, dann ist die Arbeit eine. Da man lebt, muß man arbeiten, denn man kann keine Stunde ohne Arbeit leben. Aber davon sprechen wir noch. Jetzt wollen wir nach Hause gehen und zu Mittag essen. Nachmittags werden wir dann die Werkstätten und Magazine besuchen."

Nach dem Essen setzten sie denn auch ihren Rundgang fort, diesmal gemächlich zu Fuß. Sie durchschritten das ganze Werk, die von hellem Sonnenlicht durchfluteten Hallen, wo die Stahl- und Messingteile der Maschinen wie Schmuckstücke glänzten. Am Morgen waren die Arbeiter, Scharen junger Männer und Mädchen, hergekommen, um die Maschinen mit grünen Zweigen und Rosen zu schmücken. Denn gehörten sie nicht auch zum Feste? Heute wurde die Arbeit gefeiert, und da mußte man wohl auch sie feiern, die riesenstarken und zugleich so gehorsamen, so geduldigen Arbeiter, die Menschen und Tieren alle schweren Verrichtungen abnahmen. Es war ein fröhlicher und zugleich rührender Anblick. Die Rosen, womit die mächtigen Pressen und Hämmer,

die gewaltigen Hobelmaschinen, die riesigen Walzwerke und Drehbänke bekränzt wurden, verkündeten, wie genußreich die Arbeit geworden war, eine Wohlthat für den Körper, eine Freude für den Geist. Lauter Gesang erscholl, Tanzreigen bildeten sich unter frohem Lachen, pflanzten sich von Halle zu Halle fort und verwandelten bald das ganze Werk in einen einzigen Belustigungsort.

Ragu schritt hier durch, noch immer unbewegt, hob die Augen zu den hohen Fensterscheiben, durch die das Sonnenlicht hereinströmte, blickte auf die von Sauberkeit blinkenden Wände und Fliesen, betrachtete mit Interesse die Maschinen, deren viele ihm unbekannt waren, gewaltige komplizierte Räderwerke, die alle Verrichtungen leisteten, die früher Menschenhände hatten besorgen müssen, die schwersten ebenso wie die feinsten. Es gab solche, die Arme und Beine, Füße und Hände hatten, die gehen und greifen konnten, die das Metall faßten, kneteten, handhabten, mit geschmeidigen, flinken und starken Fingern. Die neuen Puddelöfen zogen ihn besonders an, wo das Umrühren mechanisch geschah. War es möglich, daß sie die Luppe selbstthätig rollten und herausfallen ließen, vollkommen fertig für den Quetschhammer? Und die Elektricität, die die Brückenkräne rollte, die die Riesenhämmer in Gang setzte, die die Walzwerke antrieb, welche im stande waren, die ganze Erde mit Schienen zu überziehen! Sie war überall, diese übermächtige Elektricität, sie war dem Werke zum Lebensblut geworden, das durch das ganze Geäder der Werkstätten rollte und allen Dingen Leben verlieh, sie war die einzige, unerschöpfliche Quelle der Bewegung, der Wärme und des Lichts.

„Das ist alles sehr hübsch," mußte Ragu zugestehen, „sehr sauber und sehr groß, jedenfalls viel

besser wie unsre schwarzen Baracken von damals, wo wir wie in einem Schweinestall arbeiteten. Es ist nicht zu bestreiten, daß ihr Fortschritte gemacht habt; das einzig Widrige ist nur, daß ihr noch immer nicht das Mittel gefunden habt, jedem einzelnen hunderttausend Francs Rente zu sichern."

„Wir haben auch die hunderttausend Francs Rente," erwiderte Bonnaire lächelnd. „Komm und sieh."

Er führte ihn in die Genossenschaftsmagazine. Es waren riesige Speicher, riesige Vorratskammern, gewaltige Reservedepots, wo die ganze Produktion, der ganze Reichtum der Stadt aufgehäuft war. Von Jahr zu Jahr hatte man sie erweitern müssen, man wußte nicht mehr, wo man die Ernten unterbringen sollte, man war genötigt gewesen, die Fabrikation der Industrieerzeugnisse einzuschränken, damit keine Ueberfüllung entstehe. Nirgends kam einem unmittelbarer zu Bewußtsein, welch unermeßliche Reichtümer ein Volk erwerben mußte, wenn die nutzlosen Zwischenglieder, wenn die Nichtsthuer und Parasiten verschwanden, alle die, welche früher von der Arbeit andrer gelebt hatten, ohne selbst etwas zu produzieren. Heute, wo die ganze Nation während der vierstündigen Arbeitszeit thätig schaffte, sammelte sie solchen reichen Ueberfluß auf, daß jedem einzelnen alle Güter der Welt zu Gebote standen, daß alle Wünsche befriedigt wurden, daß Neid, Haß und Verbrechen unbekannte Dinge geworden waren.

„Da sind unsre Renten," sagte Bonnaire. „Aus diesen Vorräten kann jeder schöpfen, ohne zu rechnen. Glaubst du nicht, daß das jedem ein so glückliches, behagliches Leben gewährt, als ob er hunderttausend Francs Rente hätte? Freilich sind wir alle gleich reich, und das würde dir, wie du sagst, kein Vergnügen mehr machen, der Reichtum würde dir nur

schmecken, wenn er durch das Elend der andern gewürzt ist. Gleichwohl haben wir wenigstens den Vorteil, daß wir nicht Gefahr laufen, bestohlen oder nachts an einer Straßenecke ermordet zu werden."

Er erklärte seinem Gefährten noch, daß sich außerhalb und neben den Zentralmagazinen eine neue Bewegung geltend mache: der direkte Austausch von Erzeuger zu Erzeuger, der hauptsächlich durch die kleinen Familienwerkstätten, durch die häuslichen Maschinen hervorgerufen und entwickelt wurde. So daß die großen Werkstätten, die großen Magazine vielleicht eines Tages verschwinden würden, was ein neuer Schritt zur absoluten Freiheit wäre, zur Schaffung des vollkommen freien Individuums in der freien Menschheit.

Ragu hörte zu, allgemach überwältigt von diesem zur Wirklichkeit gewordenen Glückszustand, den er um keinen Preis zugeben wollte. Und da er nicht wußte, wie er seine Erschütterung verbergen sollte, rief er:

„Du bist ja ein Anarchist von reinstem Wasser geworden!"

Bonnaire lachte laut auf.

„O, lieber Freund, erst hast du mir vorgeworfen, daß ich kein Kollektivist mehr bin; jetzt machst du mich gar zum Anarchisten. In Wahrheit steht die Sache so, daß wir gar nichts mehr sind, seitdem unser aller gemeinschaftliches Ideal von Glück, Wahrheit und Gerechtigkeit zur That geworden ist. — Da fällt mir übrigens noch etwas ein; ich will dir noch ein Ding zeigen, ehe wir unsern Rundgang beschließen."

Er führte ihn hinter die Magazine, an den Fuß des Abhangs der Monts Bleuses, an die Stelle, wo einst der Töpfer Lange neben seinen primitiven Oefen eine Art barbarisches Lager errichtet hatte,

in dessen von einer Steinmauer umschlossenem Bezirk er außerhalb der menschlichen Gebräuche und Gesetze als freier Künstler und Handwerker hauste. Jetzt erhob sich hier ein weitläufiges Gebäude, eine große Thonwaren- und Fayencefabrik, welche alle die Ziegel und Platten, die glasierten Dachziegel und hunderterlei buntfarbigen Zieraten lieferte, mit denen die ganze Stadt sich schmückte. Lange hatte sich endlich, dem freundschaftlichen Zureden Lucas' nachgebend, entschlossen, sein Einsiedlerleben aufzugeben und Schüler auszubilden, als er sah, daß doch einige Gerechtigkeit zu herrschen und das schreckliche Elend der Menschen zu lindern begann. Da dem Volke endlich die Freuden dieses Lebens erreichbar gemacht wurden, konnte auch er daran gehen, seinen alten Traum zu verwirklichen und aus seinen Händen die leuchtend blauen, gelben und roten Fayencen hervorgehen zu lassen, mit denen er seit jeher die Fassaden aus dem Grün hervorschauender Häuser zu schmücken das Verlangen gehabt hatte. Es schien, als baute man eigens für ihn eine neue Stadt, die glückliche Stadt der befreiten, in ihren Menschenwert wieder eingesetzten Arbeiter. Und unter seinen derben Fingern, die von einem angeborenen Genie gelenkt wurden, entfaltete sich die Schönheit einer entzückenden Kunst, die, vom Volke ausgehend, zum Volke zurückkehrte, einer Kunst von primitiver, volksmäßiger Kraft und Anmut. Er verschmähte es nach wie vor nicht, die einfachsten Stücke und Gefäße herzustellen, das gewöhnliche Küchen- und Eßgeschirr, die Krüge, Schüsseln, Teller und Töpfe für den täglichen Gebrauch, er bildete sie in köstlichen Formen und Farben und schmückte so die niedrigsten Verrichtungen, das eintönige Leben des Alltags mit dem holden Zauber der Kunst. Von Jahr zu Jahr erweiterte er dann sein Schaffen, zierte die öffentlichen Gebäude mit

prächtigen Friesen, bevölkerte die Anlagen mit vollendeten Statuen, errichtete auf den Plätzen Monumentalbrunnen, die großen farbenprächtigen Blumensträußen glichen, über welche das köstliche, ewig frische Wasser herabstürzte und sprudelte. Und die Gruppe junger Künstler, die er nach seinem Muster gebildet hatte, schaffte nun mit außerordentlicher Produktivität und verbreitete Kunst und Schönheit bis zu dem letzten bescheidenen Thontopf der Haushaltungen.

Lange stand gerade am Thor seiner Fabrik auf der obersten der wenigen Stufen, die hinaufführten. Obgleich er nahe an fünfundsiebzig Jahre zählte, war seine gedrungene kleine Gestalt noch immer stramm und kräftig. Er hatte noch immer denselben bäuerischen, eckigen Kopf mit dem dichten Haar- und Bartwalde, der mittlerweile schneeweiß geworden war. Aber aus seinen glänzenden Augen lächelte nun seine unendliche Herzensgüte, die früher unter der rauhen Schale verborgen gewesen. Eine Schar fröhlich lärmender Knaben und Mädchen umdrängte ihn mit ausgestreckten Händen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, die er an jedem Festtage verteilte. Es waren dies kleine Thonfigürchen, mit wenigen Handgriffen hergestellt, in Massen bemalt und gebrannt, aber reizend und anmutig, manche auch von entzückender Komik. Sie stellten die einfachsten Dinge dar, die Beschäftigungen des Alltags, die kleinen Verrichtungen und Freuden des gewöhnlichen Lebens, weinende oder lachende Kinder, aufräumende oder kochende Mädchen, Arbeiter in ihrer Thätigkeit, alle bunten, unerschöpflichen Formen des einfachen Daseins.

„Nur langsam, Kinder, nicht so stürmisch, ihr bekommt jeder was! Da, du Blondköpfchen, dir gehört dieses Mädchen, das seine Strümpfe anzieht. Dir, du großer Junge, dieser Schulbub mit seiner

Tasche. Dir, du kleiner Schwarzkopf, dieser Schmied am Amboß."

Er lachte und scherzte, glücklich inmitten dieser glücklichen Kinder, die sich um seine Püppchen rissen, wie er die entzückenden kleinen Figuren nannte.

„Nur langsam, acht geben, daß ihr sie nicht zerbrecht! Stellt sie in eure Zimmer, sie werden euren Augen angenehme Linien, schöne Farben bieten, wenn eure Blicke darauf fallen. Wenn ihr dann groß seid, werdet ihr das Schöne und Gute lieben und selber schön und gut werden."

Das war seine Theorie. Das Volk bedurfte der Schönheit, um körperlich vollkommen und guten Herzens zu werden. Nur ein Volk, dessen Geist frei, dessen Seele harmonisch war, konnte ein zufriedenes Volk sein. Alles in der Umgebung der Menschen, alles in ihren Heimstätten mußte ihnen die Schönheit vor Augen führen, und besonders die Gegenstände täglichen Gebrauches, die Gerätschaften, die Möbel, die ganze Einrichtung des Hauses. Der Glaube an die Exclusivität, an den Aristokratismus der Kunst ist ein thörichter, die umfassendste, die allgemeinste, die menschlichste Kunst kann allein das Leben erweitern und verschönern. Wenn das Kunstwerk allen zugänglich ist, im Hinblick auf alle geschaffen wird, dann wird erst die Kunst eine gewaltige Höhe und Weite erreichen, die ganze Unendlichkeit der Wesen und Dinge umfassen. Denn sie entstammt der Allgemeinheit, sie kommt aus dem Innersten der Menschheit hervor, und das unsterbliche Kunstwerk, das Jahrhunderte überdauert, ist das Produkt eines ganzen Volkes, das Ergebnis einer Epoche und einer Zivilisation. Aus dem Volke heraus blüht die Kunst, um sein Dasein zu verschönern, um ihm Duft und Farbe zu verleihen, die zum Leben so nötig sind wie das tägliche Brot.

„Da, du Kleiner, einen mähenden Bauern — da, du Große, eine Frau, die wäscht — so, und nun ist's aus, seid hübsch brav und küßt eure Papas und Mamas für mich. Geht, meine Herzchen, meine kleinen Engel, das Leben ist schön, das Leben ist gut!"

Ragu hatte unbeweglich zugehört, und sein Gesicht hatte wachsendes Erstaunen verraten. Jetzt brach er in seiner höhnischen Weise los:

„Nun, du großer Anarchist, du sprichst also nicht mehr davon, die ganze Bude in die Luft zu sprengen?"

Lange wandte sich rasch und sah ihn an, ohne ihn zu erkennen. Aber er geriet nicht in Zorn, er lachte nur.

„Du kennst mich also, obgleich ich deinen Namen nicht weiß? Freilich habe ich die ganze Bude in die Luft sprengen wollen! Ich habe das laut hinausgerufen, habe es über alle Dächer geschrieen, habe meinen Fluch auf die verpestete Stadt geschleudert, habe ihr die Vernichtung durch Feuer und Schwert verkündigt. Ich war sogar entschlossen, selbst das Rächeramt auszuüben, und das ganze Beauclair zu Staub zu zermalmen. Aber was willst du? Es ist anders gekommen. Die Gerechtigkeit ist so sehr zur Herrschaft gelangt, daß ich entwaffnet worden bin. Die Stadt ist geläutert, ist neu erbaut, und ich kann sie doch unmöglich zerstören, jetzt, wo alles das verwirklicht ist, was ich gewollt, was ich erträumt habe! Nicht wahr, Bonnaire? Der Friede ist geschlossen."

Und der ehemalige Anarchist streckte dem ehemaligen Kollektivisten die Hand hin, mit dem er einst so wütende Debatten geführt hatte.

„Wir hätten uns am liebsten zerfleischt, nicht wahr, Bonnaire? Wir hatten wohl alle dasselbe

Ziel vor Augen, dieselbe Stadt der Freiheit, Gerechtigkeit und Eintracht, nach der wir alle Sehnsucht trugen. Nur über den Weg, der hinführte, waren wir uneins, und die, welche dafür hielten, rechts zu gehen, wollten die erschlagen, welche es für besser hielten, links zu gehen. Jetzt aber, da wir am Ziele sind, wären wir sehr dumm, wenn wir noch immer im Streit lägen, nicht wahr, Bonnaire? Der Friede ist geschlossen."

Bonnaire hatte die Hand des Töpfers in der seinen behalten und schüttelte sie kräftig und freundschaftlich.

„Ja, ja, Lange, wir hatten unrecht, uns nicht zu vertragen, das hat uns vielleicht verhindert, fortzuschreiten. Oder eigentlich, wir hatten alle recht, denn heute erkennen wir Hand in Hand an, daß wir im Grund alle dasselbe gewollt haben."

„Und wenn die Dinge auch noch nicht so gehen, wie es die vollkommene Gerechtigkeit verlangen würde," sagte Lange, „wenn die volle Freiheit, die allgemeine Liebe noch kommen sollen, so müssen wir es diesen Buben und Mädeln da überlassen, das Werk fortzusetzen und eines Tages zu vollenden. Hört ihr, meine Herzchen, meine Engel, ihr müßt euch alle untereinander lieben!"

Die Kinder antworteten mit Lachen und lauten Zurufen. Da warf Ragu wieder in brutalem Tone hin:

„Nun, und Barfuß, hast du sie zu deiner Frau gemacht, du verfehlter Anarchist?"

Da füllten sich die Augen Langes mit plötzlich aufsteigenden Thränen. Es war nun schon nahe an zwanzig Jahre, seit das hochgewachsene, schöne Mädchen, das er auf der Landstraße aufgelesen hatte und das dann seine anbetend zu ihm aufsehende Sklavin geworden war, in seinen Armen ihr Leben

ausgehaucht hatte, als Opfer eines nicht ganz aufgeklärten Unfalls. Lange erzählte, einer seiner Oefen sei explodiert, und die losgerissene Eisenthür habe das Mädchen mit furchtbarer Wucht in die Brust getroffen. Aber in Wahrheit verhielt es sich wohl anders: sie half ihm bei der Herstellung seiner Sprengmittel, und sie war offenbar verunglückt, als sie im Begriffe war, eine der hübschen kleinen Bomben zu laden, von denen er so wohlgefällig sprach und die er an der Unterpräfektur, am Stadthaus, am Gerichtsgebäude, überall niederlegen wollte, wo es eine Macht zu zerstören gab. Monate-, jahrelang hatte er sich über diesen schrecklichen Verlust nicht trösten können, und auch jetzt noch, inmitten so vielen verwirklichten Glücks, beweinte er die hingebende, unterwürfige Geliebte und Gefährtin, die ihm für das mitleidige Almosen eines Stückchen Brots für immer das königliche Geschenk ihrer Schönheit gemacht hatte.

Lange trat heftig auf Ragu zu.

„Du bist ein Bösewicht! Warum drehst du mir das Herz um? Wer bist du? Woher kommst du? Weißt du nicht, daß mein geliebtes Weib tot ist, und daß ich noch immer jeden Abend ihre Verzeihung erflehe und mich anklage, sie getötet zu haben? Wenn ich kein schlechter Mensch geworden bin, so danke ich das ihrem teuren Angedenken, denn sie ist noch immer bei mir, sie ist meine gute Ratgeberin! Aber du, du bist ein Bösewicht, und ich will dich nicht kennen, will deinen Namen nicht wissen. Geh, geh, entferne dich aus unsrer Gemeinschaft!“

Er war prächtig anzusehen in seinem schmerzlichen Zorn. Der Poet, der sich unter seiner rauhen Schale barg, und dessen Phantasie sich früher in Rachebildern von düsterer Größe ergangen hatte,

war nun sanft geworden, und sein ganzes Wesen war durchtränkt von zartfühlender Herzensgüte.

„Hast du ihn also erkannt?“ fragte Bonnaire unruhig. „Wer ist er? Sag es mir.“

„Ich will ihn nicht erkennen!“ erwiderte Lange mit gesteigerter Heftigkeit. „Ich will nichts sagen, er soll gehen, er soll sogleich gehen! Er gehört nicht zu uns!“

Und Bonnaire, überzeugt, daß der Töpfer seinen Mann erkannt hatte, führte diesen sanft fort, um weitere peinliche Auseinandersetzungen zu vermeiden. Ragu folgte ihm übrigens schweigend und ohne Widerspruch. Alles, was er sah, alles, was er hörte, traf ihn mitten ins Herz, erfüllte ihn mit bitterem Bedauern, mit fressendem Neid. Er begann zu wanken angesichts dieses verwirklichten Glücks, an dem er keinen Teil hatte, an dem er nie mehr teil haben konnte.

Aber am Abend brachte ihn das Schauspiel des festlichen Beauclair vollends um den Rest seiner mühsam bewahrten Fassung. Es hatte sich der Gebrauch eingebürgert, daß an diesem Feste des Sommeranfangs jede Familie ihren Tisch vor die Hausthür stellte und auf der Straße, unter freiem Himmel, ihre Mahlzeit nahm. Es war gleich einem gemeinschaftlichen Abendmahl der ganzen Bürgerschaft, alle brachen ihr Brot und tranken ihren Wein vor aller Augen, die Tische rückten zusammen und bildeten bald nur noch einen einzigen großen Tisch, die ganze Stadt verwandelte sich in einen riesigen Festsaal, in welchem eine einzige liebende Familie sich gemeinsam an Speise und Trank erfreute.

Um sieben Uhr, während die Sonne noch am Himmel stand, begann das Aufstellen der Tische. Auch sie wurden mit den Rosen bestreut, von denen ganz Beauclair seit dem Morgen durchduftet war.

Die weißen Tischtücher, die farbigen Schüsseln und Teller, das blinkende Silbergeschirr und die funkelnden Gläser erglühten im Purpur des untergehenden Gestirns. Da das gemünzte Silber allmählich ganz verschwand, hatte jeder seinen Silberbecher, so wie früher jeder seinen Zinnbecher gehabt hatte.

Bonnaire bestand darauf, daß Ragu an seinem Tische Platz nahm, am Tisch seiner Enkelin Claudine, die einen Sohn Lucas', Charles Froment, geheiratet hatte.

„Ich bringe euch einen Gast," sagte er, ohne einen Namen zu nennen. „Er ist ein Fremder, ein Freund."

„Er ist willkommen," erwiderten alle.

Bonnaire ließ Ragu an seine Seite setzen. Die Tafel war lang, vier Generationen saßen daran, Ellbogen an Ellbogen. Bonnaire, der Ahnherr, sah hier seinen Sohn Lucien und seine Schwiegertochter Louise Mazelle, die beide die fünfzig überschritten hatten; seine Enkelin Claudine und seinen Schwiegerenkel Charles Froment in der Blüte ihrer Jahre; seine Urenkelin Alice, ein reizendes Kind von acht Jahren, und noch eine komplizierte Verwandtschaft. Er erklärte seinem Gaste, daß sie eines Riesentisches bedurft hätten, wenn seine drei andern Kinder, Antoinette, Zoé und Séverin nicht wieder bei ihren eignen Kindern an den benachbarten Tischen geladen wären. Aber, sagte er heiter, beim Dessert wollte man zusammenrücken, so daß schließlich doch alle an einem gemeinschaftlichen Tische säßen.

Ragus Aufmerksamkeit richtete sich besonders auf Louise Mazelle, die noch immer zierlich und hübsch war, noch immer ihren drolligen Zickleinkopf hatte. Der Anblick dieser Bürgerstochter, die so zärtlich gegen ihren Gatten, den Arbeitersohn, war, schien sein Erstaunen zu erregen. Halblaut fragte er Bonnaire:

„Sind die Mazelle gestorben?"

„Ja, aus Angst, ihre Renten zu verlieren. Der gewaltige Niedergang aller Werte, die Konversionen, die die Zinsen der Staatsschulden immer mehr beschnitten und ihr baldiges Verschwinden in Aussicht stellten, fielen gleich Donnerschlägen auf sie nieder. Der Mann starb zuerst, in seiner Liebe zum göttlichen Nichtsthun tödlich getroffen, gebrochen durch die Furcht, vielleicht wieder arbeiten zu müssen. Die Frau schleppte sich noch eine Weile weiter, ohne selbst ihre eingebildete Krankheit mehr zu pflegen, ohne es auch nur zu wagen auszugehen, von der fixen Idee beherrscht, daß man die Leute an den Straßenecken ermordete, seitdem man es gewagt hatte, an die Rente zu rühren. Vergebens wollte ihre Tochter sie zu sich nehmen, der Gedanke, von jemand anderm ausgehalten zu werden wie eine Arme, war ihr unerträglich. Und eines Tages fand man sie mit blauem Gesicht, vom Schlagfluß getroffen, über ein Bündel ihrer nun wertlos gewordenen Staatspapiere hingesunken. Arme Leute! Sie sind dahingegangen, ohne die neue Zeit zu verstehen, betäubt, verstört, zu Tode geängstigt, die Welt anklagend, daß das Unterste zu oberst gekehrt sei."

Ragu nickte; er hatte kein Mitleid mit diesen Bourgeois, aber auch er fand, daß eine Welt, aus der das Nichtsthun verbannt war, keinen Reiz mehr hatte. Und wieder blickte er um sich, verdüstert durch die wachsende Fröhlichkeit der Tafelnden, durch den Reichtum des Gedecks und des Mahles, der allen ganz natürlich schien und für niemand einen Anlaß zu eitler Selbstgefälligkeit bot. Alle Frauen waren gleich festlich in helle, geschmackvolle Seidenstoffe gekleidet, in den Haaren aller blitzten Edelsteine, Rubinen, Saphire, Smaragde. Die Blumen, die herrlichen Rosen, waren noch mehr geschätzt, noch

kostbarer, weil lebender und die Sinne erquickender. Die Mahlzeit bestand aus einfachen, schmackhaften Gerichten, besonders viel Gemüse und Obst, die auf silbernen Schüsseln aufgetragen wurden, und ehe man noch beim Dessert angelangt war, erscholl fröhlicher Gesang von allen Seiten; die Tischgenossen sandten der untergehenden Sonne ihren Abschiedsgruß zu und sagten ihr Auf Wiedersehen! in der Gewißheit, daß sie ihnen morgen wieder zum glücklichen Tagesbeginn aufgehen werde. Dann geschah etwas Reizendes: alle Vögel, die sich in der Nähe befanden, Finken, Grasmücken, Rotkehlchen und nicht minder die Sperlinge, flatterten auf die Tische nieder, ehe sie in den dunkelnden Zweigen zur Ruhe gingen. Sie kamen keck und furchtlos von allen Seiten, setzten sich den Leuten auf die Schultern, hüpften auf die Tische, pickten die Reste vom Tischtuch, aus den Tellern, aus den Händen der Kinder und Frauen. Auch sie wußten, daß Beauclair eine Stadt des Friedens und der Eintracht geworden war, und sie fürchteten nichts mehr von den guten Einwohnern, weder Schlingen noch Schießgewehre; sie waren vollkommen zahm geworden, sie gehörten zu den Familien, jeder Garten hatte seine gefiederten Gäste, die zur gewohnten Stunde herbeikamen, um ihren Teil der allgemeinen Nahrung in Empfang zu nehmen.

„Ah, da sind unsre kleinen Freunde!“ rief Bonnaire. „Wie sie flattern und schnattern! Sie wissen wohl, daß heute Festtag ist. Alice, zerbröckele ihnen doch ein Stück Brot!“

Und Ragu blickte finster und gequält auf die von allen Seiten heranflatternden Vögel, deren Gefieder von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurde. Unaufhörlich kamen sie von den Zweigen der Bäume herab, flogen davon

und kamen wieder zurück. Das Dessert wurde heiter belebt von den flink zwischen den Rosen und Kirschen herumhüpfenden Füßchen. Und von all den Herrlichkeiten und Wunderbarkeiten, die er seit dem Morgen gesehen, hatte keine Ragu in so reizender und eindringlicher Weise zu Bewußtsein gebracht, wie friedlich und glücklich dieses emporblühende Volk war.

Er erhob sich plötzlich und sagte zu Bonnaire:

„Ich ersticke hier, ich muß ein bißchen Bewegung machen. Und dann will ich auch noch mehr sehen, alles, alle Tische, alle Leute!"

Bonnaire erriet ihn. Waren es nicht Lucas und Josine, die er sehen wollte, zu denen seine brennende Neugierde seit seiner Rückkehr hindrängte? Nach wie vor eine nähere Erörterung vermeidend, erwiderte Bonnaire:

„Sehr gern, ich werde dir alles zeigen, wir wollen einen Rundgang machen."

Der erste Tisch, den sie erreichten, war der der Morfain. Dada saß an seiner Spitze, ihm zur Seite seine Frau, Honorine Caffiaux, beide weißhaarig. Neben ihnen reihten sich auf ihr Sohn Raymond, seine Frau Thérèse Froment und deren Aeltester, Maurice Morfain, schon ein großer Junge von neunzehn Jahren. Ihnen gegenüber saß mit ihrer Nachkommenschaft Blauchen, Witwe von Achille Gourier, deren Augen noch immer ihr strahlendes Himmelblau behalten hatten, obgleich sie nahe an siebzig Jahre alt war. Sie sollte bald Urgroßmutter werden durch ihre Tochter Léonie, die an Séverin Bonnaire verheiratet war, und durch ihren Enkel Félicien, den Sohn ihrer Tochter, der Hélène, Tochter von Pauline Froment und André Jollivet geheiratet hatte. Alle waren sie anwesend, auch die letzteren, die mit ihrer Tochter gekommen waren.

Man neckte Hélène und fragte sie, wie ihr Erstgeborener heißen solle, worauf sie sagte, daß sie ihm den Namen Grégoire geben wolle; ihre Schwester Berthe, ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, hörte von dem allen nichts, denn sie war sehr beschäftigt, lachend die Galanterien ihres Vetters Maurice entgegenzunehmen.

Bonnaire, der hier seinen jüngsten Sohn Séverin fand, wurde mit lauten, fröhlichen Zurufen begrüßt. Ragu, von allen diesen sich kreuzenden Verbindungen immer mehr verwirrt, nahm besonderes Interesse an den beiden nebeneinander sitzenden Schwestern Froment, Pauline und Thérèse, beide schon nahe an die Vierzig, aber beide höchst anziehend in ihrer gesunden Schönheit. Der Anblick von Blauchen erinnerte ihn an den ehemaligen Bürgermeister Gourier und an den Unterpräfekten Châtelard, und er fragte nach ihrem Ende. Sie waren beide innerhalb weniger Tage gestorben, nachdem sie bis zuletzt in enger Freundschaft verbunden gewesen, die der gemeinsame Verlust der schönen Léonore nur noch inniger gestaltet hatte. Gourier, der zuerst gestorben war, hatte sich nur schwer an den neuen Zustand der Dinge gewöhnt, hatte oft, ein Machthaber, der erstaunt war, es nicht mehr zu sein, die Arme klagend zum Himmel erhoben und mit der Melancholie eines alten Mannes von der Vergangenheit gesprochen, die ihm mit allem, was dazu gehörte, so verklärt erschien, daß er selbst um die Zeremonien des katholischen Kultus, um die Prozessionen und Konfirmationen, um Weihrauch und Glockengeläute klagte — er, der einst ein so wütender Pfaffenfeind gewesen. Châtelard jedoch war in ruhiger Fassung entschlummert als der Anarchist, der allmählich unter seiner weltmännischen Außenseite herangewachsen war, hatte sein Leben beschlossen,

so wie er es immer gewollt hatte, als ein Vergessener in dem neuerbauten, triumphierenden Beauclair, war unauffällig verschwunden, zusammen mit der alten Regierungsform, deren Einsargung er so heiter mitbesorgt hatte, war mit dem letzten Ministerium zugleich vom Schauplatz abgetreten. Aber es gab von einem noch größeren, noch schöneren Tode zu berichten, dem des Präsidenten Gaume, dessen Erinnerung wieder erweckt wurde durch die Anwesenheit seines Enkels André und seiner Urenkelinnen Hélène und Berthe. Er hatte an der Seite seines Enkels André sein zweiundneunzigstes Jahr erreicht, als er sein leiderfülltes, verfehltes Leben beschloß. An dem Tage, da der Gerichtshof und das Gefängnis geschlossen wurden, hatte er sich von dem schrecklichen Alpdruck seiner Richterschaft befreit gefühlt. Daß ein Mensch über Menschen richten, daß er sich unterfangen sollte, die unfehlbare Wahrheit, die absolute Gerechtigkeit darzustellen, trotz der Unzulänglichkeit seiner Einsicht, trotz der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, das hatte ihn mit Schauder erfüllt, ihn zur Beute quälender Zweifel und schrecklicher Gewissensbisse gemacht, ihn keine Ruhe finden lassen unter dem furchtbaren Gedanken, daß er ein schlechter Richter gewesen sei. Endlich war aber die Gerechtigkeit, die er erwartet und die er nicht mehr zu erleben gefürchtet hatte, doch gekommen, nicht die Gerechtigkeit einer unbilligen Gesellschaftsordnung, die mit dem Schwerte ihrer Macht die wenigen Räuber verteidigte und die ungeheure Menge elender Sklaven zu Boden schlug, sondern die Gerechtigkeit einer freien Menschheit, die jedem sein ihm gebührendes Teil an Glück gewährte, die die Wahrheit, die Brüderlichkeit, den Frieden mit sich brachte. Und am Tage seines Todes ließ er einen alten Wilderer

zu sich rufen, den er einst zu einer schweren Strafe verurteilt hatte, weil er einen Gendarm tötete, der ihm einen Säbelhieb versetzt hatte, und leistete ihm öffentlich Abbitte, sprach laut die Zweifel aus, die sein Leben als Richter vergiftet hatten, rief alles das hinaus, was er bisher verschwiegen, sein Verdammungsurteil über die Irrtümer und Lügen der menschlichen Gesetze, über die Gewaltmittel der Unterdrückung und des Hasses, über den ganzen sozialen Sumpf, aus dem die Giftpflanzen des Diebstahls und des Mordes erwuchsen.

„Dieses junge Ehepaar, das hier sitzt," sagte Ragu, „dieser Félicien und diese Hélène, in deren Hause wir heute früh kurz verweilt haben, sind also zugleich die Enkel der Familien Froment, Morsain, Jollivet und Gaume? Und all dieses feindliche Blut vergiftet sich nicht gegenseitig, wenn es nun in denselben Adern rollt?"

„Durchaus nicht," erwiderte Bonnaire ruhig. „Es hat sich in der Vermischung versöhnt, und das Geschlecht hat dadurch nur an Schönheit und Kraft gewonnen."

Eine neue Bitterkeit erwartete Ragu am nächsten Tische. Es war der Bourrons, seines ehemaligen unzertrennlichen Genossen im Herumlungern und Trinken, den er damals so leicht beherrschte und mit sich zog. Bourron glücklich, Bourron gerettet, während er allein hoffnungslos dem Elend verfallen war! Und Bourron saß, trotz seines hohen Alters, stolz und strahlend neben seiner Frau Babette, der ewig Heiteren und Fröhlichen, deren unerschütterliche Zuversicht und immer wolkenlos blauer Optimismus recht behalten hatten, ohne daß sie darüber auch nur erstaunt war. War das nicht ganz natürlich? Sie waren glücklich, weil man eben immer schließlich glücklich wird. Und um sie herum drängte

sich eine fast unübersehbar reiche Nachkommenschaft. Vorerst ihre Aelteste, Marthe, die mit Auguste Laboque verheiratet war und von ihm einen Sohn, Adolphe, hatte, der wieder Germaine, die Tochter von Zoé Bonnaire und Nicolas Yvonnot, geheiratet hatte. Dann Sébastien, ihr Jüngster, verheiratet mit Agathe Fauchard, und ihrer beider Tochter Clémentine, die mit Alexandre Feuillat, Sohn von Léon Feuillat und Eugénie Yvonnot, verheiratet war. Und diesen jüngsten Ehen waren schon zwei Mädchen entsprossen, Simonne Laboque und Amélie Feuillat, beide fünf Jahre alt, die die vierte Generation darstellten. Es saßen ferner am Tische die mit der Familie Verschwägerten: Louis Fauchard, verheiratet mit Julienne Dacheux, nebst ihrer Tochter Laure, und Evariste Mitaine, verheiratet mit Olympe Lenfant, nebst ihrem Sohn Hippolyte, dessen Frau Laure Fauchard und ihrer beider Kind, François, einem Jungen von acht Jahren, der wieder auf dieser Seite die fröhlich emporsprießende vierte Generation vertrat. In dem ganzen festlichen Beauclair hätte man keine größere, lebendigere Tafel finden können als diese, wo die Nachkommen der verschwägerten Familien Bourron, Laboque, Bonnaire, Yvonnot, Fauchard, Feuillat, Dacheux, Lenfant und Mitaine in fröhlicher Eintracht beisammen saßen.

Bonnaire, der auch hier eine der Seinen, Zoé, fand, berichtete Ragu von denen, die der Tod weggerafft hatte. Fauchard und seine Frau Natalie, er stumpfsinnig, sie immer noch verhärmt, waren dahingegangen, ohne die neue Zeit begriffen zu haben, hatten noch immer das nun kostenlose Brot eingesperrt, aus Furcht bestohlen zu werden. Feuillat hatte vor seinem Tode noch die Freude genossen, den vollen Triumph der großen Domäne von

Combettes, seines Werkes, mitanzusehen. Lenfant und Yvonnot waren bald nach ihm in die Erde gesenkt worden, die nun so verständnisvoll geliebt, so kraftvoll befruchtet wurde. Nach den Ehepaaren Dacheux, Caffiaux und Laboque, die den heute verschwundenen alten Handel verkörpert hatten, war auch die wackere Madame Mitaine ins Grab gesunken, reich an Jahren, Schönheit und Güte.

Aber Ragu hörte nur mit halbem Ohr, er konnte die Augen nicht von Bourron wenden.

„Er sieht förmlich jung aus!" murmelte er vor sich hin. „Und seine Babette hat noch immer ihr altes helles Lachen!"

Er gedachte seiner einstigen Ausschweifungen gemeinschaftlich mit Bourron, wie sie lange bei Caffiaux gesessen und auf die Herren geflucht hatten, um dann voll trunken heimzutaumeln. Er gedachte seines eignen langen, elenden Lebens, der fünfzig Jahre, die er in der weiten Welt verlottert hatte, von Werkstatt zu Werkstatt, von Ort zu Ort getrieben. Hier war inzwischen eine neue Welt entstanden; die neugeordnete, verjüngte, veredelte Arbeit hatte den schon halb verlorenen Kameraden gerettet, während er selbst zurückkehrte, vollständig herabgekommen durch die alte qualvolle, erdrückende Arbeit, durch die ungerechte, vergiftende, zerstörende Lohnsklaverei. Und nun folgte eine allerliebste Scene, die ihm den Stachel noch tiefer ins Herz drückte. Simonne Laboque, das Töchterchen von Adolphe Laboque und Germaine, ein kleiner Blondkopf von fünf Jahren, eine Urenkelin Bourrons, raffte mit ihren runden Händchen Rosenblätter vom Tischtuch und streute sie auf den weißen Scheitel des lächelnden Urgroßvaters.

„Da, Großvater Bourron — und noch — und noch! Ich setze dir einen Rosenkranz auf. O, du

hast die Blätter in den Haaren, und in den Ohren, und auf der Nase, überall, überall, Großvater Bourron!"

Alles lachte, klatschte Beifall, jubelte dem Alten zu. Ragu entfloh und zog Bonnaire mit sich fort. Er zitterte, er war dem Umsinken nahe. Als sie ein wenig abseits gegangen waren, sagte er plötzlich heiser:

„Höre, wozu es länger verschweigen? Ich bin nur gekommen, um sie zu sehen. Wo sind sie? Zeige sie mir!"

Er meinte Lucas und Josine. Und als Bonnaire zögerte, fuhr er fort:

„Seit dem Morgen führst du mich herum, ich thue, als ob ich mich für alles interessierte, und dennoch denke ich nur an sie, ihr Bild verfolgt mich, sie allein haben mich hierher zurückgebracht, den ganzen unendlichen, mühseligen Weg entlang. Ich habe in der Fremde erfahren, daß ich ihn nicht getötet habe, und beide leben noch, nicht wahr? Sie haben viele Kinder, sie leben glücklich, in vollem Triumph, nicht wahr?"

Bonnaire überlegte. Aus Furcht vor einem Skandal hatte er bisher die unvermeidliche Begegnung verzögert. Aber war seine Taktik nicht erfolgreich gewesen? War es ihm nicht gelungen, Ragu mit einer Art schreckensvoller Ehrfurcht vor der Größe des vollendeten Werkes zu erfüllen? Er sah nun, daß jener tief erschüttert, von Schauder ergriffen war, daß seine Hände keine Kraft mehr zu einem neuen Verbrechen hatten. So erwiderte er denn mit heiterer Gutmütigkeit:

„Da du sie sehen willst, Alter, so werde ich sie dir zeigen. Und es ist wahr, du wirst zwei Glückliche sehen."

Der Tisch Lucas' befand sich gleich neben dem Bourrons. Lucas selbst saß an dessen Mitte, zu

seiner Rechten Josine. Zu seiner Linken saßen Soeurette und Jordan, ihm gegenüber Suzanne. Neben dieser saßen Nanet und Nise, die bald Urgroßeltern werden sollten, mit lachenden Augen unter ihrem etwas fahl gewordenen blonden Haar, das noch immer an die beiden Krausköpfchen von einst erinnerte. Und die ganze zahlreiche Nachkommenschaft faßte die Tafel ein. Hilaire, der Aelteste der Froment, hatte Colette, die Tochter Nanets und Nises, geheiratet, und sie hatten eine Tochter, Mariette, bald fünfzehn Jahre alt; der Ehe Paul Boisgelins mit Antoinette Bonnaire war Ludovic entsprungen, der nahe an zwanzig Jahre zählte. Ludovic und Mariette galten schon als verlobt; sie saßen nebeneinander, flüsterten sich allerlei Geheimnisse zu und schäkerten und kicherten miteinander. Dann kam Jules, der jüngste Froment, verheiratet mit Céline, der Tochter von Arsène Lenfant und Eulalie Laboque, mit ihrem sechsjährigen Söhnchen Richard, einem engelschönen Jungen, der des Großvaters Lucas Augapfel war. Und die ganze übrige Verwandtschaft reihte sich um den Tisch, an welchem die einst feindlichen Rassen am innigsten verschmolzen waren: das Blut der Froment, der Boisgelin, der Delaveau war hier vermengt mit dem der Bonnaire, der Laboque, der Lenfant, mit der Arbeit, dem Handel und dem Ackerbau — ein Musterbild der sozialen Verbrüderung, aus welcher die neue Stadt, das Beauclair der Gerechtigkeit und des Friedens hervorgegangen war.

Als Ragu sich näherte, vergoldete ein letzter Strahl der untergehenden Sonne den ganzen Tisch, und die Rosensträuße, das Silbergerät, die hellen Seidenkleider und die diamantgeschmückten Haare der Frauen erglänzten hell wie in einem Glorienschein. Aber was diesem Abschiedsgruß des für

kurze Zeit scheidenden Gestirns eine besondere Heiterkeit lieh, das war das massenhafte Herbeiflattern der kleinen Vögel, die sich noch ein letztes Mal auf dem Tisch niederließen, ehe sie in den Bäumen zur Ruhe gingen. Sie kamen in so dichten Schwärmen herbeigeflogen, daß der Tisch von ihnen bedeckt war wie von einem Schneefall kleiner lebender, warmer Federn. Die am Tisch Sitzenden nahmen einige der Tierchen in die Hand, streichelten sie und ließen sie wieder frei. Diese Zutraulichkeit der Rotkehlchen und Finken hatte etwas unendlich Süßes und Rührendes an sich. Sie bildete das sichtbare Zeichen und Symbol des Bündnisses aller Lebewesen, des allgemeinen Friedens zwischen Menschen, Tieren und Dingen.

„Großvater Lucas!“ rief der kleine Richard, „sieh doch nur, eine Grasmücke trinkt Wasser aus Großmutter Josinens Glas!“

Lucas, der Städtegründer, war von diesem niedlichen Schauspiel innig erfreut. Das Wasser in dem Glas war etwas von dem reinen, frischen Wasser, das er zwischen den Felsen der. Monts Bleuses gefaßt hatte, und das seiner ganzen Stadt mit ihren Gärten, ihren baumbepflanzten Straßen, ihren sprudelnden Brunnen das Leben gegeben zu haben schien. Er nahm das Glas, hielt es in die purpurne Sonne und sagte:

„Josine, du mußt trinken, auf das Wohl und Gedeihen unsrer glücklichen Stadt!“

Und als Josine, die unter ihren weißen Haaren das liebende, zärtliche Weib geblieben war, mit lächelndem Munde genippt hatte, trank auch er und sagte wieder:

„Auf das Wohl und Gedeihen unsrer Stadt, die heute ihr Fest feiert! Auf daß sie immerzu wachse und blühe, in Freiheit, Wohlfahrt und

Schönheit, auf daß sie die ganze Erde erobere dem Werke der Eintracht aller Menschen!“

In der Sonne, die ihn mit einem Strahlenkranze umgab, stand er herrlich da, noch immer jung und kraftvoll, voll Zuversicht und voll frohen Glücks über das Erreichte. Ohne Stolz und ohne Deklamation gab er seiner Freude Ausdruck, daß er sein Werk endlich verwirklicht und lebenskräftig vor sich sah. Er war der Gründer, der Schöpfer, der Vater, und dieses ganze fröhliche Volk, alle die Gäste an allen den Tischen, an denen man nebst der Arbeit die Fruchtbarkeit des Sommers feierte, waren seine Freunde, seine Verwandten, seine sich unablässig vergrößernde, immer blühender gedeihende, sich immer liebender zusammenschließende Familie. Und laute, jubelnde Zurufe antworteten ihm, der liebeerfüllte Weihespruch, den er der Stadt gewidmet hatte, stieg in die Luft empor und pflanzte sich brausend von Tisch zu Tisch fort bis in die entlegensten Gassen. Alle hatten sich erhoben, stießen mit den Gläsern an, tranken auf das Wohl Lucas' und Josinens, jubelten ihr zu, der Erlösten, als Gattin und Mutter hoch Erhobenen, und ihm, dem Erlöser, der, um sie zu retten, die ganze jammervolle Welt der Lohnsklaven aus dem Elend und der Ungerechtigkeit errettet hatte. Es war ein hinreißend schöner Augenblick, ein Augenblick der Begeisterung, der leidenschaftlichen Dankbarkeit der ungeheuren Menge, es war die Belohnung für so viel Zuversicht und Thatkraft, der Eingang zum Ruhm und zur vergötternden Liebe aller.

Zitternd und bleich stand Ragu da, kaum imstande, sich auf den Beinen zu erhalten unter dem brausenden Sturm der Begeisterung. Er konnte den Glanz der Schönheit und Güte nicht ertragen, in welchem Lucas und Josine erstrahlten. Er wich

zurück, er taumelte, er war im Begriffe, zu entfliehen, als Lucas, der ihn bemerkt hatte, sich an Bonnaire wendete.

„Ah, lieber Freund, nur Sie fehlten noch, daß meine Freude vollständig sei, denn Sie waren der tapferste, der klügste, der seelenstärkste Arbeiter am Werke, und man darf mich nicht feiern, ohne auch Sie zu feiern! Und sagen Sie mir, wer ist der Alte an Ihrer Seite?"

„Ein Fremder."

„Ein Fremder? Er trete doch näher, er breche mit uns das Brot unsrer Felder, er trinke das Wasser unsrer Quellen! Unsre Stadt bietet Willkomm und Frieden allen Menschen. Josine, rücke ein wenig zur Seite, und Sie, guter Freund, den wir nicht kennen, kommen Sie näher, setzen Sie sich zwischen mich und meine Frau, denn wir wollen in Ihnen alle unsre unbekannten Brüder der andern Städte der Welt ehren."

Aber wie von heiligem Entsetzen ergriffen, wich Ragu zurück.

„Nein, nein! Ich kann nicht!"

„Warum nicht?" fragte Lucas sanft. „Wenn Sie weit gewandert, wenn Sie ermattet sind, so werden Sie hier Hilfe und Pflege finden. Wir verlangen weder Ihren Namen noch Ihre Vergangenheit zu kennen. Bei uns ist alles Vergangene verziehen, nur die Brüderlichkeit herrscht hier, das Glück eines jeden ruht im Glück aller. Liebe Frau, sage doch auch du ihm dasselbe, von deinen Lippen wird das wohl sanfter und überzeugender klingen, was ihn von den meinigen nur zu erschrecken scheint."

Da sprach Josine:

„Hier, lieber Freund, unser Glas, warum wollen Sie nicht auf unsre Gesundheit und auf die Ihrige trinken? Sie kommen von weit her, und Sie sind

unser Bruder, es wird uns zur Freude gereichen, unsre Familie noch zu erweitern. Es ist jetzt Sitte in Beauclair, sich an den Festtagen den Friedenskuß zu geben, der alles Ueble tilgt. Nehmen Sie und trinken Sie, um der Allliebe willen!“

Aber wieder wich Ragu zurück, noch bleicher und zitternder, voll Entsetzen vor der Entweihung zurückschaudernd.

„Nein, nein! Ich kann nicht!“

Ahnten Lucas und Josine in diesem Augenblicke die Wahrheit, erkannten sie den Elenden, der zurückgekommen war, um nur noch mehr zu leiden, nachdem er so lange sein wüstes, arbeitsscheues Dasein hingeschleppt hatte? Sie sahen ihn mit ihren von Glück und Güte erfüllten Augen an, in denen ein Ausdruck mitleidiger Trauer erschien. Dann sagte Lucas:

„Gehen Sie denn nach Ihrem Gefallen, wenn Sie nicht mit zu unsrer Familie gehören wollen, in der Stunde, da sie sich von allen Seiten vereinigt und zusammenschließt. Sehen Sie nur, sehen Sie nur, wie sie in eins verschmilzt, die Tische reihen sich aneinander, sie bilden alle bald nur einen einzigen Tisch für eine ganze Stadt von Brüdern!“

Und in der That, die Tischgenossen fingen an, zusammenzurücken, jeder Tisch schien sich zum nächsten hinzubewegen, und allmählich stießen alle Tische aneinander, wie dies immer bei den Sommerfesten an schönen Juniabenden geschah. Das machte sich ganz natürlich, die Kinder dienten zuerst als Boten, indem sie von Dessert zu Dessert liefen, und dann trachteten die infolge ihrer Heiraten zerstreuten Mitglieder einer Familie, sich zu vereinigen, sich Seite an Seite zusammenzufinden. Wie hätten Séverin Bonnaire an dem Tische der Morfain, Zoë

Bonnaire an dem der Bourron und Antoinette Bonnaire an dem Lucas' sich nicht zum väterlichen Tische hingezogen fühlen sollen, wo ihr ältester Bruder Lucien saß? Und die Froment, die zerstreut waren wie in verschiedene Furchen geworfener Samen, Charles bei den Bonnaires, Therese und Pauline bei den Morsain, wie hätte sie nicht, die andern mit sich ziehend, der Sehnsucht nachgeben sollen, sich an die Seite des Vaters, des Gründers und Schöpfers zu begeben? Und da entrollte sich denn das wunderbare Schauspiel, daß die Tische sich in Bewegung setzten, zu einander stießen, sich vereinigten, bis schließlich alle nur einen einzigen Tisch bildeten über das ganze Gebiet der frohen Stadt. Längs der baumbepflanzten Straßen, vor den Thüren der festlichen Häuser saßen alle bei einem einzigen gemeinschaftlichen Mahle, das Pfingstfest dieses brüderlichen Volkes endete, während die Sterne freundlich herabblickten, in einem Riesenabendmahle aller auf demselben Tischtuch, unter denselben aufgestreuten Rosenblättern. Die ganze Stadt verwandelte sich in einen ungeheuren Bankettsaal, die Familien vermengten sich, verschmolzen in eine einzige Familie, derselbe Atem hob aller Brust, dieselbe Liebe schlug in allen Herzen. Von dem weitgespannten reinen Himmel sank ein köstlicher Friede herab, der harmonische Einklang der Welten und der Menschen.

Bonnaire hatte sich passiv verhalten, aber er hatte keinen Blick von Ragu gewandt, in dem er jetzt die erwartete Wandlung sich vollziehen sah, nach diesem Tage, dessen wunderbare Erscheinungen ihn immer mehr erschüttert hatten, bis dieses glänzende Finale ihn vollends mit Schrecken erfüllte und vernichtete. Als er ihn nun so gebrochen und wankend sah, faßte er ihn bei der Hand.

„Komm, gehen wir ein wenig, die Abendluft ist so milde! Sag mir, glaubst du nun an unser Glück? Du siehst, daß man arbeiten kann und glücklich sein, denn die Daseinsfreude, die Gesundheit, das Leben selbst liegt in der Arbeit. Arbeiten heißt leben, nichts andres. Und es hat einer quälerischen und lebensfeindlichen Religion bedurft, um die Arbeit zum Fluch zu stempeln und die Paradiesesseligkeit im ewigen Nichtsthun zu suchen! Die Arbeit ist nicht unsre Gebieterin, sondern der Atem in unsrer Brust, das Blut in unsern Adern, der einzige Daseinszweck, kraft dessen wir lieben, Kinder zeugen, die unsterbliche Menschheit bilden."

Aber Ragu war so besiegt, so todesmatt, daß er auch zum Widerreden keine Kraft mehr fand.

„O, laß mich, laß mich! Ich bin ein Feigling, — ein Kind hätte mehr Mut gehabt — ich verachte mich selbst!"

Dann leiser:

„Ich war gekommen, um sie beide zu töten ... O, die endlose Reise über Berge und Thäler, durch unbekannte Länder, auf staubigen Straßen, jahrelang — immer nur vorwärts getrieben von der Wut im Herzen, von dem einen Vorsatz: nach Beauclair zurückkehren, diesen Mann und dieses Weib wieder aufsuchen und ihnen das Messer in den Leib rennen, dessen ich mich damals so schlecht bedient hatte! ... Und nun hast du mich einen Tag lang zerstreut, und nun habe ich vor ihnen gezittert und bin zurückgewichen wie ein Feigling, da ich sie so schön, so groß, so strahlend sah!"

Bonnaire war erbebt bei diesem Geständnis. Schon gestern hatte er den verbrecherischen Vorsatz geahnt, in dem Schauder, der ihn beim Anblick Ragus durchlief. Aber angesichts der Gebrochenheit des Elenden erfaßte ihn Mitleid.

„Komm, du armes Geschöpf. Schlafe heute noch bei mir. Morgen werden wir weiter sehen."

„Noch einmal bei dir schlafen? O nein! Ich muß fort, gleich fort!"

„Aber du kannst unmöglich jetzt fort, du bist zu matt, zu schwach! Warum willst du nicht bei uns bleiben? Du wirst unser Glück ganz kennen lernen und wirst den Frieden finden."

„Nein, nein, nein! Ich muß fort, gleich fort! Der Töpfer hat es mir gesagt, und er hat recht: ich gehöre nicht zu euch!"

Und im Tone eines Gefolterten, mit dumpfer Wut setzte er hinzu:

„Ich kann euer Glück nicht mit ansehen. Ich würde zu viel Qualen ausstehen!"

Da drang Bonnaire nicht länger in ihn, auch er war von Widerwillen und Grauen ergriffen. Schweigend führte er Ragu in sein Haus zurück, und dieser nahm seinen Stock und seinen Sack wieder auf. Kein Wort mehr, keine Abschiedsgebärde wurde zwischen ihnen gewechselt. Und Bonnaire sah dem Manne nach, dem elenden, gebrochenen Greise, wie er schwanken Schrittes von dannen ging und bald in der Nacht verschwand.

Aber Ragu konnte dem festlichen Beauclair nicht so rasch entgehen. Er drang langsam in die Schlucht von Brias ein und stieg mühselig Schritt für Schritt durch die Felsen der Monts Bleuses hinan. Jetzt sah er, sich umwendend, die Stadt zu seinen Füßen liegen. Der dunkelblaue, unermeßlich weite Himmel funkelte von Sternen. Und in der linden, schönen Juninacht dehnte sich unten die Stadt, auch sie, gleich einem zweiten Himmel, von zahllosen kleinen Gestirnen besät. Es waren die Tausende und Tausende elektrischer Lampen, die auf den festlichen Tischen im Freien entzündet worden waren.

Diese Tische sah er bei jeder Biegung immer wieder vor sich, in langen Flammenlinien die Finsternis besiegend. Sie verlängerten sich, sie erfüllten den ganzen Horizont. Und er hörte Gesang und Lachen heraustönen, er war noch immer Zeuge dieses Riesenfestes eines ganzen Volkes, das als eine einzige liebende Familie an demselben Tische saß.

Er floh vor diesem Anblick, stieg immer höher und sah, so oft er sich umwendete, die Stadt immer leuchtender, immer herlicher vor sich liegen. Er stieg weiter und weiter. Aber je höher er kam, desto mehr schien die Stadt sich zu dehnen und zu weiten, sie nahm die ganze Ebene ein, sie wurde der Himmel selbst mit seiner dunkelblauen Fläche und seinen funkelnden Sternen. Das Lachen und der Gesang tönten heller zu ihm herauf, die große menschliche Familie feierte das Freudenfest der Arbeit auf der fruchtbaren Erde. Da wandte er sich ein letztes Mal und ging lange, lange, bis er sich in den Schatten der Nacht verloren hatte.

V.

Und wieder gingen Jahre hin. Und der Tod, der rastlose Arbeiter am ewigen Leben, that sein notwendiges Werk und nahm einen nach dem andern die Menschen hinweg, die ihre Lebensaufgabe erfüllt hatten. Erst schied Bourron, und nach ihm seine Frau Babette, bis zu ihrem letzten Atemzuge voll froher Laune. Dann kam die Reihe an Dada, dann an Blauchen mit den strahlenden, unergründlich tiefen, himmelblauen Augen. Lange starb, nachdem er zuletzt noch ein kleines Figürchen, eine reizende Mädchengestalt mit nackten Füßen, die Barfuß glich,

vollendet hatte. Nanet und Nise hauchten, noch nicht alt geworden, ihren Atem in einem Kusse aus. Und endlich sank auch Bonnaire dahin, aufrecht vom Tode gefällt wie ein Held, mitten im Brausen der Arbeit, als er eines Tages sich in die Werkstätten begeben hatte, um einen neuen Riesenhammer an der Arbeit zu sehen, der mit jedem Schlage ein Stück schmiedete.

Und von ihrer ganzen Generation, von all denen, die an der Gründung und Schaffung des glorreichen Beauclair mitgewirkt hatten, blieben nur noch Lucas und Jordan übrig, von allen geliebt, von der zärtlichen Sorgfalt Josinens, Soeurettens und Suzannens umgeben. Die drei Frauen, außerordentlich frisch und rüstig für ihr Alter, fanden ihre einzige Freude, ihren einzigen Stolz darin, die Helferinnen und Pflegerinnen der beiden Greise zu sein. Seitdem Lucas nur noch schwer gehen konnte und fast vollständig an seinen Ruhesessel gebannt war, wohnte Suzanne in seinem Hause und teilte sich mit Josine in das schöne Vorrecht, ihn liebevoll zu betreuen. Ueber achtzig Jahre alt, hatte er sich die ungetrübte Heiterkeit der Seele, die vollen Kräfte seines Geistes bewahrt, war noch immer ganz jung, wie er lachend sagte, wären nur die verwünschten Beine nicht gewesen, die schwer wie Blei wurden. Ebenso wich Soeurette ihrem Bruder Jordan nicht von der Seite, der nach wie vor in seinem Laboratorium arbeitete, welches er nun gar nicht mehr verließ, und in welchem er auch schlief. Er war um zehn Jahre älter als Lucas, aber der Neunzigjährige arbeitete noch immer in der langsamen, beharrlichen und methodischen Weise, mit dem unbeugsamen Willen und der sinnvollen Verwendung seiner Kräfte, der er, der zeitlebens kranke und scheinbar stets dem Verlöschen nahe Mann, es dankte, daß er

noch immer thätig sein konnte, während die kräftigsten Arbeiter seiner Generation schon seit langem unter der Erde ruhten.

Er sagte oft mit seiner schwachen Stimme:

„Die, die sterben, die wollen es; man stirbt nicht, solange man noch etwas zu thun hat. Ich bin sehr krank, aber ich werde dennoch sehr alt werden, ich werde erst sterben, wenn mein Werk vollendet ist. Ihr werdet sehen, ich werde es im voraus wissen, und ich werde es euch ankündigen, indem ich euch sage: Gute Nacht, liebe Freunde, mein Tagewerk ist vollbracht, ich gehe schlafen.“

Jordan arbeitete also noch immer, weil er sein Werk für noch nicht vollendet hielt. Er war stets in warme Decken gewickelt, er trank nur laue Flüssigkeiten, um sich nicht zu erkälten, er lag auf einem Ruhebett ausgestreckt in den langen Erholungspausen zwischen den wenigen Stunden, die er seinen Forschungen widmen konnte. Aber zwei oder drei Stunden täglich, die er sich solchermaßen abgewann, genügten ihm, um eine gewaltige Leistung zu vollbringen, mit so viel Methode, mit so weiser, unmittelbar zum Ziele strebender Verwendung seiner Mittel füllte er seine Zeit aus. Und mit unvergleichlicher Aufmerksamkeit und Selbstverleugnung stand ihm Soeurette zur Seite wie sein zweites Selbst, war ihm zugleich Krankenwärterin, Sekretär und Laboratoriumsgehilfe und ließ niemand sonst in die Nähe ihres Bruders. Wenn manchmal seine Hände so schwach waren, daß sie ihm den Dienst versagten, führten die ihrigen seine Gedanken aus; sie verlängerte sein Leben, indem sie ihre Kräfte den seinigen hinzufügte.

Nach der Ueberzeugung Jordans konnte er sein Werk erst an dem Tage vollendet nennen, an welchem er der neuen Stadt die wohlthätige Elektricität in

ungemessenen Mengen würde geben können, zur beliebigen Benutzung für jedermann, wie das Wasser, dessen unerschöpfliche Flut der Fluß hinabträgt, wie die Luft, die jede Brust frei einatmet. Seit sechzig Jahren hatte er viel zur Erreichung dieses Zieles gethan, hatte er eines nach dem andern der Probleme gelöst, die auf dem Wege lagen. Zuerst hatte er es zuwege gebracht, die Transportkosten zu ersparen, indem er die Kohle gleich am Grubenschacht verbrannte und die gewonnene elektrische Kraft ohne wesentlichen Stromverlust in die Fabriken leitete. Dann hatte er den ihm so lange vorschwebenden Apparat konstruiert, der es ermöglichte, die in der Kohle gebundene Wärme-Energie unmittelbar in elektrische Energie zu verwandeln, ohne den Umweg über die mechanische Energie. Damit war der Dampfkessel überflüssig geworden und eine Ersparnis von fünfzig Prozent erzielt. Und nachdem er so das Mittel gefunden hatte, die Dynamos durch das bloße Verbrennen der Kohle direkt mit Elektricität zu versorgen, hatte er seine elektrischen Schmelzöfen praktisch zur Eisengewinnung verwertet, hatte die Metallurgie revolutioniert, konnte schon jetzt die ganze Stadt für alle gemeinsamen und Einzelverrichtungen reichlich mit Elektricität versehen. Aber diese kostete noch immer zu viel, während er sie umsonst wollte, zu jedermanns schrankenloser Verfügung, wie die Luft, die uns umgiebt. Außerdem aber verfolgte ihn eine Schreckensvorstellung: die mögliche, ja unausweichliche Erschöpfung des Kohlenvorrats der Erde. In kurzer Zeit, vielleicht ehe ein Jahrhundert um war, mochte die Kohle anfangen zu mangeln, und das wäre dann der Tod der jetzigen Welt, die Industrie würde zum Stillstand kommen, die Fortbewegungsmittel würden nutzlos und hilflos werden, die ganze Menschheit würde in Todesstarre

verfallen, gleich einem großen Körper, dessen Blutumlauf aufgehört hat. Bei jeder Tonne dieser kostbaren, unersetzlichen Kohle, die er verbrennen sah, sagte er sich mit angstvoller Beklemmung, daß wieder eine Tonne weniger vorhanden sei. Und schwächlich, kränklich, fieberisch, wie er war, mit einem Fuß im Grabe stehend, dachte er mit schwerer Sorge an die künftigen Generationen und schwor sich zu, nicht eher zu sterben, als bis er ihnen den Kraftstrom, den Strom unerschöpflichen Lebens zum Geschenke gemacht hatte, der der Träger ihrer Zivilisation und ihres Glückes sein sollte. So hatte er sich denn wieder an die Arbeit gemacht und arbeitete seit bereits mehr als zehn Jahren an dieser Aufgabe.

Natürlicherweise dachte Jordan zuerst an das fallende Wasser. Dies war die primitive Triebkraft, und man verwendete sie mit Erfolg in Gebirgsgegenden, trotz der Launen der Bäche und Flüsse, trotz der höchst störenden Unterbrechungen durch trockene Perioden. Aber die wenigen Bäche der Monts Bleuses, die obendrein durch die Ableitung der Quellen fast versiegt waren, besaßen leider nicht die nötige Kraft. Außerdem konnte das Wasser ihm nicht die regelmäßige, konstante und vor allem nicht den reichen Ueberfluß an Triebkraft liefern, deren er für seine weitgreifenden Pläne bedurfte. Hierauf wendete er seine Gedanken dem Meere zu, dem Wechsel der Ebbe und Flut, dem gewaltigen, nie rastenden Wellenschlage gegen die Küsten. Viele Gelehrte hatten sich schon mit dem Problem befaßt, diese ungeheure Energie nutzbar zu machen, und er setzte ihre Studien fort, konstruierte sogar einige Versuchsapparate. Die Entfernung Beauclairs vom Meere war kein Hindernis, denn die Elektricität konnte nun auf beträchtliche Distanzen ohne Verlust

weitergeleitet werden. Aber eine andre Idee verfolgte ihn und bemächtigte sich schließlich seiner ganz und gar, ein Zukunftstraum von so gewaltiger, herrlicher Größe, daß er in ihm den letzten, einzigen Zweck seines Lebenswerkes sah. Hatte er diesen Zweck erreicht, dann hatte er der Menschheit das Glück erobert.

Immer hatte Jordan, mit seinem blutarmen, frierenden Körper, die Sonne geliebt, sich sehnsüchtig zu ihr hingezogen gefühlt. Er verfolgte ihren Lauf über die Himmelswölbung, jeden Abend, wenn er sie untergehen sah, durchbebten ihn furchtsame Schauer vor der Kühle der Nacht, und des Morgens erhob er sich oft zu früher Stunde, um die Freude zu genießen, sie wieder aufgehen zu sehen. Wenn sie ins Meer versunken wäre, wenn sie nie wieder erschiene, welche endlose, eisige, tödliche Nacht für die unglückliche Menschheit! So hatte sich bei ihm ein förmlicher Kultus der Sonne herausgebildet, der mächtigen Mutter unsrer Welt, der Schöpferin und Bewegerin, die die Wesen aus dem Urschlamm hervorgerufen, sie gewärmt, entwickelt und vermehrt, sie mit den Früchten der Erde genährt hat, seit einer unberechenbaren Reihe von Jahrtausenden. Sie war die ewige Quelle des Lebens, weil sie die Quelle des Lichts, der Wärme und der Bewegung war. Auf ihrem Strahlenthrone herrschte sie als gewaltige, gute und gerechte Königin, als göttliche Urkraft, ohne die nichts Lebendes sein könnte, deren Verschwinden den Untergang aller Dinge herbeiführen würde. Warum also sollte die Sonne nicht sein Werk fortsetzen und vollenden? Sie hatte Tausende von Jahren hindurch in der tropischen Vegetation die wohlthätige Wärme aufgehäuft, die wir nun der Kohle wieder entnehmen. Tausende von Jahren hindurch hatte sich die Kohle im Schoße der Erde destilliert,

hatte ihren ungeheuren Wärmeschatz für uns bewahrt und behütet, um ihn uns dann als ein unschätzbares Geschenk zu überantworten, das der Zivilisation zu neuem, glänzendem Fortschritt verhalf. An die hilfreiche Sonne also mußten sich die Menschen wieder wenden, sie war sicherlich bereit, ihrer Schöpfung, den Menschen und der Welt, immer mehr Leben, immer mehr Wahrheit und Gerechtigkeit, alles erdenkbare Glück zu teil werden zu lassen. Wenn sie jeden Abend verschwand, wenn sie im Winter mit ihren Strahlen kargte, so mußte man von ihr begehren, daß sie uns einen Teil ihres Feuers hier lasse, damit wir ruhig ihre Rückkehr am Morgen abwarten und, ohne zu leiden, die kalte Zeit des Jahres überdauern können. Solchermaßen stellte sich nun das Problem als ein ebenso einfaches wie gewaltiges dar, es handelte sich darum, sich unmittelbar an die Sonne zu wenden, die Sonnenwärme einzufangen und sie vermittelst eigner Apparate in Elektricität zu verwandeln, von der sodann ungeheure Vorräte in undurchlässigen Reservoirs aufgespeichert werden müßten. In diesen hätte man dann eine unerschöpfliche Quelle unermeßlicher Kraft, die man nach Belieben verbrauchen könnte. Während der glühend heißen Sommertage würde man die Sonnenstrahlen einernten und sie in ungeheurem Ueberflusse in Speichern aufhäufen; wenn dann die Nächte lang würden, wenn der düstere, kalte Winter käme, wäre genug Licht, Wärme und Bewegungskraft vorhanden, um die Freude und das Behagen der Menschen zu sichern. Endlich wäre diese der Allmutter Sonne abgewonnene, dem Menschen dienstbar gemachte elektrische Kraft seine willige und stets bereite Sklavin, die seine Mühe verringern und es vollends bewirken würde, daß die Arbeit zur genußvollen und gesunden Lebensthätigkeit

werde, daß sie die gerechte Verteilung der Güter herbeiführe, daß sie das Gesetz und der Kultus des Lebens sei.

Das, was Jordan als höchstes Ziel vorschwebte, hatte schon viele Köpfe beschäftigt, und diesem oder jenem Forscher war es gelungen, einen Apparat zu konstruieren, der die Sonnenwärme auffing und sie in Elektricität verwandelte, aber in so unendlich kleinen Mengen, daß diese Apparate nicht mehr waren als Laboratoriumsexperimente. Die Umwandlung mußte im großen geschehen, die Elektricität mußte in ungeheuren Behältern gesammelt werden, um den Bedürfnissen eines ganzen Volkes genügen zu können. Und Jahre hindurch ließ Jordan im ehemaligen Park der Crêcherie seltsame, turmartige Bauten aufführen, deren Bestimmung niemand erraten konnte. Er selbst verweigerte jede Auskunft, er vertraute niemand das Geheimnis seiner Forschungen. An schönen Tagen, wenn er sich kräftig genug fühlte, kam er mit kleinen, schlurfenden Greisenschritten zu seinen neuen Bauten, schloß sich darin mit seinen Leuten ein, arbeitete, kämpfte beharrlich trotz aller Mißerfolge und besiegte schließlich das königliche Gestirn, er, die winzige Ameise, die ein etwas zu starker Strahl getötet hätte. Es gelang ihm, das Problem zu lösen, die gute, gewaltige Sonne ließ sich ein wenig von ihrer unermeßlichen Flammenglut wegnehmen, womit sie seit so vielen Tausenden von Jahren die Erde erwärmt, ohne sich abzukühlen. Nachdem die letzten, entscheidenden Versuche gelungen waren, wurde ein großes Werk erbaut und in Thätigkeit gesetzt, und es versorgte nun Beauclair mit Elektricität zur freien Verfügung der Bewohner, so wie die Quellen der Monts Bleuses sie mit Wasser versorgten. Aber es war noch immer ein ungemein störender Fehler

vorhanden: die riesigen Behälter verloren sehr viel Elektricität. Das galt es noch zu überwinden, die Behälter vollständig undurchlässig zu machen, in ihnen für den Winter so viel Sonnenwärme sicher einzuschließen, daß es möglich wurde, in den langen Dezembernächten eine andre Sonne über der Stadt zu entzünden.

Wieder machte sich Jordan an die Arbeit. Er suchte, er kämpfte weiter, entschlossen, weiter zu leben, solange sein Werk nicht vollendet war. Seine Kräfte schwanden immer mehr, er konnte nicht mehr gehen, er mußte vom Hause aus seine Weisungen, welche die so lange und mühselig gesuchte Verbesserung herbeiführen sollten, an das Elektricitätswerk gelangen lassen. In sein Laboratorium eingeschlossen, arbeitete er an der Vollendung seiner Aufgabe, und dort wollte er auch sterben, an dem Tage, wo sie vollendet war. Und der Tag kam, er hatte das Mittel gefunden, um jeden Verlust zu vermeiden, um die Reservoirs undurchlässig zu machen, so daß man die Elektricität auf lange Zeit hinaus in ihnen aufsammeln konnte. Nun hielt ihn nichts mehr auf dieser Welt zurück, und er schickte sich an, von seinem Werke Abschied zu nehmen, seine Lieben zu umarmen und zum Urquell des ewigen Lebens zurückzukehren.

Es war damals Oktober, und die Sonne vergoldete noch mit warmen, weichen Strahlen die letzten Blätter der Bäume. Jordan verlangte von Soeurette, daß sie ihn ein letztes Mal in das Elektricitätswerk tragen lasse, wo er die neuen Reservoirs eben hatte fertigstellen lassen. Er wollte mit eignen Augen die glorreiche Vollendung seines Werkes sehen, die Behälter, in denen so viel Sonnenwärme aufgespeichert und festgehalten wurde, daß Beauclair damit bis zum nächsten Frühjahr reichlich

versorgt war. Und eines Nachmittags wurde er denn in seinem Sessel in das Werk getragen und verbrachte da zwei Stunden, um alles zu besichtigen und sich von dem richtigen Funktionieren der Apparate zu überzeugen. Das Werk war am Fuße der Bergwand der Monts Bleuses errichtet, in dem ehemaligen Park der Crêcherie, der gegen Süden lag, und aus welchem die warme Sonne von jeher ein blühendes Paradies gemacht hatte. Hohe Türme überragten die weitläufigen Gebäude, riesige Dächer aus Stahl und Glas verbanden sie miteinander; sonst war von außen nichts zu sehen, die Leitungskabel waren alle unterirdisch geführt. Als Jordan mit seinem Rundgang zu Ende war, ließ er noch einmal im großen Mittelhof halten und warf von hier aus einen langen, letzten Blick ringsum auf diese neue Welt, diese neue Quelle ewigen Lebens, seine Schöpfung, der er sein ganzes Leben mit leidenschaftlicher Hingabe gewidmet hatte. Dann wandte er sich zu Soeurette, die nicht von der Seite des Sessels gewichen war, in welchem er von zwei Männern getragen wurde.

„So wäre das vollbracht," sagte er lächelnd, „und es ist gut geworden. Jetzt kann ich scheiden. Komm, Schwester, gehen wir nach Hause."

Er war glücklich, sein Werk vollendet und lebensfähig gesehen zu haben, seine Seele war erfüllt von der Heiterkeit des Arbeiters, der seine Arbeit gethan hat und endlich ausruhen darf. Da das Wetter schön war, gab seine Schwester den beiden Männern den Auftrag, einen kleinen Umweg zu machen; und unversehens befanden sie sich vor dem Hause, das Lucas bewohnte, und das er nun nicht mehr verließ, seitdem seine Beine ihm vollends den Dienst versagten. Seit einigen Monaten hatten sich die Freunde nicht mehr sehen können und hatten nur

brieflich und durch ihre liebenden Pflegerinnen, ihre guten Engel, miteinander verkehrt, die fortwährend von dem einen zum andern eilten. Da erfaßte noch ein Wunsch, der letzte, das Herz des Sterbenden, dem bereits der erquickende Schlummer sich nahte.

„Liebe Soeurette, laß hier unter diesem Baume halten, geh hinauf zu Lucas und sage ihm, daß ich an seiner Thüre warte und ihn bitte, herunterzukommen."

Ueberrascht und von Sorge erfüllt wegen der mit einem solchen Wiedersehen verbundenen Aufregung, zögerte Soeurette.

„Aber, lieber Martial, Lucas geht ebensowenig mehr aus wie du, wie könnte er herabkommen?"

Wieder erhellten sich Jordans Augen unter einem schwachen Lächeln.

„Er wird sich eben heruntertragen lassen, Schwesterchen. Da ich in meinem Tragsessel zu ihm gekommen bin, so kann er wohl in dem seinigen zu mir kommen."

Und in weichem Tone setzte er hinzu:

„Es ist so schön hier, wir werden ein letztes Mal miteinander sprechen und voneinander Abschied nehmen. Wie könnten wir uns für immer verlassen, ohne uns noch einmal umarmt zu haben?"

Soeurette konnte sich nicht länger weigern und ging zu Lucas hinauf. Ruhig wartete Jordan in der linden Wärme der langsam sinkenden Sonne. Bald kehrte seine Schwester zurück und kündigte ihm das Kommen des Freundes an. Und alle Anwesenden ergriff eine tiefe Bewegung, als Lucas erschien, ebenfalls in seinem Sessel von zwei Männern getragen. Langsam bewegte er sich vorwärts, gefolgt von Josine und Soeurette. Dann setzten ihn die Träger neben Jordan nieder, die Sessel berührten sich, und die Freunde konnten einander die Hände fassen und drücken.

„Ach, mein lieber Jordan, wie gut von Ihnen, wie danke ich Ihnen, daß Sie hierhergekommen sind, damit wir uns noch einmal sehen und Abschied voneinander nehmen!“

„Sonst wären Sie zu mir gekommen, mein lieber Lucas. Da ich eben vorbeikam und Sie zu Hause waren, so war es doch nur natürlich, daß wir uns hier im Grünen ein letztes Mal träfen, unter einem dieser unsrer geliebten Bäume, unter denen wir so oft geruht haben.“

Sie saßen unter einer herrlichen, breitästigen Linde, die bereits der Hälfte ihrer Blätter beraubt war. Aber die Sonne vergoldete sie mit wundervollem Glanze, und ein warmer Strahlenregen rieselte durch ihre Aeste herab. Der Abend war köstlich mild, und über dem Lande lag ein weiter, zauberischer, stiller Friede hingebreitet. Ein breiter Sonnenstrahl umfloß die beiden Greise mit einem Glorienschein, und hinter ihren Sesseln standen die drei Frauen, mit liebenden Blicken über sie wachend.

„Seit so langen Jahren,“ fuhr Jordan fort, „sind unsre Leben miteinander verflochten, geht unser beider Tagewerk in naher Doppellinie dahin, mein teurer Freund. Wir sind jeder durch den andern das geworden, was wir geworden sind. Und ich hätte einen Selbstvorwurf mit mir genommen, wenn ich mich nicht noch einmal bei Ihnen entschuldigt hätte, daß ich anfangs so wenig Vertrauen zu Ihrem Werke hatte, als Sie zu mir kamen und meine Mithilfe verlangten, um die Zukunftsstadt der Gerechtigkeit zu erbauen. Ich erwartete mit Sicherheit einen Mißerfolg.“

Lucas lachte leise.

„Ja, ja, lieber Freund, Sie sagten stets, daß die politischen, ökonomischen und sozialen Kämpfe Ihnen bedeutungslos schienen. Freilich erregen sich

die Menschen um so vieler Nichtigkeiten willen! Aber sollte man deswegen nicht in die Geschehnisse eingreifen, die Entwicklung sich von selber vollziehen lassen, es nicht der Mühe wert finden, die Stunde der Erlösung zu beschleunigen? Alle die leider nötigen Kompromisse, alle die widrigen Geschäfte, welche die Lenker der Menschen besorgen müssen, finden ihre Entschuldigung darin, daß sie oft dazu helfen, die Menschheit um einen doppelt großen Schritt vorwärts zu bringen."

„Sie hatten vollkommen recht, lieber Freund," fiel Jordan rasch ein, „und Sie haben es mir in herrlicher Weise bewiesen. Ihr Wirken hier hat einen gewaltigen Fortschritt gezeitigt, hat eine ganze neue Welt geschaffen. Sie haben dem menschlichen Elend, dem menschlichen Leiden vielleicht hundert Jahre abgewonnen, und diese neue Stadt, dieses verjüngte Beauclair, wo mehr Gerechtigkeit und mehr Glück herrscht, zeugt unwiderleglich für die sittliche Größe Ihrer Mission, für die wohlthätige Kraft Ihres Schaffens. Ich stehe mit voller Ueberzeugung, mit ganzem Herzen an Ihrer Seite, und ich kann nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen nochmals auszusprechen, wie auch ich mich Ihnen verbunden fühle und mit welch tiefsinnigem Anteil ich allem gefolgt bin, was Sie Großes und Edles vollendet haben. Oft sind Sie mein Vorbild gewesen."

Da protestierte Lucas.

„O, lieber Freund, sprechen wir nicht von Vorbild! Sie haben immer als solches vor mir gestanden, und als das größte und bewundernswürdigste! Erinnern Sie sich, wie ich zuweilen schwach wurde, manchmal ganz zusammenbrach, und immer fand ich Sie voll unerschütterlicher Kraft und Zuversicht in Ihr Werk, auch an den Tagen, wo alles mühe-

voll Eroberte in nichts zu zerfallen schien. Ihre unüberwindliche Stärke lag darin, daß Sie keinen andern Glauben kannten als den an die Arbeit, daß Sie in ihr die erste Bedingung körperlichen und geistigen Gleichgewichts, den einzigen Zweck alles Lebens und alles Thuns sahen. So ist denn Ihr Werk Ihr Herz und Ihr Hirn geworden, das Blut, das in Ihren Adern rollte, der Gedanke, der Ihren Geist beherrschte. Nichts andres gab es für Sie auf der Welt, jede Stunde Ihres Lebens war einzig und allein dem Aufbau dieses Werkes gewidmet. Welch unvergängliches Denkmal, welche unschätzbare, beglückende Gabe hinterlassen Sie aber auch den Menschen! Mein eignes Lebenswerk als Städteerbauer und Führer des Volks hätte nie vollendet werden können, wäre nichts, ohne das Ihrige."

Es folgte ein Schweigen. Ein Zug Vögel strich am Himmel hin, und durch die halbentlaubten Aeste rieselte der Sonnenregen schwächer und linder herab, je mehr das Gestirn sich zum Untergang neigte. Soeurette zog in mütterlicher Fürsorge Jordans Decke höher über seine Kniee hinauf, während Josine und Suzanne sich zu Lucas neigten, um zu sehen, ob er nicht erschöpft sei. Und Lucas fuhr fort:

„Die Wissenschaft führt die größten Revolutionen herbei, das haben Sie mir von Anfang an gesagt, und jeder neue Tag unsres langen Lebens hat mir bewiesen, wie sehr Sie recht hatten. Könnte das brüderliche und glückliche Beauclair heute schon Thatsache sein, wenn Sie es nicht so überreich mit der elektrischen Kraft beschenkt hätten, die für jede Arbeit, für das ganze Leben der Gemeinschaft unentbehrlich geworden ist? Nur die Wissenschaft, die Wahrheit wird den Menschen immer mehr befreien, ihn zum Herrn seines Schicksals machen, ihm die Herrschaft über die Welt in die Hand geben, indem

sie die natürlichen Kräfte seinem leisesten Winke dienstbar macht. Während ich meinen Bau errichtete, haben Sie, lieber Freund, mir den Atem geschaffen, womit ich den Steinen und dem Mörtel Leben einhauchen konnte."

„Es ist wahr," sagte Jordan mit seiner schwachen, ruhigen Stimme, „die Wissenschaft wird den Menschen befreien, denn die Wahrheit ist im Grunde die mächtigste, die einzige Schafferin der Brüderlichkeit und der Gerechtigkeit. — Ich scheide zufrieden. Ich habe unserm Elektricitätswerke einen letzten Besuch gemacht und habe gesehen, daß es fortan meinen Absichten gemäß funktionieren wird für die Wohlfahrt und die Behaglichkeit aller."

Er gab dann noch ausführliche Erläuterungen und Anordnungen in Bezug auf die Behandlung seiner neuen Apparate und die Verwendung der darin aufzuspeichernden unerschöpflichen Kraftmengen. Er diktierte seinen Freunden gleichsam seinen letzten Willen, indem er bestimmte, wie das, was er in lebenslanger wissenschaftlicher Arbeit geschaffen, zum allgemeinen Frieden, zum allgemeinen Genuß verwendet werden sollte. Die Elektricität kostete fortan nichts mehr und war in solchem Ueberfluß vorhanden, daß sie den Bewohnern der Stadt zum beliebigen Gebrauche zu Gebote stand wie das Wasser der nie versiegenden Quellen, wie die freie Luft des Windes. Nur so förderte sie, bereicherte sie das Leben.

In allen öffentlichen Gebäuden, in allen, selbst den bescheidensten Privathäusern, wurde Licht, Wärme und Bewegungskraft ungemessen zugeleitet. Man brauchte nur diesen oder jenen Knopf zu drehen, und das Haus wurde erleuchtet, wurde geheizt, das Essen wurde gekocht, die verschiedenen Arbeits- oder häuslichen Hilfsmaschinen setzten sich in Gang. Jeden Tag wurden neue kleine, wohlerdachte Apparate

konstruiert, welche den Frauen die häuslichen Verrichtungen besorgten, die Handarbeit durch Maschinenkraft ersetzten. Von der Hausfrau bis zum Fabrikarbeiter war das menschliche Lasttier endlich von der uralten körperlichen Mühsal, von unnötiger, schwerer Anstrengung befreit, nun, da eine bezähmte, gehorsame Naturkraft, die bloß einer leichten Ueberwachung bedurfte, alle Verrichtungen reinlich und geräuschlos besorgte. Und diese körperliche Befreiung führte zugleich eine wunderbare geistige Befreiung herbei, das moralische und intellektuelle Niveau der Menschen hob sich mächtig, seitdem die schwere Last der qualvollen, schlechtverteilten Arbeit von ihnen genommen war, die mit fühlloser Grausamkeit die ungeheure Menge der Enterbten in Unwissenheit gehalten und sie in Niedrigkeit und Verbrechen hineingestoßen hatte. Und nicht träges Nichtsthun hatte die tyrannische Arbeit abgelöst, sondern die bewußt und frei gewählte Arbeit, die den Menschen zum Herrn seiner selbst machte, die es ihm gestattete, sich der Thätigkeit zu widmen, die ihm angenehm war, und ihm reichlich Zeit für die Beschäftigung mit der Wahrheit und der Schönheit ließ, nachdem er sein Teil zur gemeinsamen Arbeitssumme beigetragen hatte. Ja, auch die bedauernswerten Haustiere, die gemarterten Pferde, alle Zug- und Lasttiere waren endlich erlöst, brauchten keine Karren mehr zu ziehen, keinen Göpel mehr zu drehen, keine Lasten mehr zu tragen, waren der Freiheit der Wälder und Steppen wiedergegeben.

Zahllos waren die Anwendungen der wohlthätigen Kraft, und täglich ergaben sich deren neue. Jordan hatte Lampen von solcher Lichtstärke erfunden, daß zwei oder drei genügten, um eine ganze Straße zu erleuchten. Die Verwirklichung des Gedankens, über Beauclair eines Tages eine andre Sonne zu entzünden, war nur noch eine Frage der Zeit. Man

hatte gewaltige Warmhäuser gebaut, wo dank einem vollendeten Heizsystem Blumen, Obst und Gemüse zu jeder Jahreszeit wuchsen. Es war ein solcher Ueberfluß davon vorhanden, daß man sie mit vollen Händen verteilte. Es gab keinen Winter mehr, so wie es keine Nacht mehr gab. Und die Menschen- und Güterbeförderung, der Verkehr in den volkreichen Straßen wurde immer mehr und mehr beschleunigt und erleichtert, dank der jederzeit und überall kostenlos zur Verfügung stehenden Kraft, die für eine Unzahl von Fahrzeugen, von Wagen, Karren, Fahrrädern, kleinen Wägelchen und ganzen Zügen verwendet wurde.

„Ich scheide zufrieden," wiederholte Jordan in mild heiterem Tone. „Ich habe meine Aufgabe vollendet, und mein Werk ist weit genug vorgeschritten, daß ich ruhig einschlafen kann. Ehe viel Zeit vergeht, wird das lenkbare Luftschiff erfunden sein, und der Mensch wird sich den Luftraum dienstbar machen, so wie er sich das Meer dienstbar gemacht hat. Ehe viel Zeit vergeht, wird man von einem Ende der Welt zum andern ohne Leitungsdraht telegraphieren können. Das menschliche Wort, die menschliche Gebärde werden mit Blitzesschnelligkeit um die Erde kreisen. So wird sich die Befreiung der Menschen durch die Wissenschaft vollziehen, durch die unwiderstehliche revolutionäre Kraft, die ihnen immer mehr Wahrheit und Frieden bringen wird. Schon lange haben sie die Ländergrenzen fast verwischt mit ihren eisernen Bahnen, die sich immerzu verlängern, über die Flüsse setzen, Berge durchbohren und die Nationen mit den immer enger werdenden Maschen ihres Riesennetzes immer fester und brüderlicher umschließen. Wie wird es erst sein, wenn man freundschaftlich von Hauptstadt zu Hauptstadt sprechen wird, wenn dieselben Interessen in der-

selben Minute in allen Kontinenten dieselben Gedanken wecken werden, wenn die Luftfahrzeuge durch den freien, unendlichen Raum segeln werden, dem gemeinsamen Gebiete aller, wo es keine Zollgrenzen giebt? Die Luft, die wir alle atmen, die Weite, die allen gehört, wird das Gebiet ungehemmter Eintracht werden, wo sich die Menschheit der Zukunft versöhnen wird. Daher, lieber Freund, haben Sie mich auch stets so getrost gesehen, so sicher, daß einmal die Erlösung kommen muß. Mochten auch die Menschen sich in blindem, thörichtem Hasse zerfleischen, mochten die Religionen auch noch so beharrlich Lügen aufhäufen, um sich ihre Herrschaft zu sichern, die Wissenschaft schritt darum nicht minder jeden Tag um ein Stück vor und schuf mehr Licht, mehr Brüderlichkeit, mehr Glück. Und durch sich selbst, kraft der ihr innewohnenden unwiderstehlichen Macht der Wahrheit, wird sie die Vergangenheit voll Finsternis und Haß hinwegdrängen und vertreiben, wird die Geister befreien und die Herzen einander nähern, hier unter der wohlthätigen Sonne, die unser aller lebensspendende Mutter ist."

Er war erschöpft vom langen Sprechen, seine Stimme war kaum noch vernehmbar. Gleichwohl setzte er noch scherzhaft hinzu:

„Sie sehen, lieber Freund, ich bin ebensosehr Revolutionär wie Sie."

„Ich weiß es, lieber Freund," erwiderte Lucas bewegt. „Sie waren mein Meister in allen Dingen, und ich kann Ihnen nie genug danken für alles das, was von Ihnen an Thatkraft, an unerschütterlicher Zuversicht in die Arbeit und in das Werk auf mich übergegangen ist."

Die Sonne sank zum Horizont, ein leichter Abendwind rauschte in der Krone der mächtigen Linde, durch deren Blätter der goldene Lichtregen nun in

blässeren Tönen herabrieselte. Die Nacht nahte, eine köstliche Ruhe breitete sich langsam über die Natur. Die drei Frauen, die stumm und ehrfurchtsvoll diesem letzten Gespräch der beiden Freunde zuhörten, wurden ängstlich ob des schädlichen Einflusses der Nachtluft auf die ihrer Obhut anvertrauten Greise. Sie mahnten sanft, ohne ein Wort, mit mütterlichen Gebärden. Wieder zog Soeurette ihrem Bruder die Decke höher. Und als Josine und Suzanne auch über Lucas' Kniee eine Decke breiteten, sagte dieser:

„Mir ist nicht kalt, der Abend ist so schön!"

Soeurette hatte sich umgedreht, um der verschwindenden Sonne nachzusehen, und Jordan folgte ihrem Blick.

„Ja, die Nacht naht," sagte er. „Die Sonne mag nun untergehen, sie läßt uns in unsern Speichern einen Teil ihrer Güte und ihrer Kraft. Und diesmal bedeutet ihr Untergehen, daß mein Tag zu Ende ist. Ich will schlafen gehen. Fahren Sie wohl, lieber Freund!"

„Fahren Sie wohl, lieber Freund!" sagte Lucas. „Auch ich gehe bald schlafen."

So nahmen sie Abschied mit ergreifender Innigkeit, in einfacher, erhabener Größe. Sie wußten beide, daß sie sich nicht wiedersehen würden, sie gaben einander den letzten Blick, sie sagten einander die letzten Worte. Nach sechzigjährigem gemeinschaftlichem Leben und gemeinschaftlichem Arbeiten schieden sie voneinander, um nur noch in dem Strom der Generationen vereinigt zu bleiben, in den Menschen des nächsten Tages, deren Wohlfahrt sie beschleunigt hatten.

„Fahren Sie wohl, lieber Freund!" sagte Jordan wieder. „Seien Sie ohne Trauer, der Tod ist gut und notwendig. Wir leben in den andern weiter,

wir sind unsterblich. Wir haben uns ganz ihnen gewidmet, wir haben nur für sie gearbeitet, und wir werden mit ihnen immer neu geboren und genießen so unsern Teil von unserm Werke. Fahren Sie wohl, lieber Freund!"

Und Lucas sagte wieder:

„Fahren Sie wohl, lieber Freund! Alles, was von uns da bleibt, wird bezeugen, wie wir geliebt und wie wir gehofft haben. Ein jeder wird geboren, um sein Werk zu thun, das Leben hat keinen andern Zweck, die Natur setzt ein neues Wesen in die Welt, so oft sie eines neuen Arbeiters bedarf. Und wenn sein Tagewerk vollbracht ist, kann der Arbeiter schlafen gehen, die Erde nimmt ihn wieder auf zu andrer Verwendung. Fahren Sie wohl, lieber Freund!"

Er neigte sich vor, um ihn zu küssen. Aber er konnte es nicht, und die drei liebenden Frauen mußten ihnen bei dieser letzten Umarmung helfen und sie stützen. Sie lachten beide voll kindlicher Heiterkeit, ihre Seelen waren ruhig, kein Bedauern, kein Selbstvorwurf kam ihnen an in dieser Stunde des Abschieds, denn sie hatten ihre volle Menschenpflicht, ihre volle Arbeit geleistet. Noch weniger empfanden sie Furcht; der Zustand nach dem Tode hatte keinen Schrecken für sie, sie sahen freudig der tiefen Ruhe entgegen, in der die guten Arbeiter schlafen. Und sie umarmten sich lang und innig, legten ihre letzte Kraft in diesen Abschiedskuß.

„Fahren Sie wohl, mein guter Jordan!"

„Fahren Sie wohl, mein guter Lucas!"

Dann sprachen sie nicht mehr. Ein tiefes, heiliges Schweigen herrschte. Die Sonne verschwand von der mächtigen, reinen Himmelswölbung und tauchte unter die ferne Linie des Horizonts. Ein Vogel verstummte in den Zweigen der großen Linde, in denen die Schatten sich verdichteten, während über

den Park mit seinen Bäumen, seinen Alleen und Rasenplätzen die köstliche Ruhe des Abends herabsank.

Da hoben auf ein Zeichen Soeurettens die beiden Männer den Sessel Jordans auf und trugen ihn langsamen, leichten Schrittes hinweg. Lucas verlangte mit stummer Gebärde, daß man ihn noch eine kleine Weile unter dem Baume lasse. Er sah seinem Freunde nach, wie er sich langsam durch die gerade Allee entfernte. Die Allee war lang, und der Tragsessel mit der Gestalt des Freundes wurde allmählich immer kleiner. Einmal drehte sich Jordan um, und sie tauschten einen letzten Blick, ein letztes, kaum noch sichtbares Lächeln. Dann war's vorbei, der Tragsessel entschwand seinem Blicke, während der Park sich mit dem Mantel der Nacht bedeckte und einschlief.

In sein Laboratorium zurückgekehrt, begab sich Jordan zu Bette. Sein schwächlicher Körper war im hohen Alter zur Größe eines Kindes zusammengeschrumpft. Und wie er es gesagt hatte, so ließ er sich nun, wo sein Werk gethan, sein Tag vollendet war, endlich vom Tode wegnehmen; am nächsten Tage starb er friedlich und lächelnd in den Armen Soeurettens.

Lucas sollte noch fünf Jahre leben, in dem Sessel sitzend, den er fast nie verließ, und der am Fenster seines Zimmers stand, von wo er seine Stadt sich täglich vergrößern und verschönern sah. Eine Woche nach dem Tode Jordans stellte sich Soeurette seinen Pflegerinnen Josine und Suzanne an die Seite, und sie waren nun drei, um ihn mit ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt zu umgeben. Da heimste er denn die köstliche Ernte ein von der Saat der Liebe, die er Zeit seines Lebens mit vollen Händen ausgestreut hatte, wohin er den Fuß setzte,

und die heute rings um ihn mit überquellendem Reichtum in die Halme schoß.

Während der langen Stunden, die Lucas angesichts seiner blühenden Stadt in glücklichem Sinnen verbrachte, tauchte oft die Vergangenheit vor seinem Geiste auf. Er sah zurück auf den Punkt, von dem er ausgegangen war, auf die nun schon so fernliegende Lektüre des kleinen Buches, in welchem die Lehre Fouriers zusammengefaßt war. Er erinnerte sich der schlaflosen Nacht, da er, fieberhaft durchschauert von seiner ihm noch unklaren Mission, Kopf und Herz zur Aufnahme des guten Samens vorbereitet, in dem Buche zu lesen angefangen hatte, um den Schlaf zu finden. Und da waren die genialen Gedanken Fouriers: die menschlichen Leidenschaften wieder in ihre Würde einzusetzen, sie frei walten zu lassen und als treibende Kräfte des Lebens zu verwenden; die Arbeit aus ihren Sklavenfesseln zu befreien, zu erhöhen, zu veredeln, genußreich zu gestalten und sie zum Grundgesetz des sozialen Lebens zu machen; durch die Association von Kapital, Arbeit und Geist allmählich und in friedlicher Weise die volle Herrschaft der Freiheit und Gerechtigkeit anzubahnen — diese genialen Gedanken Fouriers waren in seine im höchsten Grade erregte Seele, in seinen fieberhaft suchenden Geist gefallen, hatten ihn blitzartig erleuchtet, ihn mit Begeisterung erfüllt und ihn am nächsten Tage zur That getrieben. Fourier dankte er es, daß er den Plan zu dem reformatorischen Unternehmen der Crêcherie gefaßt und ihn zur Ausführung gebracht hatte. Das erste Gemeinhaus mit seiner Schule, die ersten hellen und reinlichen Werkstätten mit ihrer Arbeitseinteilung, die erste Arbeiterstadt mit ihren zwischen Grün hervorlachenden weißen Häuschen, waren erwachsen aus der Fourierschen Idee, die gleich gutem Samen in

winterlicher Erde schlummernd gelegen hatte, immer bereit zu keimen und zu blühen. Die Religion der Menschlichkeit brauchte vielleicht gleich dem Katholizismus Jahrhunderte, um sich dauernd zu begründen. Aber dann auch, welche reiche Entwicklung, welche machtvolle Verbreiterung, je mehr die Liebe und die Brüderlichkeit ihr Reich ausdehnte! Fourier, der Evolutionist, der Theoretiker und Praktiker, hatte, indem er die Vereinigung von Kapital, Arbeit und Geist als ersten Schritt erdachte und empfahl, die Bahn eröffnet, die zur Gesellschaftsordnung der Kollektivisten und von da weiter zum schrankenlosen Freiheitsideal der Anarchisten führte. In der Association wurde das Kapital immer mehr zerstückt und verschwand schließlich ganz, Arbeit und Geist wurden die einzigen Beherrscher, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft. Notwendigerweise folgte daraus das Absterben des Handels, das allmähliche Verschwinden des Geldes, jener ein störendes und kraftverbrauchendes Rad, dieses ein eingebildeter, nutzloser Wert in einer Gemeinschaft, wo die Arbeit aller strotzenden Reichtum hervorbrachte, der in unaufhörlichem Gütertausche durch alle Adern zirkulierte. Von der Formel Fouriers ausgehend, sollte die neue Stadt von Schritt zu Schritt sich verwandeln und vervollkommnen, zu immer mehr Freiheit und Gerechtigkeit fortschreiten, auf ihrem Wege die gegnerischen sozialistischen Sekten, die Kollektivisten und selbst die Anarchisten in ihre Anziehungssphäre bringen und überwinden und sie schließlich alle zu einem einzigen brüderlichen Volke vereinigen, das, glücklich und versöhnt durch das verwirklichte gemeinsame Ideal, in dem endlich auf der Erde errichteten Himmelreiche leben sollte.

An seinem Fenster sitzend, hatte Lucas immerfort das herrliche, glorreiche Schauspiel der Stadt

der Wohlfahrt vor Augen, deren unter Bäumen hervorschimmernde bunte Dächer sich weithin erstreckten. Die Vorwärtsbewegung, welche die erste Generation, von uralten Irrtümern durchtränkt, durch Gewöhnung an den ungerechten Zustand verdorben, unter so viel schmerzlichen Krämpfen, unter so viel Hindernissen, inmitten so wütenden Hasses begonnen hatte, die wurde von der aufgeklärten, durch die Schulen und Werkstätten umgebildeten jungen Generation fröhlichen, elastischen Schrittes fortgesetzt, und mit so leichter Raschheit, daß sie bereits Fernen erreicht hatte, die einst für phantastisch gehalten worden waren. Dank dem unaufhörlichen neuen Werden schienen die Kinder, die Kinder der Kinder andre Herzen und andre Hirne zu haben, und die brüderliche Liebe wurde ihnen leicht in einer Gemeinschaft, wo das Glück jedes einzelnen thatsächlich nur im Glück aller bestand. Mit dem Handel war auch der Diebstahl verschwunden. Mit dem Gelde waren alle verbrecherischen Triebe erstorben. Es gab keine Erbschaften mehr, es wurden keine privilegierten Nichtsthuer mehr geboren, die Menschen erwürgten sich nicht mehr um eines reichen Nachlasses willen. Warum sollten die Menschen einander hassen, einander beneiden, sich des Besitzes andrer durch List oder Gewalt bemächtigen wollen, da das öffentliche Gut allen gemeinsam gehörte, da jeder ebenso reich wie sein Nachbar geboren wurde, lebte und starb? Das Verbrechen verlor allen Sinn und Verstand, der ganze grausame Apparat der Unterdrückung und Bestrafung, der nur aufgerichtet worden war, um den Raub einiger Reichen gegen die Empörung der ungeheuren Menge der Elenden zu sichern, fiel leer und nutzlos in sich zusammen, mit allen seinen Gendarmen, Polizisten, Gerichtshöfen und Gefängnissen. Man mußte inmitten dieses Volkes leben, das die Scheußlichkeit des Krieges

nicht kannte, das nur dem Gesetz der Arbeit unterthan war, das durch eine auf Vernunft und wohlverstandenes eignes Interesse begründete Solidarität miteinander verbunden war — um zu begreifen, wie sehr die vermeintliche Utopie des allgemeinen Glücks möglich war bei einem Volke, das, hellen Geistes, von den ungeheuerlichen religiösen Lügen befreit, die Wahrheit kannte und die Gerechtigkeit wollte. Seitdem die Leidenschaften, anstatt bekämpft und erstickt zu werden, im Gegenteil als die treibenden Kräfte des Lebens gefördert und gepflegt wurden, hatten sie ihre giftigen Eigenschaften verloren und waren zu sozialen Tugenden, zur Blüte der individuellen Energie geworden. Das erstrebenswerte Glück lag in der Entwicklung, in der Stärkung aller Sinne, und nicht minder des Sinnes der Liebe, denn der ganze Mensch sollte genießen und befriedigt werden, ohne Heuchelei, im hellen Licht des Tages. Der langwährende schwere Kampf der Menschheit führte endlich zur ungehemmten Entfaltung des Individuums, zu einer Gesellschaftsordnung, die jedem volle Befriedigung seiner Wünsche gewährte, in der der Mensch ein ganzer Mensch war und sein ganzes Leben auslebte. So war denn die glückliche Stadt zur Wahrheit geworden auf Grund der Religion des Lebens, der endlich von den Dogmen befreiten Menschheit, die in sich selbst ihren Daseinszweck, ihr Endziel, ihren Stolz und ihre Seligkeit fand.

Aber vor allem hatte Lucas den Triumph der erlösenden, schaffenden und ordnenden Arbeit erleben dürfen. Vom ersten Tage ab war sein Ziel das Verschwinden, der Tod des ungerechten Lohnsklaventums gewesen, der Quelle des Elends und der Leiden, der verrotteten Unterlage des alten sozialen Baues, der in allen Fugen krachte. Und an dessen Stelle wollte er das andre setzen, die Neuordnung

der Arbeit, die die gerechte Verteilung der Güter im Gefolge haben sollte. Aber welchen langen Weg hatte er zurücklegen müssen, ehe der hochfliegende Wunsch zur Wirklichkeit ward, ehe diese von ihm gegründete glückliche Stadt erstand! Auch hier hatte die Reform an Fouriers Gedanken angeknüpft: Association der Arbeiter, wechselnde, kurz dauernde, angenehme Verrichtung, natürlich sich bildende Gruppen, die sich voneinander sonderten, um sich zu vereinigen, die sich in einem unablässigen Spiel freier Kräfte gegenseitig durchdrangen, welches das Leben selber ist. Die ganze anarchistische Kommune liegt als Embryo in Fourier, denn er, der die gewaltsame Revolution verwarf, der damit begann, die Räder der vorhandenen Gesellschaft zu benutzen, hatte kein andres Ziel, kein andres Ideal, als die Zerstörung dieser Gesellschaft. Lange Zeit hatte also in den Werkstätten der Crêcherie der Lohnarbeiter noch leiden und dulden müssen, während er die Uebergangsstadien der Association durchmachte, die Teilung der Gewinne, den vorbestimmten kleinen Anteil am gemeinsamen Ertrag. Dann hatte er allmählich den Zustand erreicht, der auch die Kollektivisten befriedigte, als ihre Theorie durch ein geregeltes System von Arbeitsgutscheinen in die Wirklichkeit übersetzt worden war. Allein dies war immer nur noch ein verwässertes, verkleidetes Lohnarbeitertum, das unter dieser Maske beharrlich weiterlebte. Und erst die anarchistische Kommune hatte es in einem letzten Schritt vorwärts ganz zerstört, als das Reich der vollkommenen Freiheit und Gerechtigkeit, der allgemeinen Eintracht und Liebe endlich errichtet war. Keinerlei Autorität bestand mehr, die neue Gesellschaftsordnung gründete sich einzig auf die Arbeit, die allen zur Notwendigkeit, die zum Gesetz und zum Kultus geworden war. Sie wurde in einer

unendlichen Zahl von Gruppen ausgeübt, die von den alten Gruppen der Bauhandwerker, der Bekleidungsindustrie, der Metallindustrie, der Fabrikarbeiter einerseits, der Bodenbebauer andrerseits ausgegangen waren, die sich aber unaufhörlich teilten, vermehrten, neu ordneten und einander durchwirkten, so daß sie sich allen individuellen Wünschen und allen Bedürfnissen der Allgemeinheit anpaßten. Keinerlei Hemmnis schränkte die Entfaltung des einzelnen ein, jeder Bürger vervollkommnete sich nach seinem Gefallen in seiner pflichtgemäßen Arbeit, schloß sich so vielen Gruppen an, als er wollte, ging von der Bebauung der Erde zur Fabrikarbeit über, widmete seine Stunden der Beschäftigung, zu der ihn seine Fähigkeit und sein Geschmack hinzog. Es gab keinen Klassenkampf mehr, da es nur noch eine einzige Klasse gab, ein einziges Volk von Arbeitern, die alle gleich reich und gleich glücklich waren, die denselben Unterricht und dieselbe Erziehung genossen hatten, die sich in ihrer Kleidung, in ihrer Häuslichkeit, in ihren Lebensgewohnheiten durch nichts voneinander unterschieden. Und die Arbeit war ihre Königin, ihr Führer, ihr einziger Herr und einziger Gott; denn sie hatte die Menschheit erlöst, als sie nahe daran war, an der Lüge, an der Ungerechtigkeit zu sterben, und hatte sie der Lebenskraft und der Lebensfreude, der Liebe und der Schönheit wiedergegeben.

Wie innig freute sich Lucas, wenn der Morgenwind ihm das Lachen und Singen zutrug, deren frohe Töne ohne Unterlaß seiner Stadt entstiegen! Wie angenehm war jetzt die Arbeit, wie leicht und köstlich! Sie dauerte bloß einige Stunden täglich und bestand nur noch in der Ueberwachung der mächtigen, wunderbar konstruierten Maschinen, die Hände und Füße hatten wie einst die Arbeitssklaven.

Sie versetzten Berge, und sie formten die kleinsten Gegenstände mit unendlicher Sorgfalt. Sie bewegten sich dahin und dorthin, dem kleinsten Wink gehorchend, gleich vernunftbegabten Wesen, die aber weder Ermüdung noch Schmerzen kannten. Dank ihnen hatte der Mensch die Natur besiegt, sie zu seinem Nutzobjekt, seinem Paradies gemacht. Und mit welchen Reichtümern überhäuften sie ihn, mit immer wachsendem Ueberfluß von Blumen und Bodenfrüchten, mit immer größerem Luxus an Gebrauchs- und Kunstgegenständen, so daß jeder Arbeiter viel mehr als er bedurfte von allen Gütern der Welt zur Verfügung hatte und wie ein Fürst von seiner leichten, wenige Stunden währenden Arbeit lebte — er, den einst der Hunger gewürgt hatte, nachdem er in zehnstündiger entsetzlicher Mühsal an seine Galeere geschmiedet gewesen war! Und welch wunderbaren Aufschwung hätte diese verringerte, leicht gewordene Arbeit den Wissenschaften, den Künsten verliehen, indem sie das Gebiet der geistigen Thätigkeit allen öffnete, indem sie so viele Stunden von niedrigen, groben Verrichtungen befreite! In den Laboratorien, die jedermann für Experimente offen standen, verging fast keine Woche, ohne daß eine wertvolle Entdeckung gemacht worden wäre. Das geistige Niveau des ganzen Volkes hob sich mächtig, seitdem jeder einzelne zur Erkennung und Feststellung der Wahrheit angeleitet wurde; die hohen Intelligenzen hörten auf, die Ausnahme zu sein, und die schöpferischen Genies erwuchsen in Menge.

Schon hatte die Chemie die Ernährungsart umgestaltet. Die Erde hätte mögen weder Getreide, noch Oliven, noch Weintrauben hervorbringen, die Laboratorien hätten doch genug Brot, Oel und Wein herstellen können, um die ganze Stadt damit

zu versorgen. In der Physik, und besonders auf dem Gebiete der Elektricität, fuhren die Erfindungen fort die Grenzen des Möglichen hinauszuschieben, verliehen den Menschen die Allmacht von Göttern, die alles wissen, alles sehen, alles können. Und ebenso reich entwickelten sich die Künste, die Schönheit war ins Unendliche vermehrt und erweitert, war ein unermeßlicher Blumengarten geworden, in welchem sich alle Menschen blühenden Schmuck und herrliche Düfte holen konnten. Es gab keinen noch so einfachen Gegenstand, kein Stück des Hausrats oder des gewöhnlichen Gebrauches, das die Kunst nicht in anmutigen Linien und erquickenden Farben hergestellt hätte. Lange hatte mit seinen Fayencen, seinen glasierten Ziegeln und polychromen Friesen als erster das tägliche Leben der Menge verschönert, und nun erhoben sich Legionen von Künstlern, jeder Arbeiter wurde zum Künstler, die Hervorbringungen eines jeden Handwerks waren durchlebt von ursprünglicher Schönheit, von der großen, einfachen Schönheit des bewußt von innen heraus geschaffenen, seiner Bestimmung angeformten Werkes. Und nicht minder reich als die bildenden blühten die andern Künste auf, denn die Volksseele lebte in allen Seelen, alle Seiten des Lebens konnten sich frei entfalten, die Leidenschaften waren aller Fesseln entledigt, alle Liebe wurde gegeben und empfangen. Von dieser schrankenlosen Liebe durchdrungen und befeuert, wurde die Musik zum eigensten Ausdrucksmittel der Empfindungen des Volkes, die Musiker schufen für das Volk aus dem Volke geschöpfte herrliche Gesänge und Melodien, die mit reinem Wohlklang die Theater, die Werkstätten, die Häuser, die Straßen erfüllten. Die Architekten bauten für das Volk weite, prächtige Paläste, die nach seinem Vorbilde geschaffen waren, in ihrer Mächtigkeit und Majestät einheitlich und

doch vielgestaltig wie die Menge, mit all den köstlichen Phantasielaunen der Tausende von Individualitäten, die sie umfaßte. Die Bildhauer bevölkerten mit lebenatmenden Bronze- und Marmorskulpturen die Gärten und Museen, die Maler schmückten mit Scenen aus der täglichen Wirklichkeit die öffentlichen Gebäude, die Bahnhöfe, die Arbeitshallen, die Bibliotheken, die Theater, die Räume der Wissenschaft und der allgemeinen Belustigungen. Und vor allem gaben die Schriftsteller diesem unzählbaren Volke, der ganzen Nation, die ihren Leserkreis bildete, starke, machtvolle, große Werke, aus der Gesamtheit entstammt und für sie geschrieben. Das Genie, der höchste Ausdruck der geistigen Potenz einer Generation, verbreiterte sich in dem Maße, als die Generation durch Freiheit und Wahrheit immer mehr Geisteskräfte gewann. Nie hatte sich das Genie in solcher Herrlichkeit entwickelt. Nicht mehr wurde in Treibhausatmosphäre die tropische Pflanze einer engbegrenzten, aristokratischen Litteratur gezüchtet; aus dem freien, gesunden Boden der ganzen Menschheit erblühten Poesien, in denen das Leben aller erhöhten, verschönten Ausdruck fand, die alle hatten mit ihrem Blute schaffen geholfen, und die wieder zu den Herzen aller drangen.

Mit freudig heiterer Seele, ohne Sorge für die Zukunft, sah Lucas seine Stadt immer noch wachsen, wie ein schönes, kraftvolles, ewig junges Wesen. Von der Schlucht von Brias, zwischen den Hängen der Monts Bleuses hatte sie ihren Ausgang genommen und erstreckte sich nun immer weiter in die Ebene der Roumagne hinein. An schönen Tagen schimmerten ihre weißen Häuser durch die Bäume, ohne daß der geringste Rauch die Reinheit der Luft trübte: es gab keine Schornsteine mehr, die Elektricität hatte überall das Heizen mit Kohle oder

Holz überflüssig gemacht. Der weite blaue Himmel wölbte sich glatt und in makellosem, seidigem Glanze über der Stadt, die immer neu und in glänzender Frische dalag, von Winden durchweht, die kein Rußstäubchen mit sich führten. Und überall, in den Häusern, den öffentlichen Gebäuden, auf den Straßen und Plätzen rauschte das Wasser, das krystallklare Quellwasser, dessen Frische und Reinheit die Menschen gesund und fröhlich machte. Die Bevölkerung vermehrte sich immerzu, neue Häuser wurden gebaut, neue Gärten entstanden. Ein glückliches, freies, brüderliches Volk übt eine mächtige Anziehung aus, so daß alle nachbarlichen Völker widerstandslos zu ihm hingetragen werden. Die kleinen Städte der Umgebung, Saint-Cron, Formeries, Magnolles, hatten dem Beispiel Beauclairs folgen müssen, hatten sich allmählich gruppiert, associiert, und waren schließlich eine Erweiterung der Mutterstadt geworden. Der Erfolg der auf einem kleinen Gebiete durchgeführten Reform reichte hin, um Schritt für Schritt den Bezirk, die Provinz, das ganze Land zu gewinnen. Die verwirklichte allgemeine Wohlfahrt hat unwiderstehliche Kraft, nichts kann ihren Fortschritt aufhalten, wenn die Menschen sie erst erkannt haben und den Weg zu ihr offen sehen. Alle menschlichen Kämpfe sind nichts andres als ein Kampf ums Glück, die Sehnsucht danach bildet den Untergrund jeder Religion, jeder Staatsform. Der Egoismus ist die Bemühung des einzelnen, so viel Glück als möglich an sich zu ziehen. Warum sollte nun nicht der Egoismus des einzelnen ihn dazu treiben, alle seine Mitmenschen als Brüder zu behandeln, sobald er überzeugt ist, daß das Glück eines jeden im Glück aller beruht? Wenn die Interessen früher so wütend gegeneinander ankämpften, so war es nur, weil die alte Gesellschaftsordnung

sie verschiedenartig gestaltete, sie einander gegenüberstellte und den Krieg zur Notwendigkeit, zum Lebensprinzip der einzelnen Menschengruppen machte. Aber sobald der entgegengesetzte Zustand verwirklicht ist, sobald die neugeordnete Arbeit die Güter gerecht verteilt und die befreiten, wohlthätig wirkenden Leidenschaften die Menschen zur Gemeinsamkeit und Eintracht führen, so ist sofort der Frieden hergestellt, und das Glück aller erblüht aus der allgemeinen brüderlichen Liebe. Warum sollten die Menschen kämpfen, wenn ihre Interessen nicht mehr gegeneinander stehen? Wenn die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte die ungeheure Summe von Kraft, Blut und Thränen, die schwere Mühsal zahlloser Generationen, die sie aufgewendet hat, um sich selbst zu zerfleischen, darauf gerichtet hätte, die Welt zu erobern, sich die Naturkräfte zu unterwerfen, so wäre sie seit langem die unbestrittene, herrlich thronende Königin der Wesen und Dinge. An dem Tage, wo sie ihres tollen Wahnwitzes inne wurde, wo der Mensch aufhörte, ein reißender Wolf für den Menschen zu sein, wo alle sich im gemeinsamen Wirken für das gemeinsame Glück vereinigten, wo sie auf die Bezwingung der Elemente die Körperanstrengung und die Geisteskräfte verwendeten, die sie früher damit vergeudet hatten, sich von Individuum zu Individuum, von Klasse zu Klasse, von Nation zu Nation zu verderben —, an dem Tage hatte die Menschheit den Weg zum Reich des Glückes angetreten. Es ist nicht wahr, daß ein Volk, dessen Bedürfnisse alle befriedigt wären, das nicht mehr den Kampf ums Dasein zu führen brauchte, allmählich die Lebenskraft verlieren und in Schlafsucht und Stumpfsinn versinken würde. Die Sehnsucht, das Ideal wird immer grenzenlos bleiben, es wird immer noch Unbekanntes zu erobern

geben. Aus jedem erfüllten Wunsche wird immer eine neue Begierde entstehen, und das Streben, ihr zu genügen, wird die Menschen immer wieder befeuern und sie zu Helden der Wissenschaft und Kunst machen. Gleich dem Ideal ist die Begierde grenzenlos, und wenn die Menschen so lange gegeneinander gekämpft haben, um einander das Glück zu entreißen, so werden sie dann alle gemeinschaftlich kämpfen, um es immerfort zu vermehren, um es zu einem großen, von Genuß und Jubel überquellenden Festschmause zu machen, an welchem die gesteigerten Leidenschaften von Milliarden von Menschen sich ersättigen können. Es wird dann nur noch Helden auf der Welt geben, und jedes Kind wird bei seiner Geburt die ganze Erde, den grenzenlosen Himmel, die segensreiche, lebenspendende Sonne als Patengeschenk empfangen.

Und mit weiter Gebärde seine glorreiche Stadt umfassend, wiederholte der glückliche Lucas immer wieder, daß nur die Liebe alle diese Wunder gewirkt hatte. Die Liebe hatte den Samen ausgestreut, der heute in unerschöpflichen Ernten von Güte und Brüderlichkeit aufging. Vom ersten Tage ab hatte er das Bedürfnis empfunden, die Stadt durch das Weib und für das Weib zu gründen, wenn es fruchtbar, begehrenswert und schön bleiben sollte. Dadurch, daß er das Weib errettet, daß er Josine auf den Platz einer schönen, geachteten und geliebten Frau gestellt hatte, war der erste Schritt zur Verbrüderung, zum sozialen Frieden, zum freien und gerechten, auf Gemeinsamkeit beruhenden Leben aller gethan. Dann hatte die neue Methode der Erziehung und des Unterrichts, indem sie die Geschlechter miteinander vermischte und ihnen dieselbe Geistesbildung gab, sie zu vollkommenem gegenseitigen Verständnis und zu inniger Eintracht ge-

führt, so daß sie fortan nur dem einen Ziele lebten, viel zu lieben, um viel geliebt zu werden. Glück schaffen war die weiseste, die vernunftgemäßeste Form, selbst glücklich zu sein. Und die Liebe blühte frisch und natürlich zwischen den jungen Paaren empor, die Wahl der Herzen, die Vereinigung der Liebenden war vollkommen frei, keinerlei Gesetz oder Zwang beherrschte die Ehe, die einzig und allein auf dem gegenseitigen Einverständnis beruhte. Der junge Mann und das Mädchen kannten einander von der Schule an, hatten in denselben Werkstätten gearbeitet, und wenn sie sich einander gaben, so war dies nur die Blüte einer langen Freundschaft. Sie gaben sich einander fürs Leben, die langen, treuen Ehen bildeten die große Ueberzahl, die Gatten alterten miteinander, nachdem sie miteinander aufgewachsen waren, im köstlichen Austausch ihrer Wesen, in gleichen Rechten, im gleichen Lebensgenusse. Es war ihnen jedoch volle Freiheit gegeben, sich zu trennen, wenn sie sich nicht mehr vertrugen, und die Kinder blieben dem einen oder andern, je nach Vereinbarung, oder der Gemeinschaft, wenn sie sich nicht einigen konnten. Der erbitterte Zweikampf zwischen Mann und Weib, alle die Fragen, die so lange Zeit die beiden Geschlechter als wütende, unversöhnliche Feinde einander gegenüber gestellt hatten, waren auf die einfachste Weise beseitigt, durch die vollkommene Befreiung der Frau in allen Dingen, durch ihre Stellung als ebenbürtige Gefährtin des Mannes, als gleich berechtigte und gleich unentbehrliche Hälfte eines Ganzen. Sie konnte ehelos bleiben, wenn sie wollte, konnte wie ein Mann leben, in allen Stücken und in jedem Betracht die Rolle eines Mannes ausfüllen. Aber warum hätte sich eine selbst verstümmeln, die Begierde verleugnen, sich abseits vom Leben stellen sollen? Es giebt

nur ein vernunftgemäßes Thun, nur eine Schönheit, und das ist, das Leben ganz zu leben, so vollständig, als es möglich ist. Gar bald hatte sich daher auch der natürliche Zustand von selbst entwickelt, auch hier war Friede eingetreten zwischen den versöhnten Geschlechtern, die beide ihr Glück im gemeinsamen Glück der Ehe fanden, die endlich die Freuden einer Verbindung genossen, an welcher niedrige Berechnung und Konvenienz keinen Teil hatten. Wenn zwei Liebende in blühender Jugend sich in einer lauen Nacht den Verlobungskuß gaben, so waren sie vollkommen gewiß, daß nur die Liebe sie vereinigte. Keins von ihnen konnte sich dem andern um Geld verkaufen, und ihre Familien hatten sicherlich nicht über ihre Verkuppelung verhandelt wie über einen Viehkauf.

So entfaltete sich die Liebe in voller Freiheit, die gesunde, geläuterte Begierde wurde zum köstlichen Duft, zur Flamme, zum Feuerherd des Daseins. Und die Liebe verbreitete sich, erweiterte sich, wurde allgemein und allgegenwärtig, entstand in dem jungen Paare, ging auf die Mutter, den Vater, die Kinder, die Verwandten, die Nachbarn, die Mitbürger, auf alle Menschen der Menschheit über, in immer mehr sich verbreiternden Wellen, in einem unendlichen Meer, das die ganze Welt überflutete. Die Liebe war gleich der reinen Luft, daran jede Brust sich erquickte, ein einziger Hauch brüderlicher Liebe wehte über alle Wesen hin, sie allein hatte die so lange ersehnte Einigkeit, die göttliche Harmonie verwirklicht. Endlich im Gleichgewicht schwebend gleich den Gestirnen, bewegt durch die Gesetze der Gerechtigkeit, der Gemeinsamkeit und der Liebe, glitt die Menschheit, fortan unzerstörbar glücklich, durch die endlose Ewigkeit hin. Dies war die immer wieder erneute, die unermeßliche Ernte der

Liebe und Güte, die Lucas jeden Morgen überall aufsprießen sah, aus allen Furchen, die er so reich besät hatte, aus seiner ganzen Stadt, wo er in den Schulen, in den Werkstätten, in jedem Hause, und in jedes Herz den guten Samen seit so vielen Jahren mit vollen Händen ausgestreut hatte.

„Seht nur, seht nur!“ rief er manchmal heiter lächelnd, wenn Josine, Soeurette und Suzanne am Morgen seinen am offenen Fenster stehenden Sessel umgaben, „seht nur, die Bäume haben sich wieder mit Blüten bedeckt, und wieder scheinen Küsse von Dach zu Dach zu fliegen wie die Singvögel. Seht, dort rechts und dort links flattert die Liebe in der aufgehenden Sonne.“

Die Frauen stimmten liebevoll in seinen scherzenden Ton ein.

„Freilich,“ sagte Josine. „Da über diesem Hause mit den blauen, weißbesternten Dachziegeln schwebt ein starkes Flimmern der Sonnenstrahlen, welches die im Innern herrschende große Fröhlichkeit verrät. Da muß ein Liebespaar seine Hochzeitsnacht gefeiert haben.“

„Und seht dort drüben,“ sagte Soeurette, „wie in dem Hause, dessen Fassade aus mit Rosen bemalten Fayencen gebildet ist, die Fenster leuchten, als wären es aufgehende Gestirne. Da drinnen ist sicherlich ein Kind geboren worden.“

„Und überall, über allen Häusern, über der ganzen Stadt,“ sagte Suzanne, „strömen die Sonnenstrahlen hernieder und schießen wieder empor wie goldene Halme auf einem großen Liebesfelde von überreicher Fruchtbarkeit. Ist es nicht der allgemeine Friede, die allgemeine Eintracht, die hier jeden Tag wächst und geerntet wird?“

Lucas hörte ihnen beglückt zu. Welch herrlichen Lohn, welch köstliches Geschenk hatte ihm die Liebe

gegeben, indem sie ihn im hohen Alter mit diesen drei Frauen umgab, deren Gegenwart seine letzten Tage mit Duft und hellem Glanz verschönte! Nirgends war die Saat der Liebe so herrlich aufgegangen wie in seinem Hause, neben ihm, um ihn erwuchs ihre reichste, wundervollste Ernte. Drei Frauen liebten ihn, umgaben ihn mit zärtlicher Sorgfalt, mit einem Kultus der Hingebung und Vergötterung. Sie waren unendlich gut, unendlich liebevoll, aus ihren stets heiteren Augen strahlte ihm milde Lebensfreude entgegen, ihre weichen, sanften Hände pflegten ihn und stützten ihn bis an die Schwelle des Grabes. Sie waren schon sehr alt, ganz weißhaarig, ganz zart und vergeistigt, reinen, hellen, hohen Flammen vergleichbar, die in ewig junger Leidenschaft für den großen Greis brannten. Er lebte noch immer, und sie lebten für ihn, blieben gesund und kräftig trotz ihrer Jahre, bildeten seine Glieder, seine Organe, die sein Wille, sein Geist in Thätigkeit setzte, gingen hin und her, während er in seinem Sessel blieb, waren ihm unablässig zur Seite als Wärterinnen und Wirtschafterinnen, als Gefährtinnen, die sein langes Leben verlängerten und erweiterten, über die menschlichen Grenzen hinaus.

Josine, achtundsiebzig Jahre alt, blieb die Geliebte, die Eva, die einst von der Sünde und dem Leiden errettet worden. Sehr zart, wie eine verblaßte, getrocknete Blume, die noch ihren Duft behalten hat, besaß sie noch immer ihre schlanke Geschmeidigkeit und Anmut. Unter den Sonnenstrahlen schimmerte auf ihren weißen Haaren der Goldglanz der Jugend wieder auf. Und Lucas liebte sie noch immer wie an dem fernen Tage, wo er ihr hilfreiche Hand geboten, wo er in ihr das leidende Volk, das gequälte Weib heiß bemitleidet hatte, wo

er sie als die Bejammernswerteste, die Gepeinigteste erwählt hatte, um mit ihr, wenn er sie retten konnte, alle Enterbten der Welt zu retten, die in Schmach und Entbehrung ihr Leben vertrauerten. Noch heute küßte er verehrungsvoll ihre verstümmelte Hand, die Verletzung, die ihr die ungerechte Arbeit zugefügt hatte, das Wundmal, das ihr von der Folter der Lohnsklaverei geblieben war, von welcher er, dank seiner Liebe und seinem Mitleid für sie, die Arbeiter hatte befreien können. Um seine Mission der Erlösung und Errettung ganz zu erfüllen, konnte er nicht unfruchtbar bleiben; er fühlte, daß er einer Frau bedurfte, um stark und vollständig zu sein, um seinen Brüdern eine bessere Zukunft erkämpfen zu können. Nur aus dem Liebespaare, aus der Fruchtbarkeit des Weibes konnte das neue Volk entspringen. Mit den Kindern, die sie ihm gebar, hatte sein Werk sich fortgepflanzt, sich verewigt. Und auch sie liebte ihn, wie sie ihn am ersten Tage geliebt hatte, mit demütiger Anbetung, mit überströmender Dankbarkeit, mit leidenschaftlicher Begierde, deren unauslöschliche Flamme das Alter nicht geschwächt hatte.

Soeurette, gleich Lucas fünfundachtzig Jahre alt, war die thätigste der drei Frauen und von früh bis Abend auf den Beinen. Seit langem schien sie nicht mehr zu altern, sie war fast noch kleiner und zarter geworden, aber vom Alter eigenartig verschönt. Einst so schmächtig, unhübsch und reizlos, war sie nun eine allerliebste kleine Alte, eine weiße Maus, mit funkelnden Augen. Als sie damals vor vielen Jahren die entsetzliche Herzenskrise durchgemacht hatte, als sie den durchbohrenden Schmerz erfahren mußte, daß sie liebte, ohne wiedergeliebt zu werden, da hatte ihr ihr Bruder wohl vorausgesagt, daß sie verzichten, daß sie dem Glücke der

andern das Opfer ihres Herzens bringen würde. Und sie hatte von Tag zu Tag mehr verzichtet, und die Entsagung war ihr zur Quelle einer reinen Freude, einer göttlichen Heiterkeit geworden. Sie liebte Lucas nach wie vor, sie liebte ihn in jedem seiner Kinder und Enkel, bei deren Pflege und Erziehung sie Josinen helfend zur Seite stand. Sie liebte ihn unveränderlich und mit einer immer tieferen, von allem Egoismus freien Leidenschaft, mit einer keuschen, schwesterlichen, mütterlichen Liebe. Die zarte Sorgfalt, die unvergleichliche Pflege, die sie ihrem Bruder hatte zu teil werden lassen, die widmete sie jetzt dem Freunde; sie wachte unablässig über ihm, um jede Stunde seines Lebens genußreich zu machen, und fand ihr höchstes Glück in dieser schrankenlosen Hingabe eines ganzen langen Lebens, in dieser anbetenden Freundschaft, die so süß war wie die Liebe.

Suzanne, achtundachtzig Jahre alt, war die Aelteste, die Ernste, die Ehrwürdige. Ihre zarte Gestalt war ungebeugt, auf ihrem feinen Gesichte lag noch immer die Schönheit, die auch in der Jugend sein einziger Reiz gewesen war, die Schönheit der Herzensgüte und der nachsichtsvollen Klugheit, und in ihren Augen lebte noch die alte Hilfsbereitschaft, das Mitgefühl mit den Leiden und Freuden andrer. Aber ihre Füße waren schwach geworden, und sie verbrachte nun den größten Teil des Tages neben Lucas sitzend, um ihm Gesellschaft zu leisten, während Josine und Soeurette geräuschlos schafften und hin und her gingen. Auch sie hatte ihn unendlich geliebt in den traurigen Tagen ihrer Ehe, hatte in ihrem Herzen, ihr selbst unbewußt, die Leidenschaft für ihn bewahrt als Trost und Stütze in ihrem Unglück. Ohne es zu wissen, hatte sie mit allen Fasern ihres Wesens zu ihm

hingestrebt, hatte um seine Gestalt ihren Traum von einem edeln Manne und Helden gewoben, dem sie hätte mögen als helfende Gefährtin, als liebende Gattin zur Seite stehen. Und an dem Tage, da ihr die Sprache ihres Herzens verständlich geworden war, hatte sie ihren Helden in den Armen einer andern Geliebten gefunden, und nur als Freundin konnte sie fortan einen Platz neben ihm, an seinem Herde finden. Diesen Platz der Freundin nahm sie nun seit vielen, vielen Jahren ein, wirkte mit ihm und für ihn mit unendlicher Sanftmut, in vollkommener Heiterkeit der Seele, hatte endlich den Frieden gefunden in der innigen Geistes- und Gefühlsgemeinschaft, die sie mit dem Manne verband, der ihr Bruder geworden war. Und zweifellos war diese Freundschaft für sie so wie für Soeurette nur so köstlich dank dem Feuerherd der Liebe, dem sie entstammte und dessen ewige Glut sie bewahrte.

So verbrachte Lucas den Abend seines Lebens, sehr alt, sehr groß, sehr schön, umgeben von der Liebe dieser drei alten, schönen, großen Frauen. Er war gesund und stark geblieben, die Last seiner fünfundachtzig Jahre hatte seine hohe Gestalt nicht gebeugt. Nur die Beine versagten ihm den Dienst, wie um ihn jetzt, da seine Stadt vollendet war, als glücklichen Zuschauer an das Fenster zu bannen. Ueber seiner hohen Stirn war die unverminderte Fülle seiner Haare erbleicht und umgab seinen Kopf mit der üppigen weißen Mähne eines greisen Löwen. Und seine letzten Tage waren durchleuchtet und durchduftet von der hingebungsvollen Zärtlichkeit, mit der ihn Josine, Soeurette und Suzanne umgaben. Er hatte sie alle drei geliebt, er liebte sie alle drei mit der umfassenden Liebe, aus der sich so viel Zeugungskraft, so viel Brüderlichkeit, so viel Güte ergossen, die einem Strome glich, in welchem

das Leben mit allen seinen Leidenschaften rollte, einem gewaltigen Flusse, aus welchem alle Herzen trinken konnten. Das geliebte Weib und die Freundinnen, er umfing sie alle drei mit derselben menschlichen Umarmung, um immer mehr Leben, immer mehr Glück zu schaffen.

Aber es kam die Zeit, wo Anzeichen zu Tage traten, daß Lucas sich dem Ende seiner Tage näherte. Gleich Jordan sollte er sterben, nun, da sein Werk vollbracht war. Eine Schläfrigkeit senkte sich auf ihn herab, ein langsames Niederschatten wohlverdienter Ruhe, der er mit heiterer Seele entgegenharrte. Fröhlich sah er den Tod herankommen, er wußte, daß er notwendig, daß er süß sei, er bedurfte keiner lügenhaften Versprechung eines Himmelreichs, um ihn festen Herzens zu empfangen. Der Himmel war nun auf Erden errichtet; indem so viel Wahrheit und Gerechtigkeit als möglich zur Herrschaft gelangten, wurde das Ideal verwirklicht, alles menschliche Glück errungen. Jedes Wesen bleibt unsterblich in den Wesen, die aus ihm geboren sind, der Strom der Liebe schwillt immerzu, wälzt sich in die Ewigkeit fort und sichert die Unsterblichkeit allen denen, die gelebt, geliebt, gezeugt haben. Lucas wußte, daß er nach seinem Tode immer wieder auferstehen würde in den zahllosen Menschen, deren freieres, glücklicheres Dasein er erstrebt und begründet hatte. Darin lag die einzige und schönste Gewißheit eines ewigen Lebens, und sie erfüllte ihn mit köstlichem Frieden. Er hatte die Menschen unendlich geliebt, hatte sein Dasein darauf gewendet, ihr Los zu erleichtern, und er fand seine Belohnung und seine Seligkeit darin, in ihnen zu entschlafen, in immer glücklicheren künftigen Generationen den Segen seines Werkes mitzugenießen.

Josine, Soeurette und Suzanne sahen wohl mit

Bangen, daß er allmählich einschlummerte, aber sie wollten gleichwohl nicht traurig sein. Jeden Morgen öffneten sie weit die Fenster, damit die wohlthätige Sonne ungehemmt hereindringen könne, jeden Morgen schmückten und durchdufteten sie das Zimmer mit Blumen, den Sinnbildern der Jugend. Vor allem aber, da sie wußten, wie Lucas die Kinder liebte, umgaben sie ihn täglich und stündlich mit einer Schar fröhlicher Knaben und Mädchen, deren blonde und braune Köpfchen ebenfalls Blumen glichen, die im Erblühen begriffen waren, die die Kraft und Schönheit der künftigen Jahre in sich bargen. Und Lucas blickte mit zärtlichem Lächeln auf die um seinen Sessel tollende kleine Welt und folgte heiteren Herzens ihren kindlichen Spielen, beglückt, daß er inmitten so reiner Freude, inmitten so blühender Hoffnung von hinnen gehen sollte.

An dem Tage nun, da der gerechte, der gute Tod um die Abenddämmerung kommen sollte, versammelten die drei Frauen, die seine Annäherung in dem lichten Schimmer der Augen des großen Greises sahen, seine Urenkelkinder um ihn her, die ganz Kleinen, deren Gesichtchen den letzten Augenblick am meisten mit Jugendblüte und Zukunftshoffnung verschönern würden. Und die Kleinen brachten andre Kleine mit und auch Größere, die Nachkommen der Arbeiter, deren gemeinsame Anstrengung damals die Crêcherie begründet hatte. Es bot einen wundervollen Anblick, dieses von Sonnenlicht, Blumen und Kindern erfüllte Zimmer, und mitten unter den Kindern der greise Held, der weißmähnige Löwe, der sich für jedes einzelne von ihnen interessierte, jedes erkannte und mit Namen nannte.

Ein großer Junge von achtzehn Jahren, François, Sohn von Hippolyte Mitaine und Laure Fauchard, stand da und sah ihn an, bemüht, die Thränen

zurückzudrängen, die in seinen Augen standen. Lucas rief ihn zu sich.

„Komm her und gieb mir die Hand, mein schöner François. Du darfst nicht traurig sein, du siehst, wie fröhlich wir alle sind. Du bist wieder größer geworden, aus dir wird einmal ein prächtiger Liebhaber werden. Sei brav, mein Sohn, und werde ein wackerer Mann!“

Hierauf sprach er zwei fünfzehnjährige Mädchen an, Amélie, Tochter von Alexandre Feuillat und Clémentine Bourron, und Simonne, Tochter von Adolphe Laboque und Germaine Yvonnot.

„Ah, ihr seid fröhlich, meine schönen Kinder, und ihr habt recht. Kommt her, daß ich euch auf eure frühlingsfrischen Wangen küsse, und seid nur immer fröhlich und schön, darin liegt das Glück.“

Dann befaßte er sich nur noch mit den Seinen, deren Zahl sich unaufhörlich vermehrte. Zwei seiner Enkelkinder waren da, ein Mädchen von achtzehn Jahren, Alice, Tochter von Charles Froment und Claudine Bonnaire, und ein Junge von sechzehn, Richard, Sohn von Jules Froment und Céline Lenfant. Es waren nur diese Jüngsten berufen worden, denn alle verheirateten Enkel mit ihren Frauen und Kindern hätten in dem Zimmer nicht Platz gefunden. Lucas rief mit zärtlichem Lächeln Alice und Richard zu sich heran.

„Meine blonde Alice, du bist nun heiratsfähig, wähle dir einen jungen Mann, der gesund und fröhlich ist wie du. Ah, du hast nicht erst meinen Rat abgewartet, wie? Um so besser! Liebet euch treu und habet Kinder, die fröhlich und gesund sind wie ihr! — Und du, Richard, mein Junge, du kommst nun in eine Schuhmacherwerkstatt in die Lehre, und außerdem liebst du die Musik, wie ich weiß. Arbeite und singe, sei fleißig und genial!“

Da liefen vier ganz Kleine auf einmal herbei und versuchten, seine Kniee zu erklettern. Es waren drei Knaben und ein Mädchen, alle vier seine Urenkel. Er nahm zuerst den ältesten, Georges, sieben Jahre alt, Sohn von Maurice Morsain und Berthe Jollivet, die Cousin und Cousine waren, er Sohn von Raymond Morsain und Therese Froment, sie Tochter von André Jollivet und Pauline Froment.

„Komm her, mein kleiner Georges, Enkel meiner beiden Töchter, meiner schwarzen Therese und meiner blonden Pauline! Deine Augen waren so wie die meiner Pauline, und nun werden sie so wie die meiner Therese. Und dein rotes, lachendes Mäulchen, von wem ist es, von meiner Therese oder meiner Pauline? Küsse mich fest, recht fest, mein kleiner Georges, damit du noch lange, lange an mich zurückdenkst."

Dann kam die Reihe an den kaum fünfjährigen Grégoire Bonnaire. Er war der Sohn von Félicien Bonnaire und Helene Jollivet, jener ein Sohn von Séverin Bonnaire und Léonie Gourier, diese eine Tochter von André Jollivet und Pauline Froment.

„Wieder ein kleiner Abkömmling meiner Pauline! Nicht wahr, Grégoire, Großmama Pauline ist eine gute Großmama und hat die Hände immer voll guter Sachen? Und mich, den Urgroßpapa, mich hast du recht lieb, nicht wahr, mein Grégoire, und wirst immer brav und gut sein, wenn du an mich denkst? Küß mich fest, recht fest!"

Endlich nahm er die letzten, Clément und Luce, Bruder und Schwester, zugleich auf beide Kniee. Clément war fünf, Luce zwei Jahre alt. Sie waren die Kinder von Ludovic Boisgelin und Mariette Froment. Ihre rosigen Gesichtchen erweckten eine Flut von Erinnerungen: Ludovic, Sohn von Paul Boisgelin und Antoinette Bonnaire, Mariette,

Tochter von Hilaire Froment und von Colette, der Reizenden, der ältesten Tochter Nanets und Nises! Die Familien Delaveau, Boisgelin, Bonnaire vermischt mit den Froment blühten neu auf unter ihren reinen Stirnen, die von seidigen Locken umgeben waren.

„Kommt her, mein süßer Clément, meine süße Luce, meine kleinen Lieblinge. Wenn ihr wüßtet, was ich in euren glänzenden Augen sehe, was ich da drinnen lese! . . . Du, mein kleiner Clément, du bist schon sehr stark und sehr brav, ich weiß alles von deinem Großvater Hilaire, der sich sehr darüber freut, daß du immer lachst. Und du, meine kleine Luce, du bist noch so klein, kannst noch kaum sprechen, bist aber doch schon ein braves, gutes Mädchen, denn du weinst nie und streckst immer lustig deine Händchen der lieben Sonne entgegen. Auch ihr müßt mich küssen, meine schönen, süßen Kinder, das Beste, was von mir da bleibt, meine Kraft und meine Hoffnung!“

Die andern waren auch herangekommen, und er hätte mögen zwanzig Arme haben, um sie alle nehmen und an sein Herz drücken zu können. Ihnen vertraute er die Zukunft an, ihnen vermachte er sein Werk, als den frischen Kräften, die es immerfort erneuern und erweitern sollten. Immer hatte er seine Zuversicht auf die Kinder, auf die künftigen Generationen gesetzt, daß sie das Werk des allgemeinen Glücks vollenden würden. Und diesen geliebten Kindern, die seinem Blut entstammten, die ihn so fröhlich und zärtlich umdrängten, welches Vermächtnis an Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte hinterließ er ihnen, mit welcher Begeisterung gab er ihnen die Verwirklichung seines Ideals einer vollkommen freien und glücklichen Menschheit anheim!

„Geht, geht, meine geliebten Kinder! Seid brav, seid gerecht und gut. Erinnert euch daran, daß ihr mich heute alle geküßt habt, denkt meiner immer in Liebe, und liebet euch immer untereinander! Ihr werdet eines Tages wissend werden, werdet thun, was wir gethan haben, und eure Kinder werden thun, was ihr gethan habt, viel arbeiten, viel lieben, viel leben. Einstweilen aber geht und spielt, geliebte Kinder, seid froh, lustig und gesund!“

Josine, Soeurette und Suzanne wollten nun die lärmende Schar verabschieden, da sie sahen, daß Lucas allmählich schwächer wurde. Aber er wollte es nicht haben, er wollte die Kinder in seiner Nähe behalten, um mitten in ihrer lauten, lachenden Lustigkeit sanft zu entschlummern. Sie einigten sich schließlich dahin, daß die Kinder unten im Garten bei seinem Fenster spielen sollten. Da konnte er sie sehen, konnte sie hören und sein Herz an ihnen erfreuen bis zum letzten Augenblick.

Die Sonne sank am Himmel, eine mächtige Sommersonne, unter deren Strahlen die ganze Stadt erglänzte. Das Zimmer war erfüllt von leuchtendem Gold, wie von einem Glorienschein, und Lucas saß von dieser Pracht umflutet in seinem Sessel und blickte lange schweigend auf den weiten Horizont. Ein tiefer Friede breitete sich aus, Josine und Soeurette hatten ihre Arme zu beiden Seiten auf die Lehne des Sessels gestützt, während Suzanne sitzend ebenfalls träumerisch weit hinausblickte. Da begann Lucas mit langsamer, gleichsam allmählich sich entfernender Stimme zu sprechen.

„Ja, da liegt sie, unsre liebe Stadt, unser verjüngtes Beauclair, und ihre Dächer und hellen Fenster glänzen in der Abendsonne. Und die benachbarten Städte Brias, Magnolles, Formeries, Saint-Cron haben dem mächtigen Zug unsers Bei-

spiels nicht widerstehen können, auch sie haben sich verjüngt und sind glückliche und freie Gemeinwesen geworden. Aber jenseits dieses weiten Horizonts, dort hinter den Wällen der Monts Bleuses und dort über die Fläche der Roumagne hinaus, wie steht es in der weiten Welt, wo halten die Länder und Völker in ihrem schweren Kampfe, auf dem langen, qualvollen Wege zum Reich des Glücks?"

Wieder schwieg er, in Gedanken verloren. Er wußte wohl, daß die Evolution sich überall mit von Tag zu Tag sich steigernder Gewalt und Schnelligkeit vollzog. Von den Städten hatte sich die Bewegung den Provinzen mitgeteilt, dann dem ganzen Lande, dann den benachbarten Ländern. Es gab keine Grenzen, keine unübersteiglichen Berge, keine trennenden Ozeane mehr, die Befreiung flog mit mächtigen Schwingen von Kontinent zu Kontinent, fegte die Regierungen und Religionen hinweg und vereinigte alle Nationen. Aber diese Neugestaltung der Menschheit vollzog sich nicht überall in derselben Art. Während Beauclair, dank dem im kleinen versuchten, gelungenen Experiment der Association, sich ohne allzu schwere Kämpfe verwandelte und in langsamem Vorschreiten alle Freiheiten eroberte, brachen anderwärts heftige Revolutionen aus, begleitet von Feuersbrünsten und blutigen Metzeleien. Nicht zwei benachbarte Staaten hatten denselben Weg eingeschlagen, auf den verschiedensten Straßen strebten die Völker dem Reiche des Glückes zu, wo sie, endlich in Brüderlichkeit vereint, nur noch eine einzige menschliche Gemeinschaft bilden sollten.

Träumerisch, mit schwächer werdender Stimme sagte Lucas wieder:

„Ach, ich wüßte gern, ja, ehe ich von meinem Werke scheide, wüßte ich gern, wie weit bis heute die große Umwandlung reicht. Ich würde besser schlafen, ich

würde mehr glückliche Gewißheit, mehr frohe Hoffnung mit mir nehmen."

Wieder trat Schweigen ein. Die drei Frauen sahen gleich ihm in die weite Ferne hinaus, in tiefes Sinnen verloren.

Dann begann Josine:

„Ein Reisender, der aus fernen Ländern kam, hat mir folgendes erzählt. In einer großen Republik waren die Kollektivisten zur Herrschaft gelangt. Jahrelang hatten sie heftige politische Kämpfe geführt, um sich des Parlaments und der Regierung zu bemächtigen; aber sie konnten ihr Ziel nicht auf gesetzlichem Wege erreichen, sie mußten zu dem Gewaltmittel des Staatsstreiches greifen, als sie sich kräftig genug fühlten und sicher waren, das Volk auf ihrer Seite zu haben. Sogleich gingen sie daran, ihr Programm mit Hilfe von Gesetzen und Verordnungen vollständig auszuführen. Es wurde die vollkommene Enteignung ausgesprochen, alle Besitztümer der einzelnen wurden Gemeingut, alle Arbeitsmittel standen zur freien Verfügung der Arbeitenden. Es gab keine Grundbesitzer, keine Kapitalisten, keine Fabrikherren mehr, der Staat umfaßte und beherrschte alles, war der einzige Grundbesitzer, Kapitalist und Fabrikherr, regulierte und verteilte das soziale Leben. Aber dieser gewaltige Umschlag, diese plötzliche und radikale Veränderung vollzog sich natürlich nicht ohne schreckliche Kämpfe. Die herrschenden Klassen ließen sich ihre Güter, wenn sie auch geraubt waren, nicht so ohne weiteres entreißen, und auf allen Seiten erhob sich furchtbarer Widerstand. Manche Hausbesitzer ließen sich lieber auf der Schwelle ihres Hauses töten, als daß sie sich hätten daraus verdrängen lassen. Andre zerstörten ihr Eigentum, ersäuften die Bergwerke, rissen die Eisenbahnschienen auf, sprengten die Fabriken in die Luft, während die Kapitalisten ihre

Papiere verbrannten und ihr Gold ins Meer warfen. Manche Häuser mußten förmlich belagert, manche Städte erstürmt werden. Jahrelang wütete der schreckliche Bürgerkrieg, das Straßenpflaster wurde von Blut gerötet, und die Flüsse führten Leichen mit sich. Dann hatte der allumfassende Staat große Schwierigkeiten, um die neue Ordnung der Dinge ohne Stockung durchzuführen. Die Arbeitsstunde war die Werteinheit geworden, und Gutscheine ermöglichten den Austausch der Werte. Vorerst wurde eine statistische Kommission eingesetzt, die über die Produktion wachte und die Erzeugnisse nach Maßstab der Leistung eines jeden verteilte. Dann wurden noch weitere Kontrollestellen notwendig, und allmählich entwickelte sich eine sehr komplizierte Organisation, die die Maschinerie der neuen Gesellschaftsordnung ungemein belastete und ihren Gang erschwerte. Immer mehr wurden die Menschen in die Kaserne der Gleichmäßigkeit wie Soldaten eingereiht, immer enger in geradlinige Zellen gezwängt... Und dennoch vollzog sich die Evolution, es war gleichwohl ein Schritt zur Brüderlichkeit geschehen, die Arbeit wurde wieder in ihren Ehrenplatz eingesetzt, die Güter in immer gerechterer Weise verteilt. Der Weg führte unausweichlich zur Vernichtung des Lohnsklaventums und des Kapitals, zum Verschwinden des Handels und des Geldes. Und heute ist, wie mir berichtet wurde, dieser von so vielen Katastrophen heimgesuchte, in so viel Blut gebadete kollektivistische Staat endlich des Friedens teilhaftig geworden, und seine freien, arbeitenden Bürger leben in brüderlicher Gemeinsamkeit."

Josine schwieg und sah wieder hinaus in die Weite des Himmels. Und Lucas sagte leise:

„Ja, ja, das ist einer der blutigen Wege, einer von denen, die ich nicht einschlagen mochte. Aber

was verschlägt es heute, da er doch zu derselben Einigkeit, zu derselben Harmonie geführt hat!"

Dann sprach Soeurette, die Blicke hinausgerichtet auf die weite Welt jenseits der mächtigen Wände der Monts Bleuses:

„Auch ich habe viele schreckliche Begebenheiten von Augenzeugen erzählen hören. In einem mächtigen Nachbarreiche haben die Anarchisten den alten gesellschaftlichen Bau mit Pulver und Dynamit in die Luft gesprengt. Das Volk hatte so viel gelitten, daß es sich mit ihnen verband, das befreiende Werk der Zerstörung vollendete und die verrottete alte Welt bis auf das letzte Stäubchen wegtilgte. Viele, viele Nächte hindurch flammten die Städte wie die Fackeln, und die Luft war erfüllt von dem Geheul der ehemaligen Tyrannen, die erschlagen wurden und die nicht sterben wollten. Die blutige Sündflut war hereingebrochen, die von den anarchistischen Propheten so lange als notwendig und unvermeidlich war verkündigt worden. Dann begann die neue Zeit. Die Losung war nicht: ‚Jedem nach seinen Werken', sondern ‚Jedem nach seinen Bedürfnissen'. Der Mensch hat ein unvertilgbares Recht an das Leben, an Wohnung, Kleidung und tägliches Brot. Alle Güter waren somit zusammengelegt und hierauf an alle verteilt worden, und man begann erst dann den einzelnen einzuschränken, als nicht mehr so viel für alle da war. Wenn die ganze Menschheit arbeitete, wenn die Natur in zweckvoller und wissenschaftlicher Weise ausgenützt wurde, mußte eine unberechenbare Menge von Gütern entstehen, ein ungeheurer Reichtum, der alle Bedürfnisse einer verzehnfachten Bevölkerung im Ueberfluß befriedigen konnte. Wenn einmal die räuberische und parasitische Gesellschaft verschwunden war, samt dem Gelde, der Quelle alles Verbrechens, samt den grausamen Vergeltungs- und Unterdrückungs-

gesetzen, der Quelle aller Ungerechtigkeit, dann kam das Reich des Friedens und der vollkommenen Freiheit, in welchem das Glück eines jeden im Glück aller beruhte ... Und es gab keinerlei Macht mehr, keinerlei Gesetze, keinerlei Regierung. Die Anarchisten hatten zum Eisen und Feuer gegriffen, zur blutigen Ausrottung alles Bestehenden, weil sie der Ueberzeugung waren, daß sie die alten monarchistischen und religiösen Atavismen nur dann gründlich zerstören, die Machthaberei jeder Art nur dann mit ihren letzten Keimen zerdrücken konnten, wenn sie das jahrhundertealte Geschwür erbarmungslos mit dem glühenden Eisen behandelten. Mit einem einzigen Streiche mußten alle lebenden Bande mit der verderblichen, despotischen Vergangenheit durchhauen werden, wenn sie nicht wieder verwachsen sollten. Jedes politische Mittel war wirkungslos und unheilvoll zugleich, weil Politik notwendigerweise aus Kompromissen, aus Schachern und Feilschen besteht, wobei die Enterbten immer zu kurz kommen. Auf den Ruinen der alten zerstörten, vernichteten Welt hatte somit die Anarchie versucht, ihr hohes, reines Prinzip zu verwirklichen, das auf der weitesten, idealsten Auffassung einer gerechten, friedlichen Menschheit beruhte. Der Mensch sollte frei sein in der freien Gesellschaft, jedes Individuum sollte, aller Fesseln ledig, das volle Maß seiner Sinneskräfte und Fähigkeiten bethätigen, sollte alle Grenzen seines Lebens ausfüllen können, sollte glücklich sein im Besitze seines Anteils an allen Gütern der Erde. Allmählich gelangte so die Anarchie dazu, mit der kommunistischen Evolution zu verschmelzen, denn sie war in Wirklichkeit nur eine politische Negation, sie unterschied sich von den andern sozialistischen Sekten nur durch ihre Absicht, alles niederzureißen, um alles neu aufzubauen. Sie nahm das Prinzip der Association

an, der freien Gruppen, zwischen denen der unaufhörliche, tausendfältige, immer sich erneuernde Wechselverkehr zirkuliert, wie das Blut des sozialen Organismus. Und das mächtige Reich, wo sie unter Gemetzel und Feuersbrünsten ihre Herrschaft aufgerichtet hatte, hat sich den andern befreiten Völkern zu der großen, allumfassenden Vereinigung angeschlossen."

Soeurette schwieg ihrerseits und stand unbeweglich und träumerisch, den Arm auf die Rücklehne des Sessels gestützt. Und Lucas sagte langsam, mit schwerer werdender Zunge:

„Ja, am letzten Tage, an der Schwelle des gelobten Landes, mußten die Anarchisten gleich den Kollektivisten mit den Schülern Fouriers zusammentreffen. Wohl waren die Wege verschieden, doch das Ziel blieb dasselbe."

Nach kurzem Sinnen fuhr er fort:

„Wie viel Blut, wie viel Thränen, welch grauenhafte Kriege, um den brüderlichen Frieden zu erringen, den alle gleichermaßen erstrebten! So viel Jahrhunderte brudermörderischen Würgens unter den Menschen, wenn es sich einzig nur darum handelte, ob es besser wäre, rechts oder links zu gehen, um schneller zum vollkommenen Glücke zu gelangen!"

Suzanne, die bis jetzt schweigend dagesessen hatte, auch sie traumverloren in weite Fernen hinausblickend, ergriff nun das Wort, während ein Schauer tiefen Mitleids ihre Gestalt durchbebte:

„Ach, der letzte Krieg, die letzte Schlacht! Sie waren so entsetzlich, daß die Menschen hierauf für immer ihre Schwerter und Kanonen zerbrochen haben. Es war am Anfang der sozialen Krisen, aus denen die Welt neugestaltet hervorgegangen ist, und ich habe die Schilderung des Grauenhaften von Leuten, die beinahe den Verstand verloren, als sie Zeugen

waren des ungeheuren letzten Zusammenstoßes der Nationen. In den gewaltigen Krämpfen, die die Welt schüttelten, als die Gesellschaftsordnung der Zukunft geboren wurde, warf sich eine Hälfte Europas auf die andre, die andern Kontinente folgten, Kriegsflotten trafen sich auf allen Meeren und kämpften um die Oberherrschaft zu Wasser und zu Lande. Nicht eine Nation konnte abseits bleiben, eine wurde durch die andre hineingezogen, zwei ungeheure Armeen marschierten auf, beide glühend von ererbtem Haß, jede grimmig entschlossen, die andre zu vernichten, als ob auf dem weiten, öden Felde von je zwei Menschen einer zu viel gewesen wäre. Und die beiden ungeheuren Armeen der feindlichen Brüder trafen sich im Zentrum Europas auf einer weiten Ebene, wo Millionen Menschen sich erwürgen konnten. Auf Meilen und Meilen entwickelten sich die Truppen, unabsehbar folgten andre als Verstärkung nach, zwei so gewaltige Menschenströme wälzten sich gegeneinander, daß die Schlacht einen ganzen Monat dauerte. Immer neue Menschenleiber boten sich jeden Tag den Kugeln und Granaten. Man nahm sich keine Zeit, die Toten fortzuschaffen, sie häuften sich zu hohen Wällen auf, hinter welchen immer wieder andre Regimenter aufmarschierten, um sich töten zu lassen. Die Nacht unterbrach den Kampf nicht, das Morden wurde im Finstern fortgesetzt. So oft die Sonne aufging, schien sie auf vergrößerte Seen von Menschenblut, auf eine grauenhafte Schlachtbank, wo die Leiber sich zu immer höheren Haufen schichteten. Gewaltige Kriegsmaschinen hüben und drüben verrichteten ihr furchtbares Werk, ganze Armeen wurden mit einem einzigen Donnerschlage zerschmettert. Die Kämpfenden brauchten einander nicht nahe zu kommen, sich nicht einmal zu sehen; die Kanonen trugen

auf viele Kilometer Entfernung und warfen Geschosse, welche über Hektare von Terrain niedermähend hinsausten. Auch aus den Lüften wurden von Ballons herab Bomben geschleudert und Feuerbrände in die Städte geworfen. Die Wissenschaft hatte Sprengmittel, Zerstörungswerkzeuge erfunden, die Tod und Verderben auf ungeheure Entfernungen sandten, die ein ganzes Volk verschlingen konnten wie in einem Erdbeben. Und welch mörderisches Gemetzel am letzten Tage dieser Riesenschlacht! Nie noch hatte ein solches Menschenopfer zum Himmel emporgedampft. Mehr als eine Million Menschen lagen da auf dem unermeßlichen Schlachtfelde, auf den Wiesen, auf den Aeckern und in den Flüssen. Man konnte stunden- und stundenlang gehen, und sah immer dichtere Haufen erschlagener Soldaten liegen, aus deren verglasten Augen und offenem, blutbedecktem Munde der menschliche Wahnwitz gen Himmel starrte . . . Das war die letzte Schlacht. Schaudern und Entsetzen machten allen das Leben in den Adern gefrieren am Morgen nach diesem grauenhaften Blutrausch; und die Menschen sahen, daß der Krieg fortan unmöglich war, angesichts der Allmacht der Wissenschaft, die dazu bestimmt war, das Leben zu fördern und nicht den Tod."

Suzanne verfiel wieder in Schweigen, und ihre klaren Augen schienen in den Frieden der Zukunft hineinzuschauen. Und mit einer Stimme, so schwach wie ein Hauch, sagte Lucas noch:

„Ja, der Krieg ist tot, die letzte Etappe ist erreicht, am Ziele des langen, beschwerlichen, mühseligen Weges sinken die Menschen einander in die Arme und geben sich den Bruderkuß. Mein Tagewerk ist vollbracht, nun kann ich schlafen."

Er sprach nicht mehr. Süß und erhaben war diese letzte Minute. Josine, Soeurette und Suzanne

regten sich nicht, harrten ohne Traurigkeit, mit inbrünstiger, weihevoller Liebe dem Kommenden entgegen. Das Zimmer war erfüllt von Blumenduft und Sonnenlicht. Drunten spielte die fröhliche Schar der Kinder, und durchs Fenster drangen die Schreie der Kleinen, das Lachen der Großen herein, der Frohsinn der Jugend, welche die Zukunft in sich barg, mit ihren immer schöneren Freuden, ihrem immer größeren Glücke. Und draußen spannte sich der unermeßliche blaue Himmel, an dem die sinkende Sonne freundlich strahlte, die Allmutter, die Befruchtende, deren segensreiche Kraft die Menschen nun eingefangen und aufgespeichert hatten. Und unter ihren goldenen Strahlen erglänzten die blanken Dächer des glorreichen Beauclair, des von emsiger Thätigkeit summenden Bienenkorbes, wo die verjüngte, neugeordnete Arbeit nur Glückliche schaffte durch die gerechte Verteilung der Güter dieser Welt. Und jenseits der Wälle der Monts Bleuses, jenseits der weiten Ebene der Roumagne bildete sich die Vereinigung aller Völker zu einem einzigen Volke, zu einer brüderlichen Menschheit, die endlich ihre Bestimmung der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens erreicht hat.

Mit einem letzten Blick umfaßte Lucas die Stadt, den Horizont, die ganze Erde, wo die Umgestaltung, die er begonnen, sich fortsetzte und vollendete. Das Werk war geschaffen, die Stadt war erstanden. Und Lucas gab den Geist auf, kehrte zurück in den ewigen Strom der Liebe und des Lebens.

